

Har-308(41-44)

# Braunschweigische Heimat



55.56

1955

41. Jahrgang · Heft 1

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz  
Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Rudolf Curdt zum Gedächtnis. Von Graphiker Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a .....	1
Dä ole Hotzdunder un dä Halleysche Komete 'ne wahre Vortellich ut Maschero'e von Maurermeister Fritz Habekost, Mascherode .....	4
Die letzten Braunschweiger Kemnaten Von Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 .....	6
Dr. Samuel Hahnemann in Königslutter. Von Mittelschullehrer Heinz Röhr, Königslutter .....	15
Verdiente Braunschweiger Naturforscher und Naturfreunde (Schluß) Von Oberverwaltungsgerichtsrat i. R. Dr. Fritz Hartwig, Braun- schweig, Dörnbergstraße 1 .....	17
 Aus der Heimatpflege	
Heinrich Ehlers, dem vorbildlichen Ortsheimatpfleger, zum Gedächtnis Von Mittelschullehrer O. Thielmann, Goslar, Grauhöfer Straße .....	20
Ernst Bergfeld wurde 70 Jahre alt. Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	22
Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Ar- beitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Ge- schichte und Volkstum von 1945 bis 31. Dezember 1953 (Fortset- zung). Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Mönchstraße 1 .....	22
Der Braunschweigische Landesverein im Jahre 1954 .....	27
Braunschweiger Bildnisse. Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollen- hauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	32

**Beitriffs-Anmeldungen** zum Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz sind an die Geschäftsstelle zu richten. — Alle **Zahlungen** auf Postscheck-Konto Hannover Nr. 440 65 — **Anzeigen-Annahme** nur für die zwei Seiten des Umschlages in der Geschäftsstelle. — **Mit-  
arbeiter-Beiträge** sind einzusenden nur an den Schriftleiter: Dr. Werner Flechsig, Braun-  
schweig, Hagenring 6. Jeder Verfasser erhält auf Wunsch von seinen Beiträgen Abzüge.  
Die Einsender haben die von ihnen vorgebrachten Ansichten selbst zu vertreten. Unsachliche  
oder persönliche Beiträge werden in der Braunschweigischen Heimat nicht aufgenommen. —  
Geschäftsstelle Braunschweig, Kalenwall 1, Fernruf 2 24 95-96. — Verlag E. Appelhans & Co.,  
Braunschweig. — Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Nachdruck des Inhalts nur mit  
Quellenangabe gestattet.

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V.: 1. Vorsitzender:  
Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig, Wolfenbüttel, Vor dem Gotteslager 8, 2. Vor-  
sitzender: Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5, 3. Vorsitzender:  
Dr. Alfred Tode, Braunschweig, Seesener Straße 3, Schriftführer: Dr. Werner Flechsig,  
Braunschweig, Hagenring 6, Geschäftsführer: Hans Stolle, Braunschweig, Wolfenbütteler  
Straße 46, Schatzmeister: Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4a, Notar Heinz  
Mollenhauer, Braunschweig-Riddagshausen, Stresemannstraße 2, Günther Luchte, Braun-  
schweig, Rosenstraße 16.



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1  
Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

41. Jahrgang

März 1955

Heft 1

55, 56

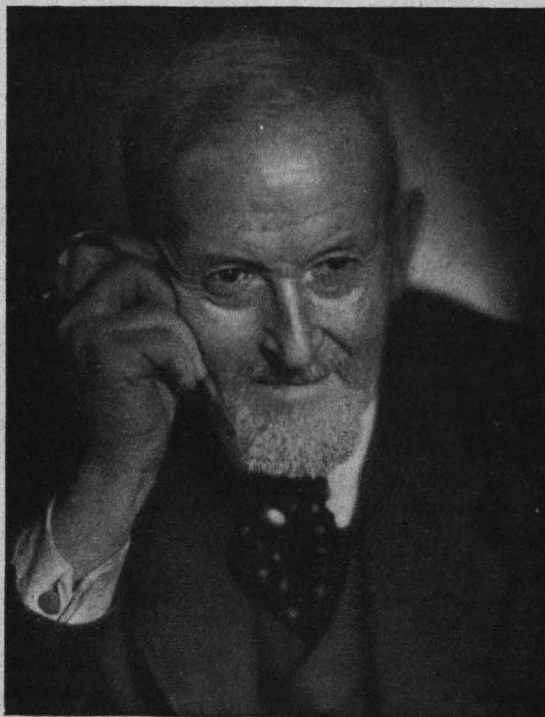
## *Rudolf Curdt zum Gedächtnis*

Schon auf dem Krankenbett, vollendete Professor Rudolf Curdt am 21. November 1954 sein 80. Lebensjahr. Am Abend des 8. Januar entschlief er still. Eine schwere Gelbsucht hatte ihn lange Wochen zuvor befallen. Sie schwächte mehr und mehr die Widerstandskraft seines Körpers, während der Geist in wachen Stunden bei den Seinen, den Freunden und — dem Werk war, dem er in Gottes Namen und strenger Pflichterfüllung allzeit gedient hat. Achtzig Jahre waren ihm gegeben; er nannte sie dankbar eine Gnade. Und sie waren es gewiß, — nicht nur für ihn. Jeder, der dem Menschen und Lehrer Rudolf Curdt nahe stehen durfte, wird es bezeugen. Als ein Streiter für das Echte und Wahre in unentwegtem Streben immer wieder lernend, um ändern aus gütigem, wahrhaft frommem Herzen raten und helfen zu können, so wird er ihnen zeitlebens im Gedächtnis bleiben. Für sein selbstloses Wirken im Dienste der heimischen Denkmalpflege und der Erziehung junger Handwerker und Künstler zur Echtheit und Werktreue sprach ihm noch kurz vor seinem Tode der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz Dank und Anerkennung in einer Ehrenurkunde aus, die ihm von den Vorstandsmitgliedern überbracht wurde.

Als Sohn eines Börßumer Kantors wurde Rudolf Curdt als drittes von sechs Kindern geboren. Die strenge Zucht des Elternhauses und sieben Jahre Volksschule im Heimatort gingen dem Besuch des Realgymnasiums in Arolsen voraus. Die Arolser Oberförsterei wurde ihm zweite Heimat. Im vertrauten Umgang mit naturnahen Menschen und Tieren, in ungebundener Freiheit, erlebte er die herrliche Umwelt des Waldecker Landes bis zur erreichten Obersekunda-Reife. Sein Drang zu gestalten, sowie überdurchschnittliche Leistungen im Zeichnen und Malen wiesen den Weg zu weiterer Ausbildung. 1890 begann Rudolf Curdts Lehrzeit beim Hof-Dekorationsmaler Quensen. Als diesem Restaurierungsarbeiten an den Wandgemälden des Braunschweiger Domes übertragen wurden, stellte Meister Quensen seinen als Lehrling bereits äußerst tüchtigen Mitarbeiter dem Regenten des Landes, dem Prinzen Albrecht von Preußen, vor. Je ein Stipendium sowohl dieses Fürsten als auch des Westermann-Verlages ermöglichte 1894 akademische Studien. Dem Besuch der Königlichen Kunstschule in Berlin, wo Rudolf Curdt auch das Zeichenlehrer-Examen bestand, schloß sich die Studienzeit an der Dresdner Akademie an. Dabei blieb ihm, wie Zeit seines Lebens, die gesunde handwerkliche Grundlage der Kunst das Wesentliche.

Im Jahre 1900 mit Anna Bergert aus Braunschweig verehelicht, finden wir Rudolf Curdt denn auch als Lehrer an der Schlosserschule zu Roßwein, 1903 erfolgt seine Berufung als Zeichenlehrer an das Johanneum (Realgymnasium) zu Lübeck. Hier, sowie an mehreren anderen Lehranstalten der Stadt, kommen alle

seine Fähigkeiten zu voller Entfaltung. Er erweist sich als hervorragender Pädagoge, der völlig neue Wege geht und nach ebensolchen Erkenntnissen und Erfahrungen unermüdlich ringt. Auf Familienausflügen und Wanderungen sind Skizzenblock, Bleistift und Zollstock ständige Begleiter. In unentwegtem Schaffen entstehen hunderte von Zeichnungen handwerklich vorbildlicher Architekturteile und Geräte. 1909/10 sehen wir Rudolf Curdt einige Semester lang als Gasthörer der Technischen Hochschule Braunschweig. Während der Ferien arbeitet er in



*Rudolf Curdt*

den Werkstätten der traditionstreuen, ländlichen Handwerker, um Erfahrungen zu sammeln, die er im Unterricht an der Baugewerkschule in Lübeck auswertet, wo er u. a. neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit wirkt. Auf Wanderfahrten führt er seine Schüler in die niederdeutschen Landschaften Schleswig-Holsteins, Mecklenburgs und der Lüneburger Heide. Hierbei verbindet sich fröhliches Erleben der Heimat mit ernsthafter Arbeit. Unter Rudolf Curdts Anleitung vermessen seine Schüler wertvolles, altes Handwerksgut und stellen es auch in freier Zeichnung oder malerisch dar. So geht eine gründliche Erziehung zur Beobachtung technischer Leistung und zum Studium werkstoffgerechter Verarbeitung vor sich. Das Haus in der Landschaft, seine nähere Umgebung, die Maßverhältnisse von Türen, Fenstern und andern Dingen werden kritisch gewertet. Selbstgeschaffene Lichtbildreihen vergleichenden Inhalts mit Beispiel und Gegen-



beispiel vertiefen in Verbindung mit dem gesprochenen Wort das praktische Wissen der Lernenden und festigen es. Wettbewerbe spornen den Leistungswillen, durch sie erreichte Erfolge stärken die Besten im Selbstvertrauen, in fröhlicher Gemeinschaft werten Lehrer und Schüler das Ergebnis ihres Schaffens.

Der damaligen Unterbewertung des Zeichnens an den Höheren Schulen stellt Rudolf Curdt dessen Wert als Glied des allgemeinbildenden Unterrichts gegenüber. Er bereichert dieses Lehrfach durch Hinzunahme von Klebearbeiten und Modellieren sowie Ausdrucks- und Geschmacksübungen. Dieser Appell an die schöpferischen Kräfte der Jugend brachte unerwartete Erfolge mit sich. In einem Ideenwettbewerb, der während des ersten Weltkrieges zwischen Schülern auf Grund einer Aktion stattfand und sich gegen den Kitsch in der Kriegspostkarte wandte, fielen sämtliche Preise an Schülerinnen und Schüler von Lübecker Lehranstalten, an denen Rudolf Curdt wirkte. Als später im Rahmen eines „Reichs-Jugend-Dankes“, zusätzliche Mittel zur Unterstützung Hinterbliebener und Schwerbeschädigter durch den Verkauf von Schüler-Basteleien beschafft werden sollten und ihm sowohl die Organisation als Leitung angetragen wurden, lehnte er zunächst ab. Erst auf dringliches Zureden, besonders des Direktors des Johanneuseums, ließ er sich zur Übernahme der unerwünschten Aufgabe überreden. Dann allerdings ging er, seiner Natur entsprechend, voll ins Geschirr. Das Ergebnis war überraschend: Statt der erhofften paar hundert Mark konnten einige tausend nach Berlin überwiesen werden. Auf Grund seiner organisatorischen und pädagogischen Begabung übertrug man Rudolf Curdt in Lübeck auch den Aufbau und die Leitung der Kriegerwerkstätten, die genesenden und genesenen Verwundeten bei befriedigender Tätigkeit den Rückweg ins Berufsleben zu erleichtern bestimmt waren.

Die bei all diesen Aufgaben erzielten pädagogischen und organisatorischen Erfolge im Verein mit seinen handwerklichen Studien führten dazu, daß im Jahre 1918 Rudolf Curdt als Nachfolger Professor Leitzens zum Direktor der Städtischen Gewerbeschule in Braunschweig gewählt wurde. Wie er es dann verstand, Lehrkräfte und Schüler zu begeisterter und begeistender Gemeinschaftsarbeit für den Aufstieg der Schule zusammenzufassen und zu höchsten Leistungen anzuspornen, kann nur jemand ermessen, der dabei sein durfte. Das Hochgefühl fröhlichen, unentwegten Schaffens aller an der Förderung einer heimatlichen Kulturstätte war in jedem Herzen lebendig und wird denen, die damals „ihrem“ Direktor mithalfen, die Anstalt zur angestrebten Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu erheben, unvergeßlich bleiben. Das Erreichen dieses Zieles im Jahre 1920 und die 1924 erfolgte Ernennung zum Professor zählen zu den schönsten Erfolgen Rudolf Curdts, dem freilich auch schmerzliche Erfahrungen nicht erspart blieben. Sein Schaffens-tempo und hoher Gedankenflug konnten nicht immer verstanden werden. 1929 trat er von der Leitung der Schule zurück, als Architekt und Maler rastlos weiter-schaffend. Seine besondere Sorgfalt und Liebe galt der denkmalpflegerisch gewissenhaften Instandsetzung vieler Dorfkirchen unserer Landschaft, eine Arbeit, die er mit der ganzen Inbrunst seiner zutiefst frommen Seele ausführte. In den Jahren vor dem zweiten Weltkriege wirkte er an der künstlerischen Wiedergewinnung der berühmten Fresken des Braunschweiger Domes, die durch mehrere romantisierenden Übermalungen im 19. Jahrhundert gröblich in ihren

Farben wie in ihren Umrissen entstellt worden waren. Im Gelingen dieses Werkes sah er gewissermaßen den Höhepunkt seines Schaffens auf kirchlichem Gebiete. Mancher von uns wird sich seiner letzten Lichtbildvorträge erinnern, mit denen er vor den Menschen glaubte noch einmal Zeugnis ablegen zu müssen, wie er es mit allen seinen Werken vor dem Herrgott jederzeit zu tun bereit war. Von dieser Bereitschaft, von seiner Verbundenheit mit der Umwelt, zeugt außer sonstigen Schöpfungen auch ein schmaler Gedichtband, dessen Inhalt er als Saat in empfängliche Herzen gebefreudig streuen wollte. Denn Gebefreudigkeit war einer der schönen Wesenszüge des außerordentlichen Menschen Rudolf Curdt, dessen Wirken nicht besser dargestellt werden kann als mit seinen eigenen, knappen Worten:

„Was Gott ihm gab, sucht dankbar er zu mehrnen  
Für Jugend, Heimat, Volk und seinen Gott zu Ehren.“

R. Fricke

## Dā ole Hotzdunder un dā Halleysche Komete

'ne wahre Vortellich ut Maschero'e von Fritz Habekost

In'n Jahre 1910 spoike 't nich bloots in usen Dorpe, nā, dā Zaitungen harren alle Lue in Stadt un Land glu' emāket von wājen dān »Halleyschen Kometen«. Sai schreben un vorrtellen sich, dūsse Komete fōlle nejjestens an'n Heben erummerspoiken. Dā ole »Hotzdunder« harre dat ok elāset un fā aines Dā'es tau minen Vā'ere: »Minsche, nu feije mick emāl, is et denne wahr, wat se in der Zaitunge scharivet, in Juni fall dā Welt undergahn? Dā Komete, ich wett nich glicke, wo 'e heten dait, fall mit finen lanken Swanße ower de Ere striken un alles dot māken? Hotzdunder, da fōll 'en et ja mit der Angest kri'en!«

»Na, fau flimm, arr et de Zaitunge māket, ward et woll nich glicke weren, wāre't man erstmāl af!« fā mien Vā'er, »et jifft sauveel Lue up 'er Welt, un en paar weret woll overblieben, da were=we denne woll midde bie sien.«

»Nā, nā, Minsche, faulange toirwe=we nich, denn könne 't tau spā'e sien«, twōre 'ne de Ole an. »Kumm emāl runder in'n Kelder! Dā fast 'e mick en Lock in dā dicke Wand flā'en, du most et āwer fūlwest māken, dat bruket kainder te wetten. Ich will d'r minen Jeldkasten erinterstellen, un denn muerst 'e 't wā'er dichte tau. Wat et kost't, betāle ich.«

Mien Vā'er māke 't fau, ar et »Hotzdunder« hebben wolle, un dā Ole was ok taufre'en. Nu konne dā Komete komen! Dabie māk' 'e sich ower sich fūlwest kaine Jedanken, wenn man sien Jeldkasten wisse stund.

Nā 'ner Wile kraij' 'e Tānewaidā'e, un dat schof 'e dān Halleyschen Kometen ok noch in de Schau un schult ain over't andere Māl: »Hotzdunder! Dach un Nacht spoiket ain'n dā ole Komete in'n Koppe 'rummer!« Ändern Dā'es treck' 'e froimor=jens en Pārd ut 'en Stalle un rett nā Bronswiek nā 'en Tāhnebrāker, dā donnemāls up 'en Bohlwā'e wohne. Wār 'ne 'faihn hat, hait sich en Buk vorr Lachent, faune Figur gaff 'e aff. In finen hollijen Tāhn harr' 'e sich en Tippel von faunen olen Snufdauke 'stoken, dat andere bammel 'ne vorr'n Liwe runder, un sine Hofe, dā 'ne faumiefau te korte was, harre sich bi en Ri'ent ut dā groten Stulpensternwiel eruter etreckt un bett an de Knie hoch eschoben. Ohne was et like, wenn ok dā Stādters

keken un grenneken. Upp er Kauhstrate gaff 'e sien Pärð aff, lait sick sinen kranken Tähn trecken un denn gung et wä'er taurüjje.

Dā Juni kamm ümmer necher, fües namm alles sinen Lop. In'n Hufe harren dā Fruenslüe öhre Daunt, un dā Mannslüe kloppen dā Saißen un måken dā Boddens raine un dā Wä'ens terechte, wail et Wiesche=Maient balle angung.

'ne Waschfrue, dā bi 'en olen Hoßdunder alle vair Wochen dā grote Wesche måken moßte, waß ok emål wä'er up 'en Horwe west, ar Hoßdunder mit minen Vā'ere dā ower esproken harre, wo 'e dān Jeldkasten inmuern sölle, un harre taufellich dat Tufternt in'n Keldere midde annehört. Sai harre dabie vorr sick hen egrenneket, denn sai kenne jå all dā Ängest von öhren Brotjewe vorr'n Halleyschen Kometen. Se wohne in Bronsmiek up 'er Muernstrate, un ar aines schönen Dā'es öhre Vorrwandten un Bekannten bi öhr wörren, gaff se taun besten, wat se in Maschero'e uppefnappet harre. Se wolle 'n olen Hoßdunder dā nist midde taun Frake daun, dā waß 'er dā Stidde tau laime tau, nā sai waß man 'ne ole Köärwääsche, dā jeern wat Nies vorrtelle. Nu harre se åwer dā nich annedacht, dat under öhren Tauhörers wecke wörren, dā öhre Handwork mehrstens ets Nachts bedreben un öhrer Sträte alle Ehre måken nā dān bekannten Spruche: »Muernstrate, Klint un Weder, davor hoie sick en jeder!«

Düsse Frünne kraijen mit der Wile alles ut der Waschfrue 'rut, wat se wetten wollen, un sai harr'er kain Arch ut, jå - sai beschraif saugår dā Stidde in'n Kelder, wo dat Lock satt, bloots ar dat Frå'en kain Enne namm, dā true se dān Kråm nich mehr un sach all bi sick, wat düsse Binken wä'er uträten wollen. Sai flaip düsse Nacht niche, denn vorr Ängest konne se nu kain O'e taumåken. Ets Morjens bi Tien stund se up un gung stantepee nā'er Pollezai. Dā vorrtelle sai, wat se annerichtet harre. Sai wolle doch öhre gu'e Arbeitstidde nich vorrlaifen! Dā Pollezai höre sik öhre Vormauije an un fā, sai sölle froijen un nist lutmerich weren låten, dat andere deen sai schoonsit fülbest måken.

Et duere ok nich lange, dā herren se all erut, wonair dat Ding edrait weren solle. Arr de nejjeste Nacht nu kamm, setten sick dā Pollezisten up Hoßdunder sinen Horwe terechte un luern up, wat woll kaime. Jegen Middernacht fleken sick drai Keerls ganz fuutjen dorch dā Hoffpoorte, un bi lüttjen harren se dat richtije Kelderfenster efunden, wo se instijen wollen, un maken sick ok glieks an dā Arbeit.

Düt was dā richtije O'enblick forr dā Pollezisten: »Hände hoch!« raipen se un stünnen mit 'en Revolver in der Hand parat. Dā drai Ståhlalwe konnen kain Woort eruterkrijen, lau harren se sich vorrjå'et. Alle drai krejen 'ne Kedde um de Hånne, un denne wecken dā Pollezisten en olen Hoßdunder up. Dā glöwe, de Halleysche Komete wörre annekomen, un raip luuthals »hoßdunder!«, arr 'e dā Uniformen un dā Spigbuben sach. Kriteritt was 'e in'n Jesichte, un dā olen Knie bewern, dat 'e sick kume up 'en Bainen holen konne.

Nu naimen dā Pollezisten dā Spigbuben in 'e Midde, un Hoßdunder slüere näbenhår nā'n Kraue. Arr se nu dā Binken utrā'en dāen un ok visentieren, dā fünnen se bi dān ainen faun lang Mest in der Tasche, dat dā ole Hoßdunder noch um en Lot witter umme de Nāse woord un sien »hoßdunder!« noch emal eruter plaße. »Dā wollen mich düsse Grüle ok noch midde dotstāken. Wat et doch forr Baistere up 'er Welt jiff!«

Sau sach dā ole Hoßdunder dān Halleyschen Kometen von 'ner ganz andern Site, åwer sinen Jeldkasten harre doch beholen.



# *Die letzten Braunschweiger Kemnaten*

Von H. A. Schultz

Die Untersuchung der Jacobskirche zu Braunschweig ergab eine Reihe guter, für die Geschichte der Stadt und des Landes Braunschweig wertvoller Erkenntnisse. Gleichzeitig traten aber neue Problemstellungen auf, von denen eine sich auf die Entwicklung des frühen Stein- und Kirchenbaues in unserem Stadtgebiet bezieht. In ihrem Mittelpunkt steht die heute immer mehr verschwindende Form der Kemnate. Den Bombenangriffen und der nach 1945 einsetzenden Entrümmung sind leider viele dieser bedeutungsvollen Bauwerke zum Opfer gefallen. K. Steinacker gab 1936 (Jahrbuch des Braunschw. Geschichtsvereins Bd. 8, Heft 1, S. 32—46) eine sehr sorgfältig aufgestellte Liste der zu dieser Zeit bekannten Kemnaten heraus. Wer K. Steinacker und seine sehr gründliche Arbeitsweise gekannt hat, weiß, daß diese Arbeit auf dem Wege sowohl der Erforschung der Baugeschichte, als insonderheit der Quellenuntersuchung innerhalb der Kemnatenforschung einen beachtenswerten Beitrag darstellt.

Die Kemnaten haben nach dem letzten Kriege durch K. P. Flesche eine weitere Bearbeitung erfahren, deren Ergebnisse in der Dissertation 1948/49 „Die Kemnaten der Stadt Braunschweig“ (Bibliothek der Techn. Hochsch. Braunschw., U. 48/28) niedergelegt sind.

Die hier vorliegende Übersicht setzt sich zum Ziel, nach Überprüfung der Aufstellungen von 1936 und 1948/49 nun nach dem Stande vom Herbst 1954, zusammenfassend die heute noch nachweisbaren Kemnaten festzuhalten. Es ist wahrscheinlich, daß die gerade jetzt in erhöhtem Maße in der Altstadt begonnenen Bauarbeiten weitere Reste dieser alten Steinbauten anschnitten und vermutlich auch zum Leidwesen eines jeden Heimatfreundes vernichten werden. Deshalb bezweckt diese Arbeit, neben einer Aufzählung der noch 1954 erkennbaren Kemnaten bzw. deren Reste vor allem auf die Bedeutung der Stätten hinzuweisen, die noch Spuren dieser alten Gebäudegattung tragen. Die wenigen in ihren Außenmauern noch erhaltenen Kemnaten verdienen unbedingt vor weiterer Zerstörung bewahrt zu werden! Z. Z. Karl Steinackers (1936) waren von 124 vermuteten noch 77 Kemnaten gut zu erkennen. Heute haben wir nur noch 32 Kemnaten, zum Teil in letzten kümmerlichen Resten auffinden können. Dies bedeutet: 62,3 % der 1936 noch bekannten Kemnaten sind heute verschwunden!

Wie in Westfalen die Stadt Osnabrück so nimmt in Niedersachsen Braunschweig in bezug auf Anzahl und Bauformung ihrer Steinwerke die erste Stelle ein. Hier liegt ein reiches Unterlagenmaterial für die Geschichte des Wohnhauses im Mittelalter bis in die Jetztzeit hinein vor. Dabei unterstreichen die örtlichen Besonderheiten gerade die Bedeutung der Stadt Braunschweig in dieser Baugeschichte.

Seit 1300 sind die Kemnaten urkundlich für unsere Stadt nachweisbar. Unzweifelhaft sind sie aber älter. Bei der Beantwortung der Frage nach der Herkunft des kemnatenartigen Steinbaues weist Flesche in seiner Dissertation auf den römischen Pfahlgrabenturm des limes romanus, auf die Erwähnungen von Kemnaten 584 und auf die kemnatenartigen Bauten (etwa 820) im Benediktinerkloster zu St. Gallen hin. In der Grenzurkunde des Bistum Hildesheim ist bereits

vor 1000 n. Chr. „kaminadan“ erwähnt. Näheres findet man in dem Aufsatz „Die Kemnate“ von O. Hahne (in „Alt-Hildesheim“, Heft 24, 1953).

In aller Kürze seien einige Grundzüge der braunschweigischen Kemnatenform erwähnt. Am häufigsten treffen wir sie in der Altstadt an. Die o. g. Aufstellung von K. Steinacker zeigt uns dies sehr deutlich. In gesicherter Lage konnte er für 1936 in der Altstadt 48, im Hagen 22, in der Neustadt 14, in der Alten Wiek 2 und in dem zuletzt besiedelten Sack nur 1 Kemnate nachweisen. Beim Betrachten dieser Zahlen im Vergleich zu dem Entstehen der einzelnen Weichbilder drängt sich die Frage auf: Steht diese räumliche Verteilung etwa mit der systematischen Besiedlung des Stadtgebietes und der damit einhergehenden Bauplanung Heinrich des Löwen in Verbindung?

Kemnate bedeutet soviel wie heizbares Steinhaus bzw. überwölbte Feuerstelle, deshalb findet man neben der Nennung der Kemnate häufig die Bezeichnung „Sten“, „Stenhus“, „Steinkammer“, „Steinwerk“, „Steinturm“ u. a. Ihrer Form nach wird sie zunächst allein gestanden haben. Denn die aus dem 18. und 19. Jahrhundert bekannten Grundrisse verraten uns, daß zwischen ihnen und den anderen Bauten des Hofes, vor allem des Vorderhauses, keine organische Verbindung bestanden hat. Oft spürt man geradezu die Verlegenheit, andere Bauten mit solch' einem Steinturm in Verbindung zu bringen. Selbst bei Annahme häufiger An- und Umbauten ist es schwer, in vielen Fällen überhaupt das ursprüngliche Gefüge der Kemnate zu erkennen. Auf jeden Fall muß sie streng von jenen größeren Massivbauten unterschieden werden. Hinzu kommt, daß im 16. Jahrhundert neue kemnatenartige Anbauten z. B. Fallersleber Straße ass. 1860 erfolgt sind.

Über ihre Form sei erwähnt: zumeist sind sie zweigeschossig (Keller-, Erd- u. Obergeschoß); jedes Geschoß hat nur einen Raum, einer davon war in der Regel heizbar; der Zugang erfolgte entweder im Inneren oder aber auch über eine äußere Freitreppe; der Grundriß war entweder quadratisch oder schwach rechteckig; die Seitenlänge lag zwischen 6,0 bis 10,0 m, so daß die Grundfläche nur etwa 40—50 qm betrug. Das Fundament reicht nach Untersuchungen bis auf 2,80 bis 3,0 m in die Tiefe und besitzt dort eine Stärke von 1,0 bis 1,50 m; die überirdische Mauerstärke beträgt nur 0,50 bis 1,0 m; sie sind aus regellos geschichteten Bruchsteinen (zumeist Nußberg-Rogenstein, auch Elm-Kalkstein) mit z. T. starken Eckquadern hergestellt. Eine Untersuchung des Bindematerials liegt noch nicht vor. Der Balkenkeller scheint die ursprüngliche Form zu sein; massive Querwände fehlen in allen Geschossen; Kamine sind nur ab und zu nachweisbar.

Die Gründe für die Erbauung dieser Kemnaten liegen wohl darin, einen möglichst feuersicheren Raum zu bekommen. Während sich im Vorderhause der Handel und das Gewerbe abspielten, diente die so massiv aufgebaute Kemnate als eigentliche Wohnung. In ihr konnten auch die kostbaren Gegenstände, die Vorräte, untergebracht werden. Flesche vergleicht sie mit einem Tresor des Kaufmannes. Erst in zweiter Linie wird die strategische Bedeutung als Verteidigungsanlage gestanden haben.

Die untersten Geschosse werden häufig auch in der Mitte des 18. Jahrhunderts „Kapellen“ genannt (bezeugt für Reichsstraße 1305, Hagenbrücke 1314). Da es nicht glaubhaft ist, daß die Kemnaten ursprünglich mit dem Zweck einer Kapelle errichtet wurden, muß vielmehr angenommen werden, daß man zu irgendeiner Zeit in ihnen und damit im Kern der Höfe Privatkapellen eingerichtet hat.

# Übersicht über die im Herbst 1954 nachweisbaren und fraglichen Kemnatenreste

8

Erläuterungen der Zeichen und Abkürzungen:

Spalte 4—8: von K. Steinacker (Jahrb. 1936) übernommen (s. Lit.); A — Altstadt; H — Hagen; N — Neustadt; S — Sack; W — Alte Wiek; \* bejahen das Vorhandensein.

Spalte 9: Zustand Herbst 1954.

Spalte 10: Fl. — Flesche (s. Lit.); K — Kunstdenkmäler d. St. Br. (s. Lit.); L. M. — Landesmuseum für Geschichte u. Volkstum, Braunschweig.

Spalte 12: Br. Anz. — Braunsch. Anzeigen; Br. Mag. — Braunsch. Magazin; Flesche, Klaus Peter, Die Kemnaten der Stadt Braunschweig, Diss. 1948/49 Techn. Hochschule Braunschweig; K — Kunstdenkmäler d. Stadt Braunschweig von P. J. Meier u. K. Steinacker, Br. 1926; Stei. Jahrb. — Steinacker, K., Schemat. Nachweis v. Kemnaten in d. Stadt Braunschweig. In: Jahrbuch d. Braunsch. Geschichtsvereins, Zweite Folge, Bd. 8, H. 1, S. 32—46; Stei.-Kartei — Handschriftl. Kartei v. K. Steinacker im LaLndesamt f. Denkmalpflege, Br., Burg Dankw.; Ribbentrop, P. Chr., Beschreibung der Straßen, einiger öffentlichen Gebäude ... der Stadt Br. 1789; Ukb. — Urkundenbuch d. Stadt Braunschweig herausg. v. Hänselmann u. Mack, 4 Bde., 1862—1912.

Lfd. Nr.		ass.	Weich- bild	nach Steinacker					1954	Foto Abb.	Frühere Besonderheiten	Literatur
				wes. erb.	in Resten erhalten	Lage zweifelh.	Deutung zweifelh.					
1	Agidienmarkt 8	2416	W	„					Mauerreste (Stärke etwa 0,80 m) noch im Fundament erhalten, massives Steinhaus, doch wohl keine Kemnate!	Foto L. M.	Steinhaus an der Straße, Vorderhälfte über gewölbtem Keller ringsum massiv, 2. u. 3. Obergeschoß aus Fachwerk, got. Vorkragungsprofil der massiven Giebelwände, Tür- u. Fensterge- wände — 18. Jahrh. nach rückwärts Fachwerkvorlage mit rechtwinklig zum Vorderbau laufender Firstlinie	Stei. Kartei (m. Skizze) K., S. 60 Stei. Jahrb. 1936 S. 34—35 Flesche, S. 21
2	Auguststraße 4	2421	W	„					Mauerrest — Rogenstein — hinter C. Grove nachweisbar	Abb. K. 119 L. M.	K. an Vorderhaus (Fachwerk) anstoßend Fenster am Sturz rechtwinklig verengt, wohl got.	Stei. Kartei (k. Skizze) K., S. 60, Abb. 119 Stei. Jahrb. 1936 S. 34—35, Flesche, S. 22
3	Auguststraße 34	2573	W	„					gut zu erkennen (Grundst. Hodemacher)	L. M.	K. schräg in Vorderhaus einschiebend	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jhrb. 1936, S. 34-35 K., S. 60 Flesche, S. 22
4	Bankplatz 8	286	A	keine	Eintragung				K. deutlich zu erkennen (Grundstück Löhr)		K. Vorderhaus begrenzend, keine massive Wand hofwärts, Fachwerkaufsatz	K., S. 55 Flesche, S. 22



5	Breite Straße 1	770	A	„		im Abbruch		K. durch Zwischenbau vom Vorderhause (1765) getrennt, Fachwerkaufsatz von 1573	Stei. Kartei (m. Skizze) K., S. 57 Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 Flesche, S. 23
6	Breite Straße 6	776	A	„		Bruchstücke einer Mauer (Rogenstein) zu erkennen		K. durch Fachwerkwiszenbau mit Vorderhaus verbunden, ringsum massiv in 2 Geschossen, Eckquader aus Rogenstein hofwärts, Westseite scheint nicht bis zum First massiv hochgeführt zu sein, 3. Gesch. aus Fachwerk ist nicht vorgekragt, Keller mit Balkendecke	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 K., S. 57 Flesche, S. 24
7	Breite Straße 7	777	A	„		Mauerrest erhalten, mit Backstein ergänzt		K. nicht ganz erhalten, Verbindung mit Vorderhaus nicht zu erkennen, Umbau 1583, hofwärts zweigeschossige Massivwand, oben 3 Fenster mit Renaissance-Profil. Wände im W u. N sind vermutlich massiv. 3. Gesch. — Fachw. (18. Jh.)	Stei. Kartei (m. Skizze) K., S. 57 Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 Flesche, S. 24
8	Breite Straße 15	878	A	„		Mauerreste erhalten	Gelpke, C. Aquarell	Kemnatenartiger Anbau im U hofwärts, ist gegen W ohne massive Abschlußwand, Keller gewölbt im Vorderhaus (1594) aufgegangen Erdgeschoß — Kleeblattfenster. Im 18. Jahrh. Erinnerung an eine Hauskapelle. 1313—1388 Besitzer Fam. von Uhrde	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 K., S. 57 Flesche, S. 24

Lfd. Nr.		ass.	Weich- bild	nach Steinacker				1954	Foto Abb.	Frühere Besonderheiten	Literatur
				wea. erh.	in Resten erhalten	Lage zweifelh.	Deutung zweifelh.				
9	Breite Straße 16	879	A	„				Mauerrest erhalten		K. durch Zwischenbau mit Vorderhaus (Ende 16. Jahrh.) verbunden, Fachwerkaufsatz gemeinsam mit Vorderhaus, Keller mit Balkendecke, in zwei Geschossen ringsum massiv, nach O auch im 3. Geschoß bis zum First	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 K., S. 57 Flesche, S. 24
10	Breite Straße 19	882	A	„				Mauerrest an Kaffeetwete		K. von Twete aus sichtbar an einen Flügel des Vorderhauses angrenzend (1726) an drei Seiten in zwei Geschossen massiv.	K., S. 57 Stei. Kartei Kalender 1711 J. G. Beck: „Das Fürstliche Posthaus“ Br.-Mag. 1897, S. 71 Ribbentrop, S. 82 Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 Flesche, S. 24
11	Breite Straße 25	890	A	„				in Resten erhalten		K. ringsum in zwei Geschossen massiv, auch 3. Geschoß nach dem Vorderhause zu, Keller gewölbt, Fachwerkaufsatz 1330—1360 Besitzer von Gustede	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 36—37 K., S. 57 Brandes 1889 Br.-Mag. 1897, S. 18/71 Flesche, S. 24
12	Gördelingerstr. 41 (Meyer, Papierverarbeitung)	81	A	„				in Resten erhalten	L. M.	K. in zwei Geschossen ringsum massiv, drittes Geschoss aus Fachwerk, Keller mit Balkendecke, Zwischenbau zu Vorderhaus 1442 hier „stenhus“ erwähnt, bezieht sich aber vielleicht auf Vorderhaus	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 38—39 K., S. 57 Flesche, S. 25

13	Gördelingerstr. 42 (fr. Sächs. Hof) (j. Möbel-Sander)	82	A	„				in Bruchstücken erhalten		K. durch Zwischenbau mit Vorderhaus verbunden, Fachwerkaufbau gleich dem Unterbau des Vorderhauses (1572), ringsum in zwei Ge- schossen massiv, Fachwerk- geschoß nicht vorgekragt, Im Erd- und 1. Obergeschoß je 2 Fenster des 18. Jahrh.	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 38—39 K., S. 57 Flesche, S. 25
14	Güldenstraße 8 (gegenüber der Michaeliskirche)	603	A	„				in Resten gut erkennbar	Abb. K: 102-103 Fl. Abb. 8. 24 L. M.	K. Eckstraßenlage, an Fach- werkhaupthaus angrenzend typ. Anlage	Brandes, 1889 Ukb. d. St. Br. III, 415 Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 38—39 K., S. 56, Abb. 102—103 Flesche, S. 26
15	Güldenstraße 23	700	A	„				Grundmauern — Kellergeschoß erhalten	L. M.	K. ringsum zweigeschossig massiv, meist Rogenstein, im W rückwärts ein ganzes und ein halbes Kleeblatt- bogenfenster im Oberge- schoß, Fachwerkaufbau ist anzunehmen	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 38—39 K., S. 56 Flesche, S. 26
16	Güldenstraße 46	81	A	keine Eintragung				Grundmauern eines kernnatentartigen Baues freigelegt	R. Fricke, L. M.		



Lfd. Nr.		ass.	Weich- bild	nach Steinacker				1954	Foto Abb.	Frühere Besonderheiten	Literatur
				wes. erh.	in Resten erhalten	Lage zweifelh.	Deutung zweifelh.				
17	Güldenstraße 80	538	A	„				Mauerrest erhalten	L. M.	K. Erdgeschoß ringsum massiv, im Obergeschoß fehlt massive Mauer zum Vorderhaus; Verbindungsbau massiv, Vorderhaus 1571; 1662 umgebaut; Balkenkeller, Giebel aus Fachwerk	Stei. Kartei (m. Skizze) K., S. 56 Stei. Jahrb. S. 38 Flesche, S. 26
18	Hagenbrücke 5 (Dieter Buck)	1314	N	„				ausgebaute Kemnate	Abb. K. 107 Fl. Abb. 9a—l, 42. L. M.	K. genannt „Alte Kapelle“ ringsum in zwei Geschossen massiv, Rogenstein, Giebel im N u. S bis zum First massiv, Wandstärke: 0,80 m. Innenmaße: 5,70 × 5,0 m Keller mit Balkendecke Erdgesch. Stichbogenfenster im Erdgesch. soll im 18.—19. Jahrh. noch ein Altartisch gewesen sein	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 38—39 K., S. 58, Abb. 107 Flesche, S. 26
19	Hagenmarkt 14	1403	H	„				Fundamentreste im Abbruch	Abb. K. 116—117 Fl. Abb. 8	K. weit in das Vorderhaus (16. Jahrh.) eindringend	K., S. 59, Abb. 116, 117 Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 38—39 Flesche, S. 27
20	Hintern Brüdern 18	40/41	A	„				Reste von Mauern erhalten		K. über Balkenkeller an 3½ Seiten in zwei Geschossen massiv, Hofseite zur Hälfte Fachwerk, Zwischendecke auf Kragsteinen, nach W Giebel aus Rogenstein bis zum First. War an zwei Seiten von vorgeschobenen Teilen des Vorderhauses (um 1700) eingeschlossen. Erdgesch. — spitzbog. Tür 1090—1343 Fürstl. Münze 1457—1471 Hans v. d. Asse	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 40—41 K., S. 57 Flesche, S. 27

21	Jacobstraße 3	448	A	„		ausgebrannt, Wände erhalten	K. Abb. 99-100 Fl. Abb. 10	2 (?) K., seitliche Anlage mit Giebelseite aneinander, kein eigtl. Vorderhaus, Längsseite an Jacobsfriedhof Untergeschoß — Gewände mit gotisch. Vorhangbögen, Obergeschoß — Fenster- gaden mit Kleeblattbögen und Teilungssäulen mit Kelchkapitel	Stei. Kartei Stei. Jahrb. 1936 S. 40—41 K., S. 55/56 Abb. 99—100 Flesche, S. 28
22	Kohlmarkt 1 (Die Rose)	190	A			vermutliche Reste in Wand	Fl. Abb. 8	1289 (und 1309) Steinhaus 1686 „Kamina“ = Kemnate	Sack, Br. Anz. 1867 Stei. Kartei (m. Skizze) K. S. 55 Flesche, S. 28
23	Nickelnkulk 9	1238	N	keine	Eintragung	1954 aufgefunden		Mauerreste (Rogenstein) in Größe einer Kemnate, nicht an Straße	
24	Reichsstraße 32	1301	N	„		Mauerrest nachweisbar	Fl. Abb. 11c, 11d	an Vorderhaus angrenzend, Obergeschoß teilweise Fachwerk bis 1433 Familie von Broitzem	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 40—41 K., S. 58 Flesche, S. 29
25	Reichsstraße 36 (H. L. Weihe)	1305	N	„		erhalten z. T. umgebaut	Abb. K. 113 — 114 Fl. Abb. 11, 11a	K. ringsum zweigeschossig bis zum Dachansatz und Firste massiv, Rogenstein, Mauerstärke 1,0 m, Fenster nur in der Längsseite hofwärts. „Alte Kapelle“ genannt	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 40—41 K., S. 58 Abb. 113/114 Flesche, S. 29
26	Scharnstraße 8 (Schwedische Krone)	748	A	keine	Eintragung	Mauerreste erhalten, die vielleicht zu einer Kemnate gehören können	Gelpke, C. Aquarelle (Städt. Mus.)	vielleicht Kemnatenrest im Hofe	Ribbentrop, S. 91 K., S. 56 Stei. Kartei (o. Skizze) Br.-Mag. 1847, 63—64 Flesche, S. 30

Lfd. Nr.		ass.	Weich- bild	nach Steinacker				1954	Foto Abb.	Frühere Besonderheiten	Literatur
				wes. erh.	in Resten erhalten	Lage zweifelh.	Deutung zweifelh.				
27	Schützenstraße 35 (Tapeten- Bernhardt)	159	A	„				Mauern erhalten	L. M.	K. hofwärts an das Vorder- haus anschließend, in zwei Geschossen ringsum massiv Keller gewölbt mit Kloster- steinen, im Obergeschoß hof- wärts 2 Fenster (neu!) 1333 bis 1449 Familie von Evessen	K., S. 57/58 Stei. Kartei (m. Skizze) Flesche, S. 31
28	Steinweg 8 (Ecke Wilhelmstr.)	1960	H	„				geringer Mauerrest erhalten	L. M.	K. mit Haupthaus gem. Front in 2 Geschossen ringsum massiv. Keller mit Balken- decke Kleeblattbogen- fenster, Teilungssäulchen	K., S. 60 Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 42—43 Flesche, S. 31
29	Turnierstraße 7	630	A	„				N-Wand erhalten	L. M.	K. sichtbar a. d. Heydenstr. Fachwerk-Vorderhaus be- grenzend, Erdgeschoß. Fenster: Vorhangbögen 1595 wes. verändert; straßenwärts Eierstabgewände; hofwärts gotisch. Fenster, Kamin im Städt. Mus.	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb., S. 44 K., S. 56 Flesche, S. 32
30	Wendenstraße 1 (Radio Walther)	1410	H	„				Reste der Mauer erhalten	L. M.	K. zweigeschossig, Erd- geschoß ringsum massiv, W- Wand massiv bis zum First, Rogenstein, Keller gewölbt zu Vorderhaus-Zwischenbau	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 44—45 K., S. 59 Flesche, 32
31	Wendenstraße 53 (Morgenstern)	1591	A	„				kümmerliche Reste etwa 0,50 m hohe Mauer im Hof, soll bei Neubau 1955 ganz verschwinden		K. zweigeschossig, ringsum massiv — Rogenstein, in zwei Geschossen, Balken- keller, unregelm. Mauer- werk ohne Eckquader, nach O massiv bis zur Spitze	Stei. Kartei (m. Skizze) Stei. Jahrb. 1936 S. 44—45 K., S. 59 Flesche, 32
32	Ziegenmarkt 4	285	A	„				Rest in Vordermauer, verputzt		K. an Straße die beiden äußersten Fensterachsen nach rückwärts keine massive Wand, 1703 im Hauptbau aufgegangen	K., S. 55 Stei. Jahrb. 1936 S. 44—45 Flesche, S. 33

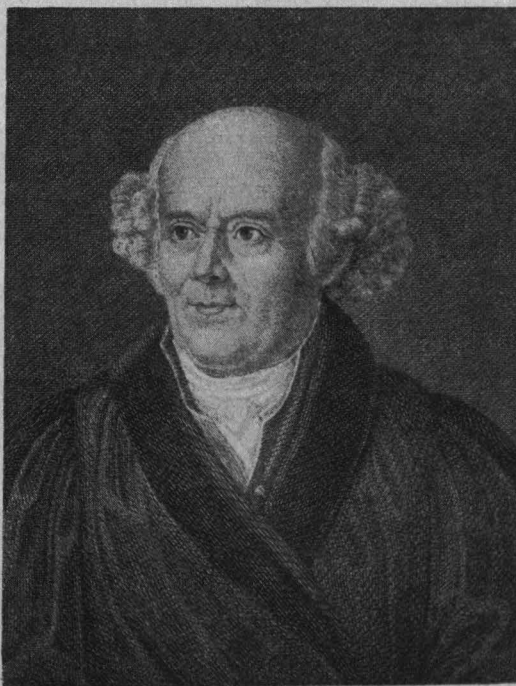


## *Dr. Samuel Hahnemann in Königsutter*

Von Heinz Röhr

Am 10. April jährt sich zum 200. Male der Geburtstag des Arztes Dr. Samuel Hahnemann. Die Welt verehrt ihn als den Begründer der Homöopathie. Weniger bekannt dürfte es sein, daß er die Grundlagen der Homöopathie in Braunschweig und Königsutter geschaffen hat.

In Meissen erblickte Christian Friedrich Samuel Hahnemann am 10. April 1755 als Sohn eines Porzellanmalers das Licht der Welt. Nach dem Besuch der dortigen



Stich von Gottschick nach einem  
Gemälde von Schoppe

Dr. Samuel Hahnemann

Fürstenschule St. Afra, medizinischen Studien in Leipzig und Wien und der Promotion in Erlangen ließ sich der junge Arzt 1780 in Hettstedt bei Mansfeld nieder. Aber schon ein Jahr später begannen seine Wanderjahre, die ihn über Dessau, Dresden, Leipzig, Gotha, Göttingen, Pyrmont nach Braunschweig und Königsutter führten. Als Arzt war er während dieser Zeit nur wenig tätig. Sein eigentliches Arbeitsgebiet war vielmehr die wissenschaftliche Forschung. Den notwendigen Lebensunterhalt erwarb er meistens durch Übersetzen wissenschaftlicher Werke der Medizin und Pharmazie, wobei ihm seine vorzüglichen Sprachkenntnisse, besonders des Lateinischen, Französischen und Englischen sehr zustatten kamen. Niemals gelangte er während dieser Zeit zu Wohlstand, vielmehr herrschte oft bitterste Armut in seiner sehr zahlreichen Familie.

Anfang 1795 kam er in Braunschweig an. Aber bereits im Juni 1796 berichtet er, daß er sein Haus und seinen Garten dort an Herrn v. Heym in Söllingen verkauft habe. Am 6. Oktober 1796 schreibt er bereits aus Königsutter. Danach dürfte er im Spätsommer des Jahres 1796 nach Königsutter übergesiedelt sein. Er bezog dort das Haus des im Februar 1796 vorstorbenen Bürgermeisters Harsleben, das jetzige Rathaus der Stadt, das er am 14. Juni 1797 als Eigentum erwarb. Er beschreibt es als ein „hübsches, bequemes, auch sonst vorteilhaftes Haus“, in dem es sich gut leben lasse. In Königsutter wurde ihm im Januar 1797 auch sein 10. Kind geboren, das den Namen Charlotte erhielt. Hahnemann blieb in Königsutter 2 1/2 Jahre, eine für seine Verhältnisse ungewöhnlich lange Zeit. Für seine wissenschaftliche Forschungsarbeit war sie von entscheidender Bedeutung, denn sie brachte den Durchbruch zur reinen Homöopathie und legte damit den Grund für sein Lebenswerk.

1796 gilt als Geburtsjahr der Homöopathie, denn in diesem Jahr erschien in Hufelands Journal der practischen Arzneikunde Hahnemanns berühmter Aufsatz: „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen“. Er übt darin scharfe Kritik an der bis dahin allgemein üblichen Methode, Entgegengesetztes mit Entgegengesetztem zu heilen (*contraria contrariis*). „Ich bitte meine Mitbrüder, diesen Weg zu verlassen“, schreibt er beschwörend, „er ist der unrichtige, ein Holzweg im dunkeln Haine, der sich an Abgründen verliert.“ Er fordert eingehende Prüfungen der Arzneien am gesunden menschlichen Körper und stellt als neuen Grundsatz auf: Man heilt Krankheiten durch Mittel, deren Wirkungen den Erscheinungen der Krankheit ähnlich sind. *Similia similibus* (Ähnliches mit Ähnlichem). Der Aufsatz erschien nach Auskunft der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel im 3. und 4. Vierteljahr 1796, in einer Zeit also, als Hahnemann bereits in Königsutter lebte. Da er dorthin — wie erwähnt — im Spätsommer übersiedelte, ist der Aufsatz wahrscheinlich in Königsutter entstanden. Infolgedessen kann diese Stadt als der Geburtsort der Homöopathie gelten. Die wichtigsten Vorarbeiten für diese grundlegende Abhandlung wird Hahnemann allerdings wohl in Braunschweig geleistet haben, wo er mehr geistige Anregungen finden konnte und bessere Forschungsmöglichkeiten bestanden. In den beiden folgenden Jahren erschienen aus der Feder Hahnemanns noch eine ganze Reihe wissenschaftlicher Beiträge, in denen er seine Ideen weiterentwickelte. Er fordert darin Einfachheit der Arzneimittel und wendet sich entschieden gegen die Arzneigemische. Er wettert gegen die unmenschlichen Methoden bei der Behandlung Geisteskranker und zeigt neue Wege für ihre Heilung. Immer wieder weist er — damit seiner Zeit weit vorausseilend — auf die Notwendigkeit einer vernünftigen Diät und Hygiene hin. In Königsutter verfaßte er auch den 3. und 4. Teil seines Apotheker-Lexikons, das von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurde. Es enthielt viele Forderungen Hahnemanns, die heute gesetzliche Vorschriften sind, zum Beispiel seine Giftverordnungen und seine Ausführungen über das Rezept.

Die äußere Anerkennung für seine wertvolle Arbeit fand Hahnemann in diesen Jahren nicht. Zwar erreichte ihn in jener Zeit ein ehrenvoller Ruf des Zaren an die geplante Universität Dorpat, doch hielt Hahnemann nicht viel davon und lehnte ab. Seine eigenen Versuche, sich eine Lebensstellung zu schaffen, schlugen ebenfalls fehl, vor allem seine Bewerbung um die Stelle eines herzoglichen Leibmedikus in Gotha im Frühjahr 1799.

Zu dieser Zeit scheint Hahnemann bereits wieder Umzugspläne gehegt zu haben. Er fühlte sich in Königsutter nicht mehr wohl. Wie er selbst schreibt, habe ihm die Stadt außer dem schönen Wohnhaus, wo er im Kreise seiner auf 10 Seelen angewachsenen Familie viele glückliche Stunden verbracht habe, nicht viel Erfreuliches geboten. Überall verfolgten ihn Neid und Mißgunst seiner Kollegen. Noch 12 Jahre nach seinem Fortzug aus Braunschweig wurde Hahnemann von dem Arzt Dr. med. Brückmann in Braunschweig öffentlich heftig angegriffen. Dieser schrieb im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen am 17. 3. 1808: „Es sind nun 57 Jahre, daß ich in Braunschweig praktischer Arzt bin, doch habe ich nie einen hiesigen Arzt gekannt, welcher die Gewinnsucht und Charlatanerie so meisterhaft getrieben, wie solches Dr. Hahnemann hieselbst und in Königsutter getan hat.“ In Nr. 94 des gleichen Blattes erschien allerdings von einem „unparteiischen“, anscheinend in Wolfenbüttel tätigen Arzt ein Artikel, der sehr für Hahnemann eintrat und namentlich auf seine wertvollen Arzneiversuche am eigenen Körper hinwies. Es heißt darin: „Einen solchen Arzt, der mit einer bewunderungswürdigen Aufopferung aller Freuden des Lebens seine Gesundheit hintansetzt, um die Wirkungsart der Arzneimitteln auf den einzig wahren und richtigen Weg zu bringen, sollte man nicht so öffentlich an den Pranger stellen.“ Auch Hahnemann selbst antwortete in sehr scharfer und ironischer Weise. Aber derartige Angriffe haben sicher dazu beigetragen, Hahnemann den Aufenthalt im Braunschweigischen zu verleiden. Hinzu kam die Gegnerschaft der Apotheker, die nicht zulassen wollten, daß Hahnemann seine Heilmittel selbst herstellte. So kam es, daß er im Frühjahr 1799 von Königsutter wieder fortzog.

Er irrte dann noch viele Jahre umher, ehe er sich endlich im Jahre 1821 in Köthen niederließ, wo er über ein Jahrzehnt blieb. Er erhielt dort vom Herzog nicht nur den Titel eines Hofrats, sondern auch die so sehr begehrte Erlaubnis zur Selbstherstellung seiner Arzneien. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er 1835 eine junge Französin, die den 80jährigen Greis veranlaßte, nach Paris überzusiedeln. Dort wurde ihm auch die äußere Anerkennung zuteil, die ihm gebührte. Er starb in Paris im Jahre 1843 als einer der gefeiertsten Ärzte seiner Zeit.

#### Literatur

*Hahnemann*: Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen (in Hufelands Journal der practischen Arzneikunde Bd. II, Stück 3—4).

*R. Haehl*: Samuel Hahnemann. Sein Leben und sein Schaffen, Leipzig 1922.

*H. Fritzsche*: Hahnemann, Berlin 1944.

## Verdiente Braunschweiger als Naturforscher und Naturfreunde

Von Fritz Hartwig

(Schluß)

Aus Geiteldes Pfarrhaus stammt der spätere Physicus Johann August Heinrich Nienstädt, geb. 1793, gestorben 1883. Als er als Student durch seinen patriotischen und redlichen Sinn sich dazu verleiten ließ, die damalige Herrschaft Jeroms öffentlich als eine unrechtmäßige und ungesetzliche zu bezeichnen, mußte er sich 1813 der Verfolgung durch die Flucht entziehen und sich längere Zeit in seinem elterlichen Hause versteckt halten. Es gelang ihm dann unentdeckt Jena

zu erreichen, wo er das medizinische Studium vollenden konnte. Von Jena aus besuchte er öfter Weimar, wo er Gelegenheit hatte, Goethe persönlich kennenzulernen. Er wurde dann als Armenarzt in Braunschweig bestellt. 1817 wurde er als 24jähriger Jüngling als Amtsphysicus in Calvörde angestellt. Nienstädt war schriftstellerisch ungemein tätig. Er gehört zu denen, die Jod zum ersten Male anwendeten, ebenso auch Chinin, das damals von Paris mit großen Kosten verschrieben werden mußte. Er wurde dann nach Wolfenbüttel versetzt, in welcher Stellung er die ganze Armenpraxis der Stadt und die ärztliche Beaufsichtigung der großen kombinierten Gefängnisanstalt und des Waisenhauses sowie die ärztliche Leitung zweier Krankenhäuser zu übernehmen hatte. 1838 kam er wieder als Physicus nach Calvörde. 1869 siedelte er nach Braunschweig über. Er hat viel geschriftstellert, so erschien 1815 im Braunschweigischen Magazin ein philosophischer Aufsatz von ihm über die Idee des Fatums der Alten. Von größerer wissenschaftlicher Bedeutung ist Nienstädt's Übersetzung und Commentierung der französischen Pharmakopoe, die bei Vogler in Halberstadt erschien.

Auch ein Geistlicher war Mitglied des Vereins, als Pastor ein strenggläubiger, frommer Mann und dabei ein philosophischer Kopf, der die Fortschritte der Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, mit größtem Interesse verfolgte. Es war Heinrich August Ludwig Thiele, geb. 1814 in Königsutter als Sohn des Bürgers und Bäckermeisters Thiele, der spätere Hof- und Domprediger. Er war Propst des Klosters Marienberg bei Helmstedt und Abt des Klosters Riddags- hausen und starb am 17. Mai 1886. Er wurde 1838 zu St. Gallen in der Schweiz als evangelischer Geistlicher ordiniert. 1840 wurde er zum Königlich Preußischen Gesandtschaftsprediger in Rom ernannt. Die sieben Jahre, welche er in dieser Stellung zubrachte, waren für sein ganzes Wesen und Denken von der größten Bedeutung. Die fremdartigen und prächtigen Landschaftsbilder, welche sich hier wie auch schon vorher in der Schweiz seinem Auge darboten, führten ihn zum Studium der Natur und zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Der klassische Boden Roms weckte mehr und mehr seinen Sinn für Geschichte und Altertumskunde, und die häufige Gelegenheit, hier und in anderen Ländern, die er besuchte, aufmerksam dem Gottesdienste anderer Religionen beizuwohnen, bildeten seinen Sinn für die erhabene Gestaltung der gottesdienstlichen Handlungen, und gab ihm ein überaus feines Gefühl für Liturgie, das sich bei einer jeglichen kirchlichen Handlung, die er vollzog, äußerte. Als 1847 die Domprediger- stelle in Braunschweig durch den Tod des Abtes Westphal erledigt war, bewarb er sich um dieses Amt, und wurde im April 1848 zum Hof- und Domprediger ernannt. Seine ersten größeren Veröffentlichungen bezogen sich vorzugsweise auf die Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes und wurden durch die Verleihung des Doktorgrades der Theologie von der Universität Marburg anerkannt. Die Zeit des französischen Krieges nahm seine Tätigkeit als Garnisonprediger sehr in Anspruch. Als 1872 die erste Landessynode in Braunschweig eröffnet wurde, sandte ihn die Regierung dort hinein, und er hat von da an zu jeder folgenden Synode gehört. Die von der Synode festgestellte neue Liturgie für alle Kirchen des Herzogtums ist im wesentlichen seinen Gedanken entsprossen und fällt fast zusammen mit der Liturgie, die er schon seit Jahrzehnten in seinem Dom eingeführt hatte. Nach seiner Ernennung zum Abte des Klosters Riddags- hausen legte er das größte Interesse für die Renovierung und Restaurierung der berühmten Klosterkirche an den Tag. Mehrere Jahrzehnte hindurch hatte Thiele mit

großer Sorgfalt Altertümer im Lande Braunschweig und in dessen Nachbargebieten gesammelt und diese so vor der Zerstörung und dem Zerfallen bewahrt. Zahlreiche Urnen, Stein-, Hirschhorn- und Bronzegeräte und dergleichen hatte er in seiner Wohnung aufgespeichert. Bei Räumung seiner alten Pfarrwohnung gab er seine Altertümersammlung gegen Ersatz seiner Auslagen an den Staat ab. Sie bildeten zusammen mit den Stücken, die nach seinem Tode gleichfalls an den Staat fielen, den Grundstock der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer im jetzigen Museum. Zahlreiche Schädel und andere Naturgebilde der Thieleschen Sammlung gingen in den Besitz des Naturhistorischen Museums über. Am 24. April 1881, am Tage vor dem 50jährigen Regierungsjubiläum des Herzogs hatte Thiele die Freude, sein schönes Gotteshaus, den alten Dom Heinrichs des Löwen, nach Vollendung mehrerer Umbauten und nach der freilich wenig stilgerechten Herstellung von Decken- und Wandgemälden durch Professor von Essewein in prunkvollem Zeitgeschmack wieder einweihen zu können. Zwei Jahre später, 1883, konnte er die ähnlich erneuerte Klosterkirche zu Riddagshausen ebenfalls dem Gottesdienste wieder übergeben. Als 1884 über das Befinden des Herzogs immer schlimmere Nachrichten aus Sibyllenort nach Braunschweig gelangten, eilte Thiele sofort an das Krankenlager, er kam aber zu spät, und es blieb ihm nur übrig, seinen toten Herzog nach Braunschweig zu geleiten und die Totenfeier zu veranstalten. Seit 1881 war Thiele auch Mitglied der Landesversammlung, gewählt von der evangelischen Geistlichkeit des Kreises Braunschweig-Wolfenbüttel. Thiele hat sehr viel geschriftstellt, war er doch außer in Rom auch in Palästina und in Athen gewesen. So schrieb er über Jerusalem, seine Lage, seine heiligen Stellen und seine Bewohner, über Rom als Mittelpunkt der katholischen Christenheit, über Kaiser und Papst u. a.

Den weitesten Raum in der eingangs erwähnten Schrift des Professors Wilhelm Blasius nehmen die Ausführungen über den Professor und Oberforstrat Theodor Hartig ein, sie umfassen 14 Seiten. Hartig ist in Dillenburg 1805 als Sohn des berühmten Forstmannes Georg Ludwig Hartig, des späteren Oberlandforstmeisters in Berlin, geboren. 1831 wurde er nach Berlin berufen und als Oberförster übernommen. Er hielt Vorlesungen an der Forstakademie zu Berlin über die angewandten naturwissenschaftlichen Lehrfächer, z. B. Klimatologie, Bodenkunde, Forstbotanik und Insektenkunde. 1835 wurde er außerordentlicher Professor. Nach dem 1837 erfolgten Tode seines Vaters wurde ihm dessen Professur an der Universität zu Berlin übertragen. Schon im folgenden Jahre folgte er dem Rufe nach Braunschweig an die mit dem Collegium Carolinum verbundene neu gegründete Forstlehranstalt. 1838 wurde er zum Professor der Forstwissenschaft und zugleich mit dem Charakter als Forstrat zum außerordentlichen Mitgliede der Herzoglichen Kammer, Direction der Forsten ernannt. Unmittelbar nach seiner Berufung wurde ihm 1838 eine 12 Morgen große Fläche des Forstortes Buchhorst bei Riddagshausen mit dem Auftrage überwiesen, daraus für Zwecke des Unterrichts in der Forstbotanik und im forstlichen Kulturbetriebe und als forstliche Versuchsanstalt für wissenschaftliche Zwecke einen Forstgarten herzustellen, was er mit großem Geschick zur Ausführung brachte. Hartig wurde auf diese Weise der Begründer der ersten und ältesten forstlichen Versuchsanstalt. In dieser hat er den größten Teil seiner für die Entwicklung der Pflanzenphysiologie wertvollen Versuchsreihen ausgeführt. Dieser Forstgarten ist jetzt ein Teil des dortigen Jägerhofes. Ein weit größerer Teil östlich anschließend wurde später,



aber nicht aus forstlichen Gründen oder vielleicht doch gerade aus diesen Gründen dazugelegt. Und das kam so: Die Söhne des Prinzregenten Albrecht fuhren mit ihren Spielkameraden, zu denen auch ich und einer meiner Brüder gehörten, sonntags zum Forstgarten, um dort zu spielen. Dabei mußten natürlich die dortigen Anlagen leiden. Um das zu vermeiden, wurde der angrenzende östliche Wald zum richtigen Spielplatz umgewandelt und damit das Spielen im eigentlichen Forstgarten verboten. Hartig hatte sich die große Aufgabe gestellt, die gesamte Anatomie der Holzgewächse, die zu seiner Zeit noch sehr in ihren Anfängen lag, zu untersuchen. Durch seine unermüdliche Arbeitskraft gelang es ihm, 1851 jenes große Werk, die vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands zu vollenden. Wichtige Entdeckungen waren die Auffindung der Siebröhren des Klebemehls in den Samen, wichtig waren ferner seine Untersuchungen über die Stärke in dem Holze der Bäume, über den Wassergehalt des Holzes zu den verschiedenen Jahreszeiten. Seine wissenschaftlichen Abhandlungen zählen weit über hundert. Er veröffentlichte u. a. ein Lehrbuch für Förster, einen Aufsatz über die Familie der Gallwespen, eine vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands und ein Lehrbuch der Pflanzenkunde in ihrer Anwendung auf Forstwirtschaft.

## AUS DER HEIMATPFLEGE

---

### *Heinrich Ehlers, dem vorbildlichen Ortsheimatpfleger, zum Gedächtnis*

Heinrich Ehlers, Othfresen, der Altermann unter den Heimatpflegern des Kreises Goslar, hat am 1. November 1954 sein begnadetes Leben beschlossen. Gnade waltete auch über seinem letzten Tag. Noch am Abend ging er auf nachbarlichen Besuch aus, am anderen Morgen läutete ihm die Totenglocke. Ein Blutsturz hatte dem immer tätigen 80jährigen Manne sein Ziel gesetzt.

Heinrich Ehlers liebte Blumen und Bäume, er wanderte durch Felder und Wälder, die Vogelsprache war ihm kund, und den Menschen war er freund. Das gab ihm schon sein Beruf als Straßenwärter mit auf den Lebensweg, den er über 4 Jahrzehnte lang pflichtgetreu versah. Und über diesen Beruf hinaus war ihm der Dienst an der Heimat Berufung. Sein Interessenbereich beschränkte sich nicht auf das heimatliche Dorf, es umspannte vielmehr den schwingenden Kranz des gesamten Innerstetales mit den Salzgitterschen Bergen. Was hier an bodenständigen Eigenheiten in Landschaft und Volkstum wurzelt, das verdichtete sich im Wesen dieses aufgeschlossenen Mannes. Er war eine lebendige Quelle der heimatlichen Überlieferung, er lebte ganz in dieser Überlieferung, und sie lebte in ihm. Er war zudem ein Mensch von Gemüt, das Zeichen der Gotteskindschaft stand ihm an der Stirn geschrieben. So fand sein mitteilbarer Sinn leicht auch Ohr und Herz der Jugend, aus deren Munde man in den Tagen seines Todes hören konnte: „Vater Ehlers ist in Othfresen unersetzlich.“

Dieser einsatzfreudige Mann versah durch Jahrzehnte hindurch das Amt eines Ortsheimatpflegers und war Mitglied im Beirat der Naturschutzbehörde des Kreises Goslar. Als solcher nahm er noch im

Vorjahre mit Begeisterung an der Bereisung der heimischen Naturdenkmale teil. Ihm war ein Baum noch ein Bruderwesen, und unbeirrt setzte er sich ein für den Denkmalschutz bestimmter Baumrecken, die ihm besonders ans Herz gewachsen waren. Aus dem reichen Schatz seiner landschaftlichen Kenntnisse konnte er die *Flurnamensammlung* seiner Gemarkung mit bearbeiten und wesentlich bereichern. Vor allem aber war er ein Meister der mundartlichen *Erzählkunst*. Er sprach den Dialekt seiner Heimat mit treffsicherer Ursprüng-



Heinrich Ehlers

lichkeit im Ausdruck, untermischt von köstlichem Humor und getragen von einer seltenen Fröhlichkeit des Herzens. Er war der Träger der Sagenwelt im Innerstetal, deren Geschichten er am liebsten am Ort ihres Geschehens darstellte. Wenn bei einer Führung zur Grenzler Burg in seinen heimatlichen Bergen plötzlich sein „Kumm häier här, kumm häier här!“ durch den Buchendom erscholl, dann wurden die Sagengestalten des verwunschenen Ortes lebendig, und Heinrich Ehlers war mithandelnd unter ihnen.

Heinrich Ehlers wahrte seine Mundart wie ein übererbtes Vermächtnis, Er sprach seinen Innerstedialekt unbekümmert vor jung und alt, vor hoch und niedrig, immer in gesitteter Ausgewogenheit und niemals in Plattheiten ausartend. Seine Sprache war ein Teil seines natürlichen Wesens, und er konnte sie auch leidenschaftlich verteidigen, wo er auf verständnislose Geringschätzung seiner Muttersprache stieß. Das Landesmuseum in Braunschweig hat einige seiner



Schilderungen auf Tonband aufgenommen, sie sind ein bleibendes dokumentarisches Zeugnis unserer Nordharzer Mundart.

Als wir Heinrich Ehlers in seine geliebte Heimaterde betteten, hatte sich das ganze Innerstetal im Leuchten eines goldenen Herbsttages wie zu einer verzöhnenden Abschiedsfeier gerüstet. Eine große Trauergemeinde gab dem heimat-treuen Sohn das letzte Geleit, und viel ehrende Worte wurden von Behörden und Dienststellen, Vereinen und Partei, Gemeinde und Freunden nachgesprochen. Doch das rührendste Zeugnis der Beliebtheit dieses wackeren Mannes war die trauernde Jugendgruppe an seinem Grabe, zugleich eine Bürgschaft dafür, daß Heinrich Ehlers in seiner Gemeinde unvergessen bleibt.

O. Thielemann

### **Ernst Bergfeld wurde 70 Jahre alt**

Am 9. März 1955 war der 70. Geburtstag unseres Mitgliedes, des Dichters Ernst Bergfeld, Braunschweig, An der Wabe 26. Er ist besonders als Lyriker hervorgetreten und hat weit über Braunschweig Beachtung gefunden. Seine tief empfundenen Gedichte sind oft vertont worden. Von den gleichfalls beachtlichen Romanen ist besonders „Sunnebore“ zu erwähnen, der 1954 im Waisenhaus-Verlage erscheinen konnte. Ein ganz vorzügliches Zeitbild von bleibenden Werten stellt der „Immergrüne Garten“ dar (Verlag E. Appelhans & Co.). H. M.

## *Vor- und frühgeschichtliche Forschung im Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig*

**Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des  
Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abtlg. Vorgeschichte,  
1945 bis 31. Dezember 1953 (Fortsetzung)**

Von Dr. Franz Niquet

### **VII. Ausgrabungen und Fundbergungen auf wiederholt besiedelten Fundstellen**

*Burgdorf, Krs. Goslar*<sup>19)</sup>

Burgdorf-Liet (Sandgrube Apels Erben). An der Südwest- und Nordböschung des Sandgrubengeländes 1951 Ausgrabung von Siedlungsresten der älteren Eisenzeit (Dr. Pätzold).

Von verschiedenen Fundstellen auf dem Gelände zwischen Liet und Werla und in der Umgebung der Liet-Sandgrube 1951—53 als Oberflächenlesefunde jungsteinzeitliche und eisenzeitliche Scherben und Feuersteingeräte (Dr. Tode, Dr. Pätzold, Keune).

An der Nordseite der Sandgrube seit 1952 (nach Fundbergungen im Abraumgelände und Absammeln der Abraumkippen durch Keune) laufend Grabungen im Zuge der Abraumarbeiten. Weitgehende Förderung durch Betriebsleiter W. Greune, Vienenburg, finanzielle Unterstützung durch den Kreis Goslar und die Gemeinde Burgdorf. Bis Ende 1953 4000qm Fläche untersucht. Die Grabungen werden fortgesetzt.

1. Siedlungen der jüngeren Steinzeit und frühen Bronzezeit (Aunjetitzer Kultur):

Bernburger Kultur, u. a. Grube mit verkohltem Getreide (Emmer und Einkorn) und 3 Gefäßen, Siedlungskeramik aus Scherben zusammengesetzt und ergänzt (Abb. 14—16); Baalburger Kultur; Schönfelder Scherbe als Einzelfund; Frühe Bronzezeit, u. a. Grube mit zylindrischen Webegewichten und Scherben, aus denen Gefäß zusammengesetzt und ergänzt.

2. Aunjetitzer Grab mit siebenfacher Bestattung, vier Gefäßen und zwei Feuerstein-geräten.

<sup>19)</sup> Niquet, F.: Burgdorf-Liet, Krs. Goslar, ein bedeutender Fundort im nördlichen Harzvorland. Br. Heimat, 37, 1951, S. 35—44. (Dort weitere Literaturangaben.)

### 3. Siedlungen der frühen Eisenzeit bis röm. Kaiserzeit:

Bisher aus Scherben zusammengesetzt und ergänzt: Gefäße der Hausurnengruppe, „Nienburger“ und „Harpstedter“ Gefäße, Keramik der spätlätene- und röm. Kaiserzeit. Vorläufig jüngster Fund: Nachprägung eines Antoninians des Kaisers Tetricus I. (270 bis 274) nach Bestimmung durch Dölling, Braunschweig (Dr. Niquet, Keune, Dr. H. A. Schultz).

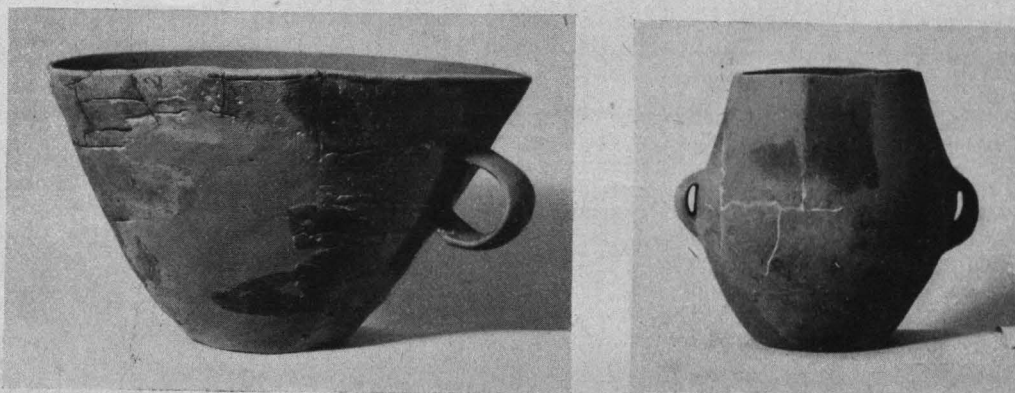


Abb. 14 u. 15: Gefäße aus Siedlungsgruben der jungsteinzeitlichen Bernburger Kultur von Burgdorf-Liet. 1 : 6

#### *Emmerstedt, Krs. Helmstedt*

In der Sandgrube Brüning 1953 mit Unterstützung des Kreises Helmstedt Ausgrabungen und Fundbergungen: Siedlungsreste der Jungsteinzeit, der vorröm. Eisenzeit und röm. Kaiserzeit aus Kulturschicht und Gruben (Dr. Tode, G. Stelzer).

#### *Helmstedt, Krs. Helmstedt*

Am Pfingstberg 1953 Ausgrabungen und Fundbergungen mit Unterstützung des Kreises Helmstedt: Siedlungsreste der jüngeren Steinzeit m. Scherben, darunter einigen tiefstichverzierten, wohl Walternienburg-Bernburg, Feuersteinabschlägen- und -geräten. Siedlungsreste der älteren Eisenzeit. Reste eines Urnengraves und einzelne Scherben eines Schalenurnenfriedhofes der röm. Kaiserzeit<sup>20)</sup> sowie Scherben des späten Mittelalters (Dr. Tode, G. Stelzer, Fr. Grabau).

#### *Hoiersdorf, Krs. Helmstedt*

In Kiehnes Sandgrube 1952 Skelettgrab vom Ende der Jungsteinzeit: als Beigabe Gefäß mit konischen Wänden, abgesetztem Standboden und 3 Griffzapfen. Mus. Schöningen.

In Holzmans Sandgrube 1952 bei Abraumarbeiten Skelettgrab zerstört, durch Nachuntersuchung Lehmtenne festgestellt, anscheinend keine Beigaben (?) (Dr. Niquet).

In Kiehnes Sandgrube 1952 linksseitiger jungsteinzeitlicher Hocker mit kumpfförmigem (?) Gefäß und 3 dreieckigen Pfeilspitzen aus Feuerstein. In der Graberde Rössener Scherbe (E. Sader, Schöningen) Privatbesitz.

In Kiehnes und Holzmans Sandgrube 1952 Untersuchung von Gruben mit bandkeramischen, Rössener und eisenzeitlichen Scherben (Dr. Niquet).

In Holzmans Sandgrube, wohl aus Gruben, Scherben der älteren Linienbandkeramik und älteren Eisenzeit. Aus letzteren Schüssel mit einwärtsgebogenem Rand zusammengesetzt und ergänzt (Freist, Schöningen und Rummel, Hoiersdorf). Mus. Schöningen.

#### *Schöningen, Krs. Helmstedt*

Nördlich des Teufelsküchenbaches bei Ausschachtungsarbeiten für die B. K. B.-Siedlung „Otto Hue“ 1952—1953 aus Gruben Siedlungsreste der älteren Linienbandkeramik, der Trichterbecherkultur, Scherben- und Knochenstelle der jüngeren Bronzezeit. Aus zahlreichen Gruben Siedlungsreste der älteren Eisenzeit. Am Westrand der B. K. B.-Siedlung Urnengrab der älteren Eisenzeit. Als Oberflächenlesefunde Feuersteingeräte und Pfeilspitzen mit einz. Basis (Freist, Dr. Niquet). Mus. Schöningen, L. M. Braunschweig.

In den Kreisen Goslar, Salzgitter und Wolfenbüttel sammelte H. Keune als Ober-

<sup>20)</sup> Thaerigen, G.: Die Nordgruppe der Elbgermanen bis zur sächsischen Überlagerung. 1939. S. 12—20 (Pfingstberg bei Helmstedt).



flächenfunde 1952—53 von verschiedenen vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen sowie Wüstungen zahlreiches Material: Scherben (meist stark verwittert und abgeschliffen), unverziert, vorgeschichtlich (1a); unverziert, wahrscheinlich jungsteinzeitlich (1b); meist unverziert, wahrscheinlich eisenzeitlich (1c); spätlatène- — kaiserzeitlich (1d); karolingerzeitlich — frühmittelalterlich (1e); mittelalterlich blaugraue Ware und jünger (1f); Lehmewurf (2); Eisenschlacke (3); Feuersteingeräte und Abschläge (4).

#### Krs. Goslar

Wüstung Alvessem, Flur Beuchte (1a, 1e, 1f, 3, 4) (auch Dörffert, Schladen). Burgdorf, Werlagelände (1a, 1c, 1e, 1f, 4). Burgdorf, Calenberg und Borlah (1a, 1b, 1d, 3, 4). Gielde-Altenrode, Gutsgarten (1a, 1e, 1f). Gielde, Dorf (in verschiedenen Hofgärten und auf dem alten Kirchhof) (1a, 1c [darunter mit Nienburger Verzierung], 1e, 1f) (auch Lehrer Mädge, Gielde). Gielde, Wüstung Wedelingerode auf dem Flurstück Dränkewaische (1a, 1e, 1f). Gielde, Wüstung Hetelde (1a, 1c [darunter von Schalenurne und Drehscheibenware], 1e, 1f, 3, 4). Wüstung Klein Lewe, Flur Liebenburg, Krs. Goslar (1f, 3, 4). Wüstung Klein Wehre, Flur Schladen (1a, 1c [darunter von Schalenurne], 1e, 1f, 3). Klein Mahner, Teichmühle (1a, 1c [darunter röm. Kaiserzeit], 1f, 3, 4). Steinlah, Hof Keune Nr. 15 (1e, 1f). Wüstung Gronstedt, Flur Steinlah (1e, 1f, 4).



Abb. 16: Gefäß aus einer Siedlungsgrube der jungsteinzeitlichen Bernburger Kultur von Burgdorf-Liet. 1:6

#### Stadtkrs. Salzgitter

Ohlendorf, Windmühlenberg (Befestigung ?) (1a, 1f).

#### Krs. Wolfenbüttel

Börßum, Flurstück Roter Stein (1a, 1f, 3, 4). Wüstung Westeroode, Flur Hornburg (1a, 1f). Berichte Keune.

**Auf der Gemarkung Salzgitter-Lichtenberg** wurde seit 1952 zahlreiches Material, vorwiegend Oberflächenlesefunde, von mittelalterlichen, früh- und vorgeschichtlichen Fundstellen durch Mittelschullehrer Dr. Kummer und cand. paed. Forche geborgen, von Forche sind auch Untersuchungen durchgeführt worden. Funde und Untersuchungsergebnis beschr. und bewertet in der Prüfungsarbeit zur 1. Lehramtsprüfung an Volksschulen von Forche, W.: Zur Siedlungsgeschichte des Dorfes und der Gemarkung Lichtenberg im Stadtkreis Salzgitter. 1954. Sammlung der Stadt Salzgitter, z. Z. Privatbesitz.



### Zur Wüstungsforschung im Raum um Braunschweig<sup>21)</sup>

Im nördlichen und östlichen Teil des Kreises Braunschweig wurden während der Jahre 1952 und 1953 im Zusammenhang mit der Anfertigung zweier Dissertationen<sup>22)</sup> des Geographischen Institutes der Technischen Hochschule Braunschweig (Prof. Dr. H. Poser) zahlreiche mittelalterliche Ortswüstungen, die zum größten Teil noch unbekannt waren, aufgefunden, lokalisiert und durch umfangreiches Tonscherbenmaterial belegt.

U. Jacobs führte den Nachweis für 46<sup>23)</sup> und G. Oberbeck für 2<sup>24)</sup> wüste Dorfstellen, während weitere 8 totale Ortswüstungen von beiden gemeinsam lokalisiert wurden.

Mit diesen Untersuchungen gelang es, das spätmittelalterliche Siedlungsbild mit der Gesamtzahl der damals bestehenden Ortschaften zu rekonstruieren (Prof. Dr. Poser).

### VIII. Verzeichnis der im Bericht genannten Fundorte<sup>25)</sup>

Wüstung Alvessem, Flur Beuchte, Krs. Goslar (vorgesch., Karol. Zt—fr. Ma)<sup>26)</sup> S. 24, 1955.

Atzum, Krs. Wolfenbüttel (Jstzt, Ezt, Karol. Zt—Ma) S. 130.

Bleckenstedt, Stadtkrs. Salzgitter (Jstzt) S. 97.

Boimstorf, Krs. Braunschweig (Jstzt ?) S. 99.

Börßum, Krs. Wolfenbüttel (Jstzt) S. 99; (vorgesch., Jstzt, Ma) S. 24, 1955.

Braunlage, Krs. Blankenburg-West (Mstzt) S. 94; (Jstzt [?]) S. 99.

Braunschweig, Stadtkrs. (Jstzt) S. 96; (Ma—Nzt) S. 131—132.

Braunschweig, Raum um Braunschweig (Wüstungsforschung) S. 25, 1955.

Groß Brunsrode, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 99.

Burgdorf, Krs. Goslar (Jstzt, Fr. Brzt, Fr. Ezt, R. Kzt) S. 23, 1955; (Jstzt, Spätlatènezt, R. Kzt, Ma) S. 24, 1955; (Jstzt) S. 99; vorgesch., Ezt, Karol. Zt—fr. Ma) S. 24, 1955.

Cremlingen, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 97.

Groß Denkte, Krs. Wolfenbüttel (Ma) S. 130.

Destedt, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 97.

Dörnten, Krs. Goslar (Jstzt) S. 97.

Elm üb. Destedt, Krs. Braunschweig (Völkerw. Zt [?]) S. 128.

Emmerstedt, Krs. Helmstedt (Jstzt, Ä. Ezt, R. Kzt) S. 24, 1955.

Elz, Krs. Helmstedt (Fr. Ezt) S. 126.

Esbeck, Krs. Helmstedt (Jstzt, vorröm. Ezt) S. 94; (Ä. Ezt) S. 126.

Evessen, Krs. Wolfenbüttel (Ä. Ezt) S. 126.

Flechtorf, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 96.

Groß Flöthe, Krs. Goslar (Brzt) S. 100.

Frellstedt, Krs. Helmstedt (Fr. Ezt) S. 126.

Gielde-Altenrode, Krs. Goslar (vorgesch., Karol. Zt—fr. Ma, Ma) S. 24, 1955.

Gielde, Krs. Goslar (Fr. Ezt—Ä. R. Kzt) S. 126—127; vorgesch., Ä. Ezt, Karol. Zt—Ma, Ma) S. 24, 1955; (vorgesch., Karol. Zt—Ma, Ma) S. 24, 1955; (vorgesch., Jstzt, Ezt, Karol.—fr. Ma) S. 24, 1955.

Gittelde, Krs. Gandersheim (Jstzt) S. 97; (Karol. Zt) S. 129.

Goslar, Krs. Goslar (Mstzt) S. 94; (Jstzt) S. 98.

Wüstung Gronstedt, Flur Steinlah, Krs. Goslar (Karol. Zt—fr. Ma, Ma) S. 24, 1955.

Harlingerode, Krs. Wolfenbüttel (Jstzt) S. 98.

Harzburg, Krs. Wolfenbüttel (Ma) S. 129.

Heiningen, Krs. Goslar (Fr. Ezt) S. 128.

Helmstedt, Krs. Helmstedt (Jstzt, vorröm. Ezt, R. Kzt, Ma) S. 24, 1955.

Hohnsleben, Krs. Helmstedt (Jstzt) S. 97; (Ä. Ezt) S. 128; (Ma, Jstzt ?) S. 130.

Hoiersdorf, Krs. Helmstedt (Jstzt, Ä. Ezt) S. 24, 1955.

<sup>21)</sup> Dieses Resümee der beiden Dissertationen wurde zur Verfügung gestellt von Herrn Prof. Dr. Poser, dem ich dafür verbindlichst danke.

<sup>22)</sup> Jacobs, U.: Die Entwicklung von Siedlungs- und Flurformen nördlich und südlich der Lößgrenze im Raum um Braunschweig.

Oberbeck, G.: Die mittelalterliche Kulturlandschaft des Gebietes um Gifhorn unter besonderer Berücksichtigung der naturräumlichen Gliederung.

<sup>23)</sup> Weitere 9 Ortswüstungen wurden im benachbarten Krs. Gifhorn lokalisiert.

<sup>24)</sup> Weitere 48 Ortswüstungen wurden im benachbarten Krs. Gifhorn lokalisiert.

<sup>25)</sup> Seitenzahlen ohne Jahreszahl beziehen sich auf den Jahrgang 1954.

<sup>26)</sup> Abkürzungen: Fr. = Früh, Ä. = Alter, vorgesch. = unbestimmt vorgeschichtlich.

Aszt = Altsteinzeit, Mstzt = Mittelsteinzeit, Jstzt = Jungsteinzeit, Brzt = Bronzezeit, Ezt = Eisenezeit, R. Kzt = Römische Kaiserzeit, Merow. Zt. = Merowinger Zeit, Karol. Zt. = Karolinger Zeit, Ma = Mittelalter, Nzt. = Neuzeit.

- Hornburg, Krs. Wolfenbüttel (Fr. Brzt) S. 96; (Brzt) S. 99—100; (vorgesch., Ma) S. 24, 1955.  
 Jerxheim, Krs. Helmstedt (Fr. Ezt) S. 127.  
 Kissenbrück, Krs. Wolfenbüttel (Jstzt) S. 97; (Ma) S. 130.  
 Königslutter, Krs. Helmstedt (Jstzt) S. 97.  
 Langelsheim, Krs. Gandersheim (Ä. Stzt) S. 94; (Jstzt) S. 97, 98; (Karol. Zt) S. 129.  
 Lehre, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 97.  
 Lebenstedt, Stadtkrs. Salzgitter (Ä. Stzt) S. 94; (Brzt) S. 100.  
 Wüstung Klein Lewe, Flur Liebenburg, Krs. Goslar (Jstzt, Ma) S. 24, 1955.  
 Lichtenberg, Stadtkrs. Salzgitter (Jstzt) S. 98; (Jstzt [?], Rr. Kzt) S. 128; (vorgesch., frühgesch., Ma) S. 24—25, 1955.  
 Lobmachersen, Stadtkrs. Salzgitter <sup>27)</sup> (Jstzt) S. 95, 97; (Brzt) S. 100; (R. Kzt) S. 127; (Merow. Zt) S. 130.  
 Lochtum, Krs. Goslar (Jstzt) S. 96; (Brzt) S. 100.  
 Klein Mahner, Krs. Goslar (Fr. Ezt) S. 127; (Jstzt, Spätlatènezt, R. Kzt, Ma) S. 128; (vorgesch., Jstzt, R. Kzt, Ma) S. 24, 1955.  
 Meerdorf, Krs. Braunschweig, (Ä. Ezt) S. 128.  
 Neubüddenstedt, Krs. Helmstedt (Jstzt, vorröm. Ezt) S. 95—96; (fr. Brzt) S. 96.  
 Neuenkirchen, Krs. Goslar (Jstzt, Brzt) S. 99; (Brzt) S. 100.  
 Ohlendorf, Stadtkrs. Salzgitter (Jstzt) S. 96; (vorgesch., Ma) S. 24, 1955.  
 Querum, Stadtkrs. Braunschweig (J. Brzt, Ä. Ezt, R. Kzt) S. 126; (Ma) S. 130.  
 Rübke, Krs. Helmstedt (Jstzt) S. 95.  
 Rautheim, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 98.  
 Remlingen, Krs. Braunschweig (Ä. Ezt) S. 128.  
 Salzgitter-Bad, Stadtkrs. Salzgitter (Jstzt) S. 97, 98.  
 Schöningen, Krs. Helmstedt (Jstzt, Vorr. Ezt) S. 95; (Fr. Brzt) S. 96; (Jstzt, Brzt, Ä. Ezt) S. 24, 1955; (Ä. Ezt) S. 128.  
 Sickte, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 99.  
 Obersickte, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 99.  
 Steinlah, Krs. Goslar (Karol. Zt—fr. Ma, Ma) S. 24, 1955.  
 Steterburg, Stadtkrs. Salzgitter (Jstzt) S. 97.  
 Groß Steinum, Krs. Helmstedt (Jstzt, Spätlatènezt, R. Kzt) S. 95; (Ä. Ezt) S. 128.  
 Klein Stöckheim, Krs. Braunschweig, (R. Kzt) S. 128.  
 Veltheim a. d. Ohe, Krs. Braunschweig (Jstzt) S. 97; (vorgesch., Ma) S. 130.  
 Vorsfelde, Krs. Helmstedt (Mstzt) S. 94; (Ma) S. 130.  
 Wehre, Krs. Goslar (Jstzt) S. 95.  
 Wüstung Klein Wehre, Flur Schladen, Krs. Goslar (vorgesch. Ezt, Karol. Zt—Ma, Ma) S. 24, 1955.  
 Wendeburg, Krs. Braunschweig (Brzt) S. 99.  
 Westerlinde, Krs. Wolfenbüttel (Jstzt) S. 98.  
 Wüstung Westerode, Flur Hornburg, Krs. Wolfenbüttel (vorgesch., Ma) S. 24, 1955.  
 Winkel, Krs. Gifhorn (Mstzt, Jstzt) S. 94.  
 Winnigstedt, Krs. Wolfenbüttel (Fr. Brzt) S. 96.

## *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1954*

### **1. Vorträge und Jahreshauptversammlung**

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz begann seine öffentliche Tätigkeit im Jahre 1954 mit der Veranstaltung eines Vortrages von Studienrat Gerhard Schridde, Braunschweig, über „Henrich Hoffmann von Fallersleben, Leben und Werk des ostfälischen Dichters und Forschers“ am 29. Januar im Saale des Hauses Salve Hospes zu Braunschweig. Zahlreiche Zuhörer, die Hoffmann nur als Dichter des Deutschland-Liedes und als patriotischen Freiheitskämpfer gegen den kleinstaatlichen Absolutismus seiner Zeit kannten, waren überrascht, ihn nun auch als Wegbereiter der niederdeutschen und niederländischen Mundartforschung und als Schöpfer vieler heute noch lebendiger und allgemeinverbreiteter Kinder- und Volks-

<sup>27)</sup> Stelzer, G.: Hat Salzgitter den ältesten Hochofen? Unsere Hütte, 4, 1954, S. 192—193.

lieder kennenzulernen. Hoffmann ist es wie kaum einem anderen Dichter des 19. Jahrhunderts gelungen, sich in Denk- und Empfindungsweise des Volkes so tief einzufühlen, daß seine Schöpfungen im Volkston zu wirklichen, anonymen Volksliedern werden konnten.

Am 26. März wurde im Saale der Industrie- und Handelskammer zu Braunschweig die Jahreshauptversammlung der Mitglieder abgehalten. Auf der Tagesordnung stand außer dem Kassenbericht für 1953 und der Entlastung des Schatzmeisters die satzungsgemäß jetzt nach 3 Jahren wieder erforderliche Neuwahl des Vorstandes. Als 1. Vorsitzender wurde erneut Oberregierungs- und -baurat i. R. Gottfried Hartwig gewählt. Ferner wurden durch Zuruf in ihren Ämtern bestätigt Landesarchäologe Dr. Alfred Tode und Dr. med. Otto Willke als Stellvertreter des Vorsitzenden, Landesheimatpfleger z. Wv. Dr. Werner Flechsig als Schriftführer und Notar Heinz Mollenhauer. Die bisherige Personalunion von Geschäftsführer und Schatzmeister wurde dagegen von der Versammlung als untunlich aufgehoben. Das Amt des Geschäftsführers verblieb bei Verlagsbuchhändler Hans Stolle, während Museumsdirektor z. Wv. Hans-Adolf Schultz zum neuen Schatzmeister bestellt wurde. Ferner wurde der Leiter der Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde, Günther Luchte, als Vertreter der Jugend dem Vorstande beigesellt. Nach dem lebhaften Wahlgange folgte ein Lichtbildervortrag von Notar Heinz Mollenhauer über „Heimatkundliche Entdeckungen im Oberharz“. Er zeigte in Beispiel und Gegenbeispiel vorbildliche und unerfreuliche Erscheinungen im Orts- und Landschaftsbilde des Oberharzes und wies auf manche sehenswerten Besonderheiten an Kirchen, Friedhöfen und Wohngebäuden hin, die den nicht geschulten Blicken der meisten Harzwanderer entgehen.

„Alt-Braunschweig, Stadtbild und Geschehnisse zwischen 1880 und 1910“ führte Graphiker Rudolf Fricke in seltenen zeitgenössischen Lichtbildern auf dem 3. Vortragsabend am 23. April im Saale des Hauses Salve Hospes vor. Dabei wurde vieles von dem noch einmal lebendig, was heute schon zur Kulturgeschichte der Vergangenheit gehört, der alten Generation unter unseren Mitgliedern aber noch erlebnisreiche Gegenwart war, von längst abgerissenen Baudenkmalen der Altstadt über die letzten schwarzen Uniformen der braunschweigischen Soldaten und die Gestalten stadtbekannter Persönlichkeiten bis zu den großen Tagesereignissen der Kaisermanöver und der prunkvollen Auffahrten gekrönter Häupter durch die Straßen unserer Stadt.

Der 4. Vortragsabend des Jahres fand am 24. November ebenfalls im Hause Salve Hospes statt. Tierarzt Dr. Ludwig Lüders berichtete aus seiner Arbeit „Rechts und links der Landstraße“ als Kreisbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege im Kr. Gifhorn-Isenhagen. Er zeigte in einer langen Reihe vorzüglicher Farblichtbilder zunächst Beispiele für die Verunstaltung des Landschafts- und Ortsbildes in den Kreisen Gifhorn, Braunschweig und Helmstedt durch Werbeschilder, häßliche Einfriedigungen und Neubauten, mißglückte Denkmäler und dergleichen und gab dann eindrucksvolle Einblicke in Landschaftsteile, wo das harmonische Gleichgewicht zwischen den natürlichen Pflanzen- und Tiergesellschaften auf der einen Seite und den Werken der menschlichen Zivilisation auf der anderen noch nicht gestört ist. Daran mitzuhelfen, daß dieses Gleichgewicht zum Wohle der heimischen Pflanzen- und Tierwelt wie zum Wohle der Bevölkerung erhalten bleibt, ist der Sinn des zähen Kampfes, den der unerschrockene Naturschutzbeauftragte des Kr. Gifhorn-Isenhagen für eine planmäßige Landschaftspflege gegen Wirtschaftsegoismus und Gedankenlosigkeit seit Jahren mit wachsendem Erfolge führt.

## 2. Studienfahrten

Die vortragsfreie Jahreszeit wurde wie in den Vorjahren zu 5 Studienfahrten mit Autobussen der Braunschweiger Kraftverkehrsgesellschaft kreuz und quer durch das ostfälische Land genutzt.

Die 1. Studienfahrt ging am 15. Mai in die Landschaft des ehemaligen Leher Wohldes nordöstlich von Braunschweig, wo die Dorfsiedlungen erst im Mittelalter durch schrittweise Rodung an den Rändern des riesigen zusammenhängenden Waldgebietes entstanden sind. In der mittelalterlichen Kirche zu Bevenrode schilderte Prof. O. Hahne die allgemeinen Grundzüge der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte dieses Waldlandes auf Grund der Orts- und Flurnamen und ging dann auf die Vergangenheit Bevenrodes und seiner Kirche selbst ein. Nach der Besichtigung der Kirche, des Kirchhofes

und des schönen, parkähnlichen Pfarrgartens ging es weiter zur „H ü n e n b u r g“ zwischen Bevenrode und Grassel, die auf einer viertelstündigen Fußwanderung von der Landstraße aus erreicht wurde. Dort erläuterte Dr. T o d e die Bauart und strategische Bedeutung der mitten in einer feuchten Niederung durch erhebliche Aufschüttungen geschaffenen Wehranlage und bestimmte ihr Alter nach ihrem in Schleswig-Holstein ebenfalls beobachteten Typus und früheren Scherbenfunden als hochmittelalterlich. Urkundliche Nachrichten über diese Burg und ihre Erbauer sind leider nicht überliefert. Das nächste Ziel war Essenrode. Rudolf Fricke, berichtete in der mittelalterlichen Kirche über die urkundlichen Nachrichten des Mittelalters von Essenrode und den dort früher ansässigen Adelsgeschlechtern der Herren von Essenrode und von Garßenbüttel und hob die Verdienste des Landschaftsrates v. Lüneburg um die stilvolle Erneuerung des Kircheninneren mit den darin enthaltenen Kunstdenkmälen hervor. Herr v. Lüneburg übernahm anschließend die Führung zu seinem Schloß und erzählte fesselnd von den wechselvollen Schicksalen des stattlichen Berockbaues von 1738 und seiner Bewohner in den letzten 2 Jahrhunderten. Nach der Besichtigung des Schloßinnern und des Parkes ging die Fahrt weiter nach Wendhausen zur Kaffeetafel im Garten der Gaststätte von Gieseke. Bei sinkender Sonne wurde schließlich noch das Wendhäuser Schloß mit dem Park besichtigt, wobei Prof. H a h n e neue Forschungsergebnisse über die Baugeschichte des Schlosses und seine frühere Ausstattung mitteilte.

Am Sonntag, dem 13. Juni wurde eine ganztägige Fahrt durch den Amtsbezirk Vorsfelde unternommen. Der erste Aufenthalt galt dem Schlosse Wolfsburg. Angesichts dieses stolzen Dynastensitzes der Herren v. Bartensleben gab Dr. H. A. Schultz einen Überblick über die Geschichte der Burg und ihres mächtigen Herrengeschlechtes, das Jahrhunderte lang den gesamten Vorsfelder Werder besessen und sich eine weitgehende politische Selbständigkeit bewahrt hatte. Im nahen Vorsfelde zeigte Dr. Flechsig am Imkerschen Hause von 1590 und an der ehemaligen Abdeckerei von 1607, wie hier mitten im Herrschaftsbereich des niederdeutschen Hallenhauses doch schon um 1600 mitteldeutsch-ostfälische Einflüsse auf die Gestaltung des Grund- und Aufrisses der Ackerbürgerhäuser wirksam wurden. Auf dem alten Vorsfelder Friedhof nahm H. Mollenhauer Gelegenheit, im Hinblick auf manche Geschmacksentgleisungen und Verwahrlosungserscheinungen grundsätzliche Fragen der Friedhofs- und Denkmalpflege zu erörtern. Alle Fahrtteilnehmer waren sich einig in der Verurteilung der lieblosen Art, wie dort künstlerisch wertvolle alte Grabsteine einfach zur Einfassung des Friedhofsrandes benutzt worden sind. Nach kurzer Weiterfahrt wurde schon in Wendschott wieder Halt gemacht, um die Rundlingsanlage des Dorfplatzes und die um sie herum noch erhaltenen niederdeutschen Hallenhäuser des 18. und 19. Jahrhunderts unter Dr. Flechsigs Führung anzusehen. Von Wendschott aus fuhr man weiter nach Rühren zum gemeinsamen Mittagessen, aber nicht auf dem kürzesten Wege, sondern über Vorsfelde, Velstove, Eischott und Brechtorf um den Süd-, West- und Nordrand des ehemaligen Wipperteiches herum, um das eigenartige Landschaftsbild von mehreren Seiten betrachten zu können. Unterwegs schilderte bei einem kurzen Aufenthalt in der Nähe von Eischott Dr. Fröde die Entstehung dieses einst größten Teichgebietes des Braunschweiger Landes (um 1800 noch 990 Morgen), seine Umwandlung in Wiesenland während des 19. Jahrhunderts und die Besonderheiten seiner Pflanzenwelt. Nach der Mittagstafel hielten im Saale der Gastwirtschaft von Bauermeister in Rühren Dr. T o d e, Prof. H a h n e und Dr. Flechsig Kurzvorträge über die vorgeschichtliche und mittelalterliche Besiedlung des Amtsbezirks Vorsfelde und über das Volkstum seiner Bewohner. Auf der Rückfahrt nach Süden bot sich nahe der Zonengrenze an der Aller bei Grafhorst für Dr. Th. Müller Gelegenheit zu geologischen und wirtschaftsgeschichtlichen Ausführungen über die hier beginnende Drömlingslandschaft. Ein hiervon grundverschiedenes Landschaftserlebnis erwartete die Fahrtteilnehmer bei Velpke, wo seit Jahrhunderten ein wegen seiner Härte als Baustoff hochgeschätzter Sandstein in Quadern und Platten gebrochen wird. Nachdem Dr. Müller an einem noch heute betriebenen Steinbruch über die Geschichte der Velpker Steingewinnung und ihre wirtschaftliche Bedeutung gesprochen hatte, führte er zu den inmitten eines dichten Jungwaldes verborgenen, teils zugewachsenen und teils mit kristallklarem Wasser gefüllten ehemaligen Brüchen, die sich dem überraschten Wanderer mit ihren steilen, nackten Felswänden wie echte Gebirgsseen darbieten. Nach dieser reizvollen Fußwanderung fuhr man wieder ein Stück weiter bis Bahrdorf, um sich in der Gaststätte „Zur Eiche“ an Kaffee und Kuchen zu laben und dann unter Führung von Prof. H a h n e die mittelalterliche Kirche und den Gutshof mit den Gebäuderesten der alten

herzoglichen Burg zu besichtigen. Die letzte Unterbrechung der Heimfahrt erfolgte am Forsthaus Blanken, wo Dr. Tode Anlage, Entstehungszeit und Zweck der dort durch den Wald verlaufenden mittelalterlichen Landwehr erklärte. Ein kurzer Waldspaziergang längs dieser Landwehr bei sinkender Sonne brachte einen stimmungsvollen Ausklang der an Eindrücken ungewöhnlich reichen Fahrt.

Die 3. Studienfahrt hatte am 10. Juli den Ambergau zum Ziele. Zuerst wurden bei Baddeckenstedt unter Führung des Baurats Zühl das dortige Wasserwerk der Reichswerke und eine der zahlreichen ungefaßten Quellen jener Gegend besichtigt. Von Baddeckenstedt fuhr man dann über Sillium zum Wohldenberge hinauf, um Kaffee zu trinken und unter Führung von Dr. H. A. Schultz die reich ausgemalte Barockkapelle und die Burgruine zu besichtigen. Auf dem Wohldenberge gesellten sich auch die Vorstandsmitglieder des Heimatvereins für den Ambergau zu uns. Wegen der durch die aufgeweichten Straßen verursachten Verlangsamung der Fahrt konnte das übrige Fahrtprogramm nicht vollständig eingehalten werden. In Volkersheim übernahm Hauptlehrer Freytag die Führung zum „Oberhof“ mit dem Fachwerkwohnhaus von 1686, das Herr v. Gadenstedt mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zeigte, und zum Unterhof mit dem schlichten steinernen Schloßbau von 1747 und dem Park. In Bockenem, wo man zuletzt noch einmal ausstieg, blieb leider wegen des Eintritts der Dunkelheit keine Gelegenheit mehr, die wenigen noch erhaltenen Baudenkmale aus alter Zeit eingehend in Augenschein zu nehmen.

In den Kreis Peine, der den meisten Braunschweiger Heimatfreunden noch viel zu wenig bekannt ist, ging die 4. Studienfahrt am 14. August. Zuerst wurde Schmedenstedt besucht, wo die schönste Fachwerkkirche des Peiner Landes steht. Pastor Venghaus gab hier eine vortreffliche Einführung in die Baugeschichte der Kirche und in den Geist vergangener Kunstepochen, die das wertvolle mittelalterliche Antependium, den prächtigen spätgotischen Schnitzaltar und die reiche, einheitliche Ausmalung der Decke und Wände aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts hervorgebracht haben. Auf dem nahen Friedhof bot der jetzt als Totenkapelle genutzte wuchtige gotische Turm als letzter Rest der abgebrochenen Kirche der Wüstung Klein-Schmedenstedt Gelegenheit für Dr. H. A. Schultz, über diese Wüstung und die Bedeutung des Archidiaconates Schmedenstedt zu sprechen. Nach kurzer Fahrt über Münstedt und Oberg, wo manch reizvolles altes Bauernhaus an der Straße die Blicke auf sich lenkte, wurde in Gadenstedt erneut Halt gemacht. Hier erwartete die Heimatfreunde ein Erlebnis ganz besonderer Art: die Vorführung der kostbaren kleinen Barockorgel (Positiv) der Kirche. Organist Krüger berichtete einleitend über Entstehung und Schicksale des Werkes bis zu seiner durch ihn selbst veranlaßten stilgerechten Instandsetzung und ließ dann die Register in all ihren barocken Reizen nacheinander meisterlich erklingen. Im Werkskassino zu Groß-Bülten gab während der Kaffeetafel der Kreisheimatpfleger des Krs. Peine, Dr. Dehnke, in großen Zügen einen Überblick über die Besiedlungsgeschichte seines Kreisgebietes von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur Eingliederung der Vertriebenen in der jüngsten Vergangenheit und über die wirtschaftliche Entwicklung seit der Gründung der Ilseder Hütte und des Peiner Walzwerkes. Auf der Rückfahrt lud die Burg Steinbrück noch einmal zum Aussteigen und Verweilen ein. Nachdem Dr. Schultz über die Geschichte dieser viel umkämpften hildesheimischen Bischofsburg am Übergang der wichtigen Heerstraße Köln—Magdeburg über die sumpfige Fuhse-niederung berichtet hatte, schilderte Prof. Hahne das tragische Schicksal des Lübecker Bürgermeisters Jürgen Wullenweber, der hier als politischer Gefangener längere Zeit verwahrt war, bevor er 1537 in Wolfenbüttel hingerichtet wurde.

Auf der 5. Studienfahrt am 18. September in den Amtsbezirk Vechelde stand die bäuerliche Kultur im Vordergrund des Interesses. In Wahle zeigte Dr. Flechsig das älteste datierte niederdeutsche Hallenhaus des Braunschweiger Landes (Nr. 36 von 1631) und wies darauf hin, daß die hier ins Auge fallende Sonderform des niederdeutschen Hallenhauses mit schrägem Vorschauer an der vorderen Giebelwand auf Ostfalen beschränkt ist und somit als ein wichtiges Landschaftsmerkmal angesehen werden kann. Von Wahle ging es auf einer genußreichen Wanderung durch den abwechslungsreichen Bauernwald des Wähler Holzes nach Fürstenaau. Dort wurde unter Führung von Prof. Hahne die Besichtigung des Burgwalles um den ehemaligen Haslerhof auf dem Grundstück der Försterei nachgeholt, die im vorigen Jahre wegen schlechten Wetters hatte ausfallen müssen. Dann fuhr man weiter nach Wendeburg. Im Saale der Gastwirtschaft „Deutsches Haus“ war nicht nur die Kaffeetafel gedeckt, sondern auch



eine Ausstellung alten bäuerlichen Kulturgutes aus Privatbesitz in Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf zu sehen, die auf Veranlassung von Dr. Flechsig für einen dörflichen Heimatabend am vorigen Tage zusammengetragen war. Nach der Kaffeepause sprach Dr. Flechsig über die Eigenart der alten bäuerlichen Kultur Ostfalens, wie sie sich in der Gestaltung der Möbel und anderen Hausrats, in Tracht und Schmuck, im Brauchtum und in der Volkssprache äußerte. Die eigenständigen Gestaltungskräfte, die eine solche Dorfkultur früher geformt haben, zu neuem Kulturwillen und zu neuer, kraftvoller Entfaltung anzuregen, ist eine der wichtigsten Aufgaben für die Heimatvereine in unserer Zeit. Zur Veranschaulichung dieser Ausführungen dienten außer den zur Schau gestellten Gegenständen Proben ostfälischer Mundartdichtung aus 3 Jahrhunderten, die Rudolf Fricke meisterhaft wie immer vortrug, und Darbietungen niederdeutscher Volkstänze durch die Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde unter Leitung von Günther Luchte in ihren selbstgefertigten, farbenprächtigen braunschweigischen Trachten nach Bortfelder Vorbildern. Diese Trachtentänze fanden so großen Beifall, daß sie vor der Heimfahrt trotz der eingebrochenen Dunkelheit im Freien auf einem Platz vor dem „Deutschen Hause“ bei Scheinwerferlicht noch eine geraume Weile fortgesetzt werden mußten. In den dichten Kreis begeisterter Zuschauer mischten sich dabei außer den Vereinsmitgliedern auch zahlreiche Dorfbewohner, die, zufällig des Weges kommend, von den Ziehharmonika-Klängen angelockt waren.

### 3. Lehrwanderungen

Da die im vorigen Jahre neu eingeführten Lehrwanderungen durch Braunschweig und seine nähere Umgebung großen Anklang gefunden hatten, wurden sie auch 1954 fortgesetzt. Am 26. Juni ging es unter Führung von H. Mollenhauer nach Salzdahlum, um die Überreste des ehemaligen fürstlichen Lustschlosses anzusehen. Dabei wurden auch andere Merkwürdigkeiten aufgesucht und besprochen, so die ungewöhnlich starke und alte Eibe am Pfarrhause und das „Cyclopenmauerwerk“, mit dem der Friedhof eingegrenzt ist. Am 25. Juli war auf vielseitigen Wunsch aus Mitgliederkreisen ein Rundgang durch das alte Wolfenbüttel angesetzt, das selbst eingessessenen Braunschweigern noch längst nicht so gut vertraut ist, wie es sein sollte. Aber auch denen, die in Wolfenbüttel gut Bescheid zu wissen glaubten, konnte Museumsleiter Dr. Thöne bei seiner Führung viele neue Erkenntnisse aus seinen eigenen Forschungen über die ursprüngliche Stadtplanung unter Herzog Julius und den schrittweisen weiteren Ausbau unter dessen Nachfolgern vermitteln. Anschließend an den Rundgang durch die Straßen der Heinrichstadt zeigte Dr. Thöne das von ihm neu aufgestellte Heimatmuseum im Schloß und die übrigen Schloßräume, soweit sie öffentlich zugänglich sind. Den Abschluß bildete der Besuch der Hauptkirche B. M. V. Auf einer 3. Lehrwanderung wurde am 28. August der Vorort Veltenhof besucht. H. Mollenhauer lenkte dabei die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf die eigenartige Anlage der von Pfälzer Kolonisten 1750 neugeschaffenen Siedlung und die Bauart ihrer Häuser, die ebenfalls von den in unserer Landschaft sonst bodenständigen Überlieferungen abweicht. Außerhalb des Dorfes gab es dann noch manche Gelegenheit zur Erörterung heimatpflegerischer Fragen bei der Besichtigung des Friedhofes und der in der Veltenhöfer Gegend besonders auffälligen Sanddünenbildungen.

### 4. Monatsversammlungen der Braunschweiger Ortsgruppe

Wie im Vorjahre trafen sich auch 1954 die eifrigsten Braunschweiger Mitglieder des Landesvereins allmonatlich einmal zu einer geselligen Zusammenkunft mit Kurzvorträgen über die verschiedensten Fragen der Heimatforschung und Heimatpflege, und zwar an jedem 2. Dienstag eines Monats von Januar bis November in den Klubräumen der Industrie- und Handelskammer, im Dezember aber in dem neu hergerichteten „Haus zur Hanse“ (früher Arztehaus) auf der Güldenstraße. Es berichteten Dr. Flechsig über ostfälische Volksbräuche der Fasselabendzeit und über Gaststättenkultur und heimische „Spezialitäten“ der Speisekarte, Dr. Fröde über Salzquellen und ihre Flora im Braunschweiger Lande im allgemeinen und den Schutz der Salzdahlumer Quellen im besonderen, Studienrat Hartmann über neue Möglichkeiten der Farbfotografie (mit Vorführungen), Notar Mollenhauer über Walkenrieder Reiseeindrücke (Klosterfestspiele, Ortsgeschichtsforschung, Einsatz der Schuljugend bei Forstkulturarbeiten und über die Aufführung des Harzburger Fasselabendspiels von O. Rohkam, Günther Luchte über die Bemühungen der Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde um die Wieder-

belebung der Volkstracht und die Förderung des Volkstanzes auf den Dörfern (mit Farbfotos und Tonbandwiedergaben), Dr. H. A. Schultz über denkmalpflegerische Aufgaben im Kloster Mariental, über die Ausgrabung der Grundmauern der Jakobskirche in Braunschweig und über die Bevölkerungsbewegung in braunschweigischen Dörfern seit 1945 nach eigenen statistischen Erhebungen, Dr. O. Willke über die Tagung des Deutschen Heimatbundes in Hannover. An den erfreulich lebhaften Aussprachen beteiligten sich außer den Referenten vor allem die Mitglieder Babrowski, Fricke, v. Kalm, Rollwien, Ulrich und Dr. Tode.

### 5. Förderung der Heimatpflege auf dem Lande

Gemeinsam mit dem Niedersächsischen Landvolk, dem Landfrauenverband und der Landjugend der „Drei Dörfer“ Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf veranstaltete der Br. Landesverein f. Heimatschutz am 17. September einen Heimatabend in Wendeburg. Besondere Verdienste um die Vorbereitung dieser wohlgelungenen Veranstaltung erwarb sich unser Mitglied Frau Else Heine in Wendeburg. Dank ihrer takräftigen Hilfe konnten Dr. Flechsig, Dr. Schultz und Dr. Tode aus Privatbesitz in den „Drei Dörfern“ eine stattliche Anzahl von Trachtenstücken, Schmuckgegenständen, bemalten Möbeln und anderem altbäuerlichen Hausrat für eine eindrucksvolle Ausstellung eigenständigen bäuerlichen Kulturgutes im Saale der Gastwirtschaft „Deutsches Haus“ zusammentragen. Dort wurde der Heimatabend nach einem Eingangslied der Schulkinder durch eine Begrüßungsansprache des stellvertretenden Landrats Bauer Lippe eröffnet. Es folgten 3 Kurzberichte aus der Heimatforschung. Dr. Tode sprach über die Umwandlung unserer engeren Heimat „Von der Urlandschaft zum Bauernland“ in vorgeschichtlicher Zeit. Dr. H. A. Schultz berichtete auf Grund archivalischer Quellen „Aus der Vergangenheit der Drei Dörfer“ im Mittelalter. Dr. Flechsig schilderte unter Hinweis auf das im Saale ausgestellte Kulturerbe des 18. und 19. Jahrhunderts die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ungebrochene Eigenart bäuerlichen Kulturlebens, das sich in der Bewahrung der vom Hochdeutschen noch unbeeinflussten niederdeutschen Volkssprache, in einer dorfgemäßen Bauweise und Ausschmückung der Häuser und Möbel, in der Volkstracht, in der dörflichen Fest- und Fei ergestaltung und in Lied und Volkstanz kundtat. Der große Bruch in dieser gesunden Entwicklung beginnt mit den sogenannten Gründerjahren, wo der Dorfbewohner sich zu Unrecht seines Vätererbes zu schämen anfängt und in der Nachahmung einer selbst unechten und stillosen städtischen Zivilisation den Anschluß an den vermeintlichen kulturellen Fortschritt zu finden sucht. Die unheilvolle Folge dieses Sinneswandels waren Entwurzelung und Landflucht, die uns heute sozial- und wirtschaftspolitisch schwere Sorgen bereiten. Es ist also nicht eine Angelegenheit romantischer Schwärmerei, sondern eine staatspolitische Notwendigkeit, dem Landvolk wieder zu einem festen Halt in sich selbst zu verhelfen durch Erweckung der erstarrten Kräfte zur Ausbildung einer neuen selbständigen Dorfkultur. Im Anschluß an diese Ausführungen hatten die Besucher des Heimatabends Gelegenheit, während einer Pause die Ausstellung anzusehen. Nach der Pause trug Rudolf Fricke ernste und heitere Proben ostfälischer Mundartdichtung aus dem 17.—19. Jahrhundert vor, darunter ein plattdeutsches Gedicht auf den Wendeburger Pastor Marburg von 1718. Den Abschluß des wohlgelungenen Abends bildeten ein Liedvortrag der Schulkinder und niederdeutsche Volkstänze in altbraunschweigischer Tracht, die von der Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde in gewohnter Vollendung gezeigt wurden und lebhaftesten Beifall ernteten. Möge dieser Bericht recht viele Landgemeinden zur Durchführung ähnlicher Heimabende ermuntern! Unser Landesverein steht ihnen dabei jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung.

Wie sehr schon ein einziger heimatkundlicher Vortrag auf dem Dorfe den Willen zu selbständiger Kulturpflege zu wecken vermag, zeigte sich am 18. Oktober in Essenrode. Nachdem dort auf einer Versammlung des Gewerbevereins unser Mitglied R. Fricke in seiner lebendigen Art über die Geschichte des Ortes gesprochen hatte, erklärten sofort 22 Einwohner ihren Beitritt zu unserem Landesverein, so daß in Essenrode eine eigene Ortsgruppe ins Leben gerufen werden konnte. Die Arbeitspläne für diese Ortsgruppe, deren Leitung Landschaftsrat v. Lüneburg übernahm, wurden auf einer Sitzung am 5. November besprochen, an der außer Herrn v. Lüneburg, Pastor Bollenbach, Hauptlehrer Wiese, Kaufmann Mohn, den Gastwirten Mette und Schneider aus Essenrode auch Dr. Flechsig, R. Fricke und Dr. Schultz aus Braunschweig teilnahmen.

Bei den Vorarbeiten für die Abfassung einer Ortschronik wurden die Gemeinden Lauingen und Meerdorf von uns unterstützt. Dr. Flechsig und H. Stolle nahmen als Vorstandsmitglieder des Landesvereins für Heimatschutz auch an einer Sitzung in Süplingen teil, auf der über die Veranstaltungen zur Lauinger 1100-Jahrfeier beraten wurde.

Auf Tagungen des Harzer Verkehrsverbandes in Göttingen und des Verkehrsverbandes Elm-Lappwald in Königsutter sprach unser Vorstandsmitglied H. Mollenhauer über „Heimatschutz und Verkehr“ und regte eine engere Zusammenarbeit zwischen unserem Landesverein für Heimatschutz und den Verkehrsverbänden an, die beiden Teilen und vor allem der Heimat selbst Nutzen bringen könnte. Er fand dabei allseitige Zustimmung, so daß für die Zukunft lebhaftere Förderung unserer heimatpflegerischen Aufgaben zu erhoffen ist.

Auf Grund einer eingehenden Besichtigung des stark verwahrlosten St. Magni-Friedhofes in Braunschweig durch den Vereinsvorstand wurden Vorschläge für die gärtnerische Umgestaltung der ehemaligen Grabstellen und den Schutz der erhaltenswerten Grabdenkmäler ausgearbeitet und dem Stadtkirchenausschuß zugeleitet.

Mehrere Mitglieder des Vereinsvorstandes nahmen an einer Bezirkstagung der Naturschutzbeauftragten des Verwaltungspräsidiums und der Stadt- und Landkreise in Bad Harzburg teil.

Dem Kulturamt der Stadt Braunschweig wurden auf dessen Wunsch Vorschläge für eine sinnvolle, historisch-topographisch begründete Umbenennung neuer Wohnviertel der Stadt geliefert.

### **Arbeit des Vorstandes**

Der Vereinsvorstand trat 1954 zu 14 Sitzungen zusammen. Beraten wurde über den Haushaltsplan der Vereinsmittel für 1954, über Finanzierung, Drucklegung und Vertrieb des im September vom Verein herausgegebenen Buches „Mammutjäger vor 100 000 Jahren“ von A. Tode, über die 1100-Jahrfeier in Lauingen, über die Zusammenarbeit mit dem Harzklub, dem Harzer Verkehrsverband, dem Verkehrsverband Elm-Lappwald und den Hochbauämtern, über die Teilnahme der Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde an Volkskulturveranstaltungen in Ostdeutschland, über die Pläne zum Wiederaufbau der Magni-Kirche in Braunschweig, über die Erhaltung der Reste der Braunschweiger Stadtmauer, über Schutz, Wiederherstellung und Neuverwendung der Ruinen der Jakobskirche und der romanischen Kemenaten an der Jakobsstraße in Braunschweig, über Landschaftsschutzmaßnahmen für das Reitlingstal im Elm und anderes mehr.

Zwei um die Heimatpflege hochverdienten alten Mitgliedern, dem Studienrat i. R. Otto Krone in Gifhorn und dem früheren Direktor der Braunschweiger Kunstgewerbeschule, Prof. Rudolf Curdt überreichte der Vorstand anläßlich ihres 80. Geburtstages Ehrenurkunden, in denen ihnen Dank und Anerkennung des Landesvereins für ihr segensreiches Wirken ausgesprochen wurde. Fl.

---

### **Braunschweiger Bildnisse**

Der bekannte Graphiker Heinrich Ernst in Braunschweig hat soeben im Waisenhaus-Verlage eine erste Folge (acht Bildkarten) von „Erlebten Köpfen“ erscheinen lassen. Die Veröffentlichung ist so bedeutend, daß wir unsere Mitglieder besonders darauf hinweisen möchten. Wer die abgebildeten Personen kennt oder gekannt hat, wird so recht die große Meisterschaft des Künstlers ermessen können, mit scheinbar mühelosen Strichen seine Mitmenschen treffend zu kennzeichnen. Ernst hat folgende bekannte Persönlichkeiten gezeichnet: Georg Droste, Rudolf Huch, Robert Jordan, Fritz Mumme, Ina Seidel, Robert Walter, August Winnig und Georg Wolters. Weitere Folgen darf man mit Spannung erwarten. H. M.

**KVG**

**Kraftverkehrsgesellschaft mbH Braunschweig**

Braunschweig, Broitzemer Straße 55  
Postfach 520 · Ruf 2 68 91

**Kraftomnibuslinienverkehre in allen Teilen des  
Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig**

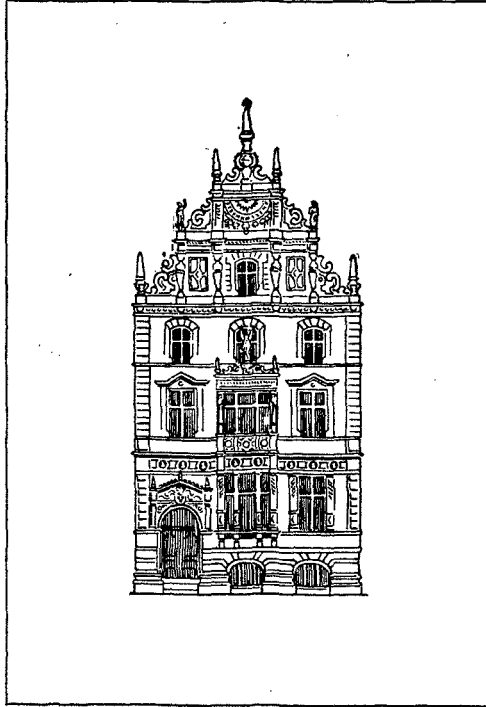
**Auskunft und Fahrpläne durch die Betriebsstellen und  
Verkehrsbüros:**

Braunschweig, Platz an der Martinikirche, Ruf 2 68 68  
Salzgitter-Lebenstedt, KVG-Hof, Ruf 427  
Salzgitter-Bad, Vorsalzerstraße 1 a, Ruf 675  
Salzgitter-Watenstedt, KVG-Bahnhof, Ruf Immendorf 5050  
Wolfenbüttel, Kornmarkt 14, Ruf 27 32  
Bad Harzburg, Bismarckstraße 5, Ruf 677  
Braunlage, Herzog-Johann-Albrecht-Straße 2, Ruf 321  
Helmstedt, Magdeburger Tor 14, Ruf 848



2. 796

GEGRÜNDET 1761



Bankhaus

**Gebrüder Löbbecke & Co.**

Braunschweig

An der Martinikirche 4

Fernsprech-Sammel-Nr. 21271

# Braunschweigische Heimat



1955

41. Jahrgang · Heft 2

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz  
Verlag C. Appelhans & Co., Braunschweig



# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Feuersteindolch von Hahausen und das Problem um die „Alte Straße“ am Nordwestharz. Von Mittelschullehrer Otto Thielemann, Goslar, Grauhöfer Str. 19	33
Zur Siedlungsgeschichte von Reileifzen an der Weser (Kr. Holzminden). Von Kreisheimatpfleger Curt Sauermilch, Holzminden .....	35
Bockenems wirtschaftliche und soziale Verhältnisse im Lichte der Statuten von 1488. Von Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Wilhelm Müller, Weimar .....	41
Der Bestand der Stadt Braunschweig an alten Fachwerkhäusern. Von Graphiker Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25a ..	46
Die Schunter und das Schuntertal im 16. bis 18. Jahrhundert. Von Mittelschullehrer Dr. Theodor Müller, Braunschweig, Heinrichstraße 34 .....	50
Der Maikäfer. Von Erich Sinram .....	57
In'n Harze. Gedicht in Harzburger Mundart von Zahnarzt Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Straße 14 .....	58
Krischaan Schappschare. 'Ne wahre Vartellich in der Mundart von Adenstedt (Kreis Peine), von Tischlermeister Ewald Hoffmann, Adenstedt .....	59
Aus der Heimatpflege:	
Zwei Festspiele. Von Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	61
Windschutzhecken zwischen Oker und Erse. Von Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2	63

**Beitritts-Anmeldungen** zum Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz sind an die Geschäftsstelle zu richten. — Alle **Zahlungen** auf Postscheck-Konto Hannover Nr. 440 65 — **Anzeigen-Annahme** nur für die zwei Seiten des Umschlages in der Geschäftsstelle. — **Mitarbeiter-Beiträge** sind einzusenden nur an den Schriftleiter: Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6. Jeder Verfasser erhält auf Wunsch von seinen Beiträgen Abzüge. Die Einsender haben die von ihnen vorgebrachten Ansichten selbst zu vertreten. Unsachliche oder persönliche Beiträge werden in der Braunschweigischen Heimat nicht aufgenommen. — Geschäftsstelle Braunschweig, Kalenwall 1, Fernruf 2 24 95-96. — Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig. — Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Nachdruck des Inhalts nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V.: 1. Vorsitzender: Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig, Wolfenbüttel, Vor dem Gotteslager 8, 2. Vorsitzender: Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5, 3. Vorsitzender: Dr. Alfred Tode, Braunschweig, Seesener Straße 3, Schriftführer: Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6, Geschäftsführer: Hans Stolle, Braunschweig, Wolfenbütteler Straße 46, Schatzmeister: Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4a. Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig-Riddagshausen, Stresemannstraße 2, Günther Luchte, Braunschweig, Rosenstraße 16.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1  
Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

41. Jahrgang

Juni 1955

Heft 2

## *Der Feuersteindolch von Hahausen und das Problem um die „Alte Straße“ am Nordwestharz*

Von Otto Thielemann

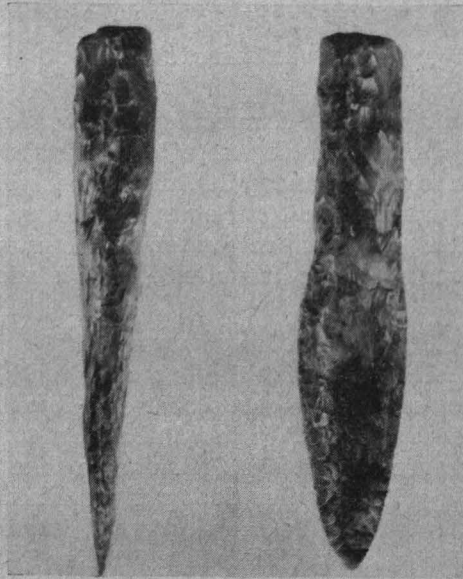
Das Luttersche Dreieck zwischen Langelsheim, Lutter und Hahausen ist in urgeschichtlicher Hinsicht der verschwiegenste Winkel vom Nordharz. Randfunde rund um diese prähistorische terra incognita lassen aber vermuten, daß die Fundlücke hier wie oft auch anderswo mit auf einer Forschungslücke beruht. Den bisherigen Mangel an Funden wiegt nun der Luttersche Raum mit einem recht beachtlichen Fund auf, und zwar einem prachtvollen Feuersteindolch aus der Feldmark Hahausen.

Dieser Dolch wurde 1935 von dem Jungbauern Wilfried Faber in Hahausen gefunden, der 1943 im Osten gefallen ist. Seither wird der Fund von den betagten Eltern sorgsam als Andenken aufbewahrt. Es ist ein 15 cm langer Vierkant-Griffdolch mit starkem ovalen Blatt. Die Waffe ist über den ganzen Körper sorgfältig bearbeitet, großflächiger gemuschelt am Griff und in feinsten Technik gedengelt am Blatt, das zwar kräftig bleibt, aber doch mit scharfschneidigen Seitengraten versehen ist. Die Schmalaufricht auf diese Gratkanten vermittelt erst den rechten Eindruck von der Gefährlichkeit solch früher Waffe. Der grünlich falbe Flint unseres Geräts hat — besonders auf dem Blatt — erdfarbene rosthaltige Flecken angesetzt. Diese rostartigen Verfärbungen in den Retuschendellen sind wohl auf Eisengehalt im Wasser der Hummecke zurückzuführen. Der Dolch wurde nämlich bei Anlage einer Wiesendränage am Uferrand dieses Baches steckend aufgefunden, wo er vom Wasser gespült wurde und infolgedessen sonst völlig sauber geborgen werden konnte. Einzustufen ist der Fund an das Ende der Jüngeren Steinzeit, etwa um oder bald nach 2000 v. Chr. Von einem gleichaltrigen Fund im Stader Gebiet wissen wir, daß solch Waffe in einer Lederscheide am Leibgurt getragen wurde.

In dem erwähnten fundarmen Raum von Lutter ist nun die Fundstelle unseres Dolches nicht ohne besonderes Interesse. Sie liegt am Hummedeknick etwa 800 m südöstlich der Pöbbekemühle und 300 m südöstlich von Punkt 187,3, und zwar in der Nähe einer Quelle zwischen dem „Spekelnholz“ und dem „Radebruch“. Dieser Fundplatz weist einmal auf die nahegelegenen schmalen Durchlässe vom Nordharzraum in die Westharzgebiete, die über Neuekrug nach Seesen und über Hahausen nach Rhüden ins Nettetal führen. Und zum andern wirft er auch die Frage auf nach dem Verlauf eines frühen Nordharzer Ostwest-Weges, der, vom Dolgen

kommend, möglicherweise hier in der Nähe die Hummeckefurt gewann und über die Neile hinaus Hahausen erreichte.

*Dolgen*, heute Wüstung, ist ein alter Ort, sein früheisenzeitlicher Friedhof liegt 500 Meter abseits im „Sölterwinkel“, und die Lage seiner mittelalterlichen Kirche markiert sich noch immer gut im Ackerfeld. Es ist nun interessant festzustellen, daß im Dolger Wüstungsgelände auch die Bezeichnung „Alte Straße“ auftritt, die uns schon im Harzburger Raum zwischen Abbenrode und Sudburg bei Oker begegnet. Im Westen steuert diese Alte Straße vom Dolgen aus Hahausen an und fluchtet hier genau wie im Amte Harzburg auf der Grenze entlang. Mitten auf ihrer Wegbreite fristet ein alter Grenzstein sein überfälliges Dasein. Wieweit die beiden „Alten Straßen“ östlich der Oker und westlich der Innerste in Zusammenhang stehen, bleibt eine noch offene Frage. Sie halten sich beide in re-



Feuersteindolch von Hahausen

spektvoller Entfernung vom geologischen Harzrand und bevorzugen das offenere Vorland. Im Kreise Goslar ist das Zwischenstück wohl zu vermuten, aber nicht mehr bekannt. Das Aufkommen Goslars hat hier mit seinem nordwärts gefächerten Wegenetz die frühgeschichtliche Ostwest-Führung im Straßenbild völlig verwischt. Den Nachweis derselben sollte sich die heimische Geschichtsforschung angelegen sein lassen.

Der einsamen Lutterschen Senke mit ihren vielen dunklen Meilerstellen auf den Ackerbreiten traut man allerdings kaum einen Fernweg zu, wenn man sie von der Eisenbahn nach Neuekrug oder der Bundesstraße 82 aus überblickt. Aber bei einer Überprüfung per pedes apostolorum gewinnt man ein anderes Bild. Die „Alte Straße“ überquert in ihrer Fortsetzung immer die flachen Geländehänge und hält sich durchweg auf einer Höhe um und über 200 m. Die höchste Erhebung erreicht sie gleich hinter Dolgen auf dem kleinen Rodenberg mit 212 m, und nur einmal und nur auf kurze Entfernung klettert sie bei der Überquerung des Kief-

baches im Zuge der heutigen Lutterschen Straße auf 190 m herunter. Beim Übergang über die Straße von Pöbekenmühle zur Bundesstraße 82, wo der Weg sich nach Norden versetzt, läuft er am Spekelnholz nahe vor der Hummecke in eine auffallend breite Bahn, die dann durch den Radebruch (s. a. „Radebrak“ vor Dolgen!) und am „Pfungstanger“ entlang nach Hahausen führt. Jenseits Hahausen leitet der „Bullwer Galgen“ in den Paß von Neuekrug und der „Hillenberg“ auf die Straße nach Rhüden.

Etwa mittwegs und wenig abseits dieser letzten breiten Wegeflucht vor Hahausen liegt nun nahe der Hummeckefurt und der eingangs erwähnten Quelle der Fundplatz unseres Dolches. Es ist keineswegs vermessen, wichtige steinzeitliche Fundstellen als Wegmale an alten Fernwegen zu werten; denn die geschichtliche Prägung unserer Landschaft beginnt mit Sicherheit schon in der Steinzeit. Das beweist gerade auch das Fundbild der bisherigen steinzeitlichen Waffenfunde (Feuersteindolche und -lanzenspitzen) am Nordharz. Es belegt nicht nur die Streu- und solcher Funde über den gesamten Raum an Oker und Innerste (wobei das Innerstebecken keinesfalls zurücksteht), sondern auch die Bindung der Fundstätten an verkehrsgeographisch besonders hervortretende Punkte der Landschaft. Das sind bei uns die Paßlagen von Gebhardshagen-Gustedt, Gr. Döhren-Dörnten und Immenrode-Weddingen, nahegelegene Übergänge an Flußläufen wie bei Schladen-Hornburg, Hohenrode und vielleicht auch an der Hummecke und Verkehrsschnittpunkte wie bei Ringelheim. Und in diesem Zusammenhang erhält auch unser Dolchfund von Hahausen seine besondere Bedeutung durch die exponierte Lage des Fundplatzes vor den Hahäuser Pässen.

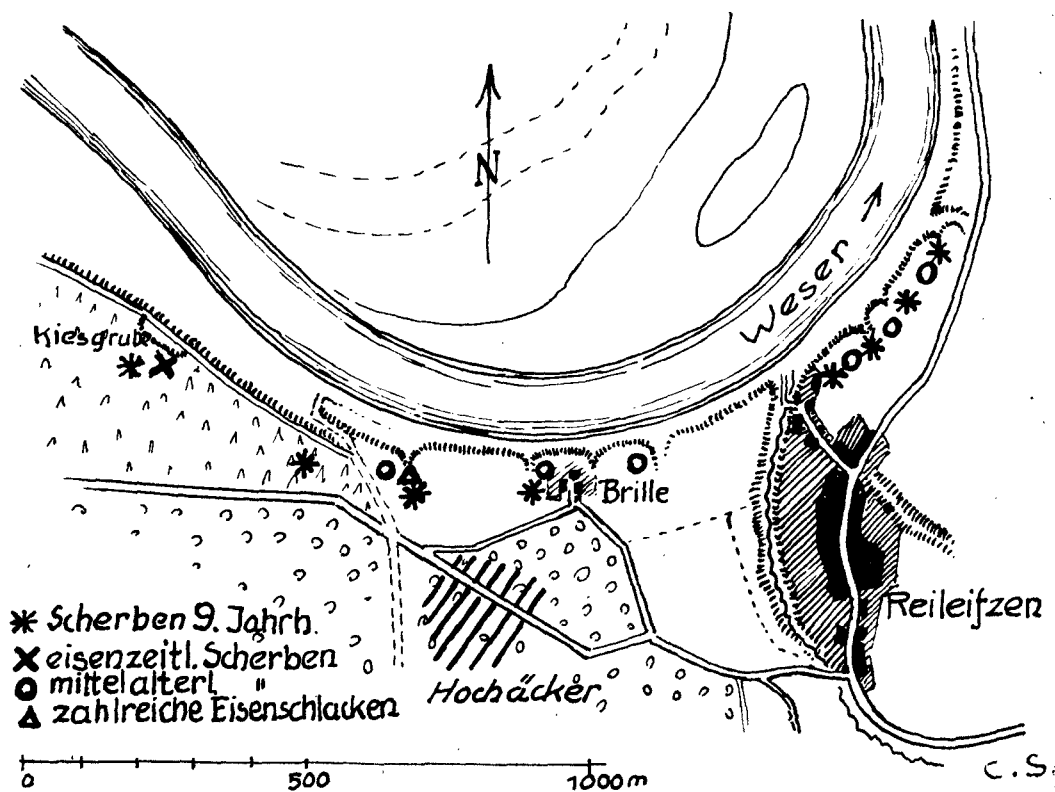
## *Zur Siedlungsgeschichte von Reileifzen an der Weser*

(Kreis Holzminden)

Von Curt Sauermilch

In der folgenden Arbeit soll dargestellt werden, wie man an Hand von Bodenfunden nicht nur die genaue Lage, sondern auch das Alter eines wüst gewordenen Ortes festlegen kann. Solche Erkenntnismöglichkeiten sind wichtig, weil nur in seltenen Fällen die erste urkundliche Nennung eines wüsten Ortes sein wirkliches Alter trifft. Scherbenfunde aber können dann treffsichere Urkunden sein. Ihre Auswertung hat sich schon bei der Altersbestimmung mancher Wüstung im Oberwesergebiet bewährt.

An einem Weserbogen im Kreise Holzminden liegt das Dorf Reileifzen. Seine älteste urkundliche Nennung ist 1018 Reilevessen. Ob diese Namensform aus Reileveshusen entstanden ist, möge dahingestellt bleiben. Auf Grund der Scherbenfunde darf man aber ein höheres Alter des Dorfes ansetzen, als die erste Nennung besagt. Auf das Wechseln des Grundherrn soll hier nicht eingegangen werden; daß es im Mittelalter um 1400 zeitweilig auch dem Grafen v. Everstein dingpflichtig war, interessiert hier nur soweit, als aus den hier gefundenen Keramikresten Beziehungen zu denen von der Eversteiner Burg zu entnehmen sind. Im späteren Mittelalter lag das Dorf eine Zeitlang wüst und wurde unter Herzog Heinrich dem Jüngeren im 16. Jahrhundert etwas abseits der alten Dorfstätte an seiner heutigen Stelle wieder aufgebaut. Es soll hier versucht werden, die Siedlungsge-



schichte dieses Dorfes mit Hilfe reicher Oberflächenfunde von Scherben — fast ein Zentner konnte davon ersammelt werden — zu erhellen.

Im Jahre 1950 wurden 1 km westlich von Reileifzen im Abraum einer Kiesgrube Gefäße gefunden, die Dr. Asmus vom Niedersächsischen Landesmuseum in Hannover als solche der römischen Kaiserzeit bestimmte, z. T. dickwandige Terrinen, grob gemagert. An gleicher Stelle kamen auch Scherben mit Magerung von feinsblättrigem Keupermergel zutage, wie solcher oberhalb von Reileifzen gelegentlich ansteht. Diese Scherben gleichen völlig den Siedlungsscherben der früheren Dorfstätte Reileifzen, und man konnte nun leicht dem Trugschluß erliegen, diese keupergemagerten Scherben den Grabfunden aus der römischen Kaiserzeit zeitlich gleichzusetzen. Die kaiserzeitlichen Keramikreste sind aber überwiegend kiesgemagert, die keupergemagerten Siedlungsscherben mögen einige Jahrhunderte nach den Brandbestattungen durch späteres Bewohntsein des Platzes hierher gekommen sein. Jedenfalls sind sie von den späteisenzeitlichen scharf zu trennen.

W. R. Lange-Bielefeld setzt die keupergemagerten Scherben von Reileifzens Feldmark in die Zeit um das 9. Jahrhundert, und ich schließe mich dieser Beurteilung nach wiederholten kritischen Vergleichen des Scherbenmaterials gern an und glaube auf Grund der Funde ein Zurückdatieren der Siedlung Reileifzen um 2 Jahrhunderte vor die erste Nennung verantworten zu können. Durch Absuchen der Äcker, die nordöstlich an das Dorf grenzen und des Geländes westlich des Ausflugsortes „Brille“, soweit es nicht mit Wiese bestanden war, fand der Lehrer

i. R. Alfr. Sander 1951—53 eine große Menge Scherben, ebenso beim Durchsuchen der Lesesteinhäufen, darunter überwiegend der keupergemagerten Art, wie sie auch einige aus der Kiesgrube zeigen. Die Funde kamen in das Heimatmuseum Holzminden und wurden alle katalogmäßig gezeichnet und beschrieben. Die Sanderschen Fundangaben sind absolut verlässlich, die einzelnen Fundstellen ziemlich genau auseinandergehalten. Vorliegende Auswertung der Funde mit dem Endziel einer Klärung der Siedlungsgeschichte des Dorfes konnte gewagt werden.

Unter den für diese Örtlichkeit ältesten Scherben waren erkennbar Randstücke von mehr als 50 verschiedenen Gefäßen mit ganz einfachen Lippenprofilen von Schalen und Kumpen, aber auch von Gefäßen mit kurzem, scharf eingezogenem Hals. Eine Auswahl ist in Abb. 1—3 gegeben. 2 größere Scherben, die eine Rekonstruktion der oberen Gefäßbreite vornehmen ließen, ergeben die Formen Abb. 2. Zu diesen Halsscherben sehr viele Wandscherben, aber nur einige Bruchstücke, die einen flachen Bodenansatz zeigen, Abb. 4. Das Fehlen der Bodenstücke, die durch ihre Massigkeit immer am erhaltungsfähigsten sind, gibt bei der Gesamtmenge der Funde zu denken. Man darf aus dem Gesamtbild der Funde annehmen, es hier mit frühen rundbodigen Gefäßen, also Kugeltöpfen zu tun zu haben. Da Kugeltöpfe karolingischer Zeit bekannt sind, kann ihr Auftreten hier nicht verwundern. Dazu kommt, daß ein kleiner Krug, Abb. 1, teilweise zusammengesetzt war, der einwandfrei rundbodig ist. Das Tonmaterial ist bei all diesen Scherben das gleiche wie bei den wenigen Scherben aus dem Abraum der Kiesgrube, ebenso die Brandhärte. Besonders bezeichnend ist die Keupermagerung, bei der oft die Menge der Magerung die Tonmenge fast übertraf; die Scherben waren häufig mit einem reinen, aber leicht abspringenden Tonüberfang versehen. Diese Art der Magerung ist für unser Gebiet bis jetzt einmalig. Da freihändig geformte, also ohne Drehscheibe hergestellte Kugeltopfreste aus karolingischer Zeit bis jetzt in unserem Gebiet noch kaum vorkamen, sind diese Scherben für uns besonders wertvoll.

Ein wenig jünger mögen die Scherben Abb. 5 sein, deren Magerung neben Kies auch aus Sand besteht. Hierbei wird es sich ganz erkennbar um Kugeltöpfe handeln, vielleicht 10./11. Jahrhundert, dazu einige Ränder von Kumpen.

Von denselben Fundstellen in der Feldmark folgt dann eine Anzahl Scherben ganz anderer Art. Feinsandig gemagert, grau (die älteren Scherben waren schmutzig braun), außen schwarz geschmaucht, ebenfalls keine Drehscheibenarbeit, Abb. 10. Also eine ganz andere Keramik, die aber wohl ebenfalls als karolingisch anzusetzen sein könnte, Dr. Asmus hat sie als 9. Jahrhundert angesprochen. Die vor dem erwähnten Kugeltopfscherben waren durchweg unverziert bis auf eine recht interessante Scherbe mit einem durch Stempel eingedrückten Rad, Abb. 11. Diese war mit kantigem Grus gemagert, außen durch geschlammten Tonüberfang schön glatt — zeitlich mag sie ebenfalls dem 8. od. 9. Jahrhundert angehören. Ein interessanter Rest soll noch erwähnt sein, Abb. 12, der ein Tiegelgriff aus karolingischer Zeit sein kann — gelbbraun, fein weißpunktig gemagert, ungeschickt in der Herstellung.

Auffallend war das Vorkommen vieler rundlicher Knollen aus leichtgebranntem Lehm von Kirschen- bis Apfelgröße. Ein größerer gebrannter Lehmklumpen zeigt durch seine Form, daß der Lehm in einem Gefäß aufbewahrt wurde, aus dem man ihn — nach den Fingerabdrücken zu ersehen — mit der Hand herausklaubte. Gemagert war dieser Lehm nicht und auch als Hüttenlehm war er nicht vorgesehen, da solcher immer Abdrücke von Häksel zeigt. Die rundlichen Knollen müssen mit



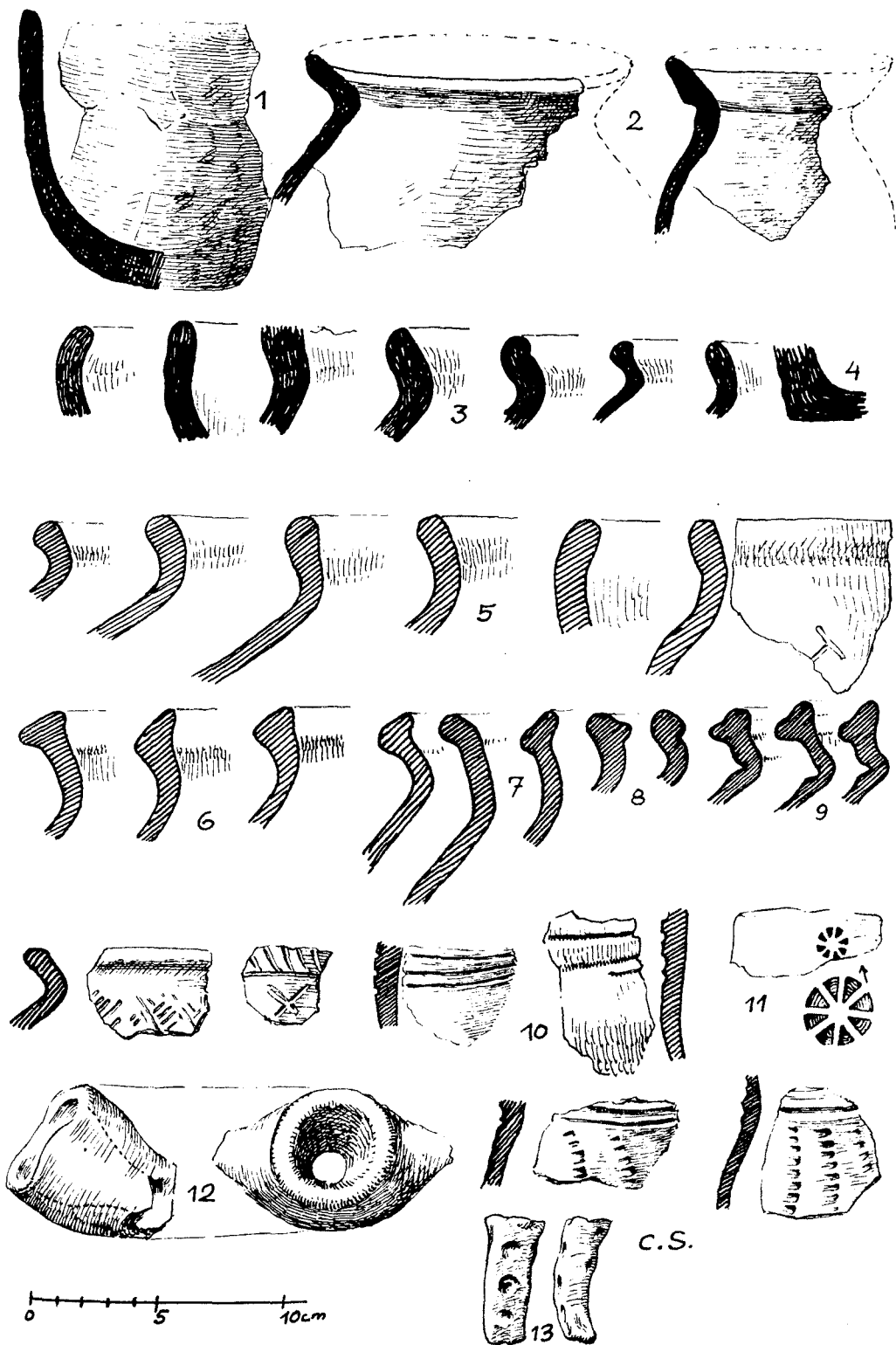
der Hand gerollt und dann — vielleicht durch Abbrennen des Hauses — leicht gebrannt sein. Für ein solches unabsichtliches Abbrennen spricht auch der Lehmrest mit dem Innenabdruck des Gefäßbodens. Es ist möglich, daß der Lehm zu den karolingischen Funden gehört.

Prüfenswert ist auch das Vorkommen zahlreicher Brocken von Eisenluppe und auch besser ausgeschmolzener Eisenschlacke, von bäuerlichem Rennfeuer herstammend. Diese Brocken, als bei der Bodenbearbeitung besonders störend, wurden aus Lesesteinhaufen am Terrassenrande ausgelesen, kleine Stücke auch von den Ackerbreiten selbst. Ebenso wurde eine Anzahl zu fast gleicher Größe von 3—4 cm zerschlagener sehr schwerer Rollsteine gesammelt, dem Gewicht nach wohl eisenhaltig. Ein Kalkstein mit spiegelblanker ebener Schlißfläche wurde anscheinend zum Polieren von Steinplatten gebraucht. Von solchen polierten Steinplatten kamen auch kleine Bruchstücke vor, die an die geschliffenen Platten erinnern, die bei der Aufdeckung der Eversteiner Burg in Holzminden ergraben wurden.

Zeigten schon die Scherben Abb. 5 eine bessere Tonzubereitung gegen die brüchigeren des 9. Jahrhunderts, so lassen die zu hochmittelalterlicher Keramik hinleitenden Scherben eine noch fortgeschrittenere Tonaufbereitung und damit besseres Brennverfahren erkennen. Der gleichmäßigere Ton ist nur noch mit Sand gemagert, ein Überfang von geschlämmtm Ton erübrigte sich, die Gefäße bekommen die nur leicht rauhe, feinkörnige Oberfläche der mittelalterlichen Tonwaren. Sie werden dünnwandiger, die Gefäße und besonders Randprofile sind aber noch recht einfach, die Anfertigung geschah auf der Drehscheibe. Das für das 12. Jahrhundert so typisch nach außen abgeschrägte Randprofil unterwinkelt sich, Abb. 5 bis 9 zeigt eine Auswahl aus der Formenreihe, deren erstes Profil zum Verwechseln ähnlich einer Scherbe von der Burg auf dem Großen Everstein ist. Es erklärt sich das wohl aus der damaligen Dingpflichtigkeit der Siedlung dem Eversteiner Grafen gegenüber. Solcher Parallelen zwischen Reileifzen und Eversteiner Funden gibt es mehrere.

Zeitweise, vielleicht wohl auch nur als Eigenart des Töpfers, treten wulstige Einziehungen der Lippe nach innen auf, Abb. 8, verbunden auch mit leichter Einbuchtung der Lippe. Bei all diesen Randscherben ist die Zugehörigkeit zu Kugeltöpfen ohne weiteres ersichtlich. Eine besondere Eigenart tritt in einer Reihe Scherben in Erscheinung — ein deutliches Einbuchten der Lippe nach außen und zugleich ein besonders betontes Einknicken des Halsaufsatzes, hierzu Abb. 9. Durch das scharfe Eindringen des Halsaufsatzes wurde hier im Verlaufe des Drehvorganges ein Herausdrücken des Tones unterhalb des Halses erreicht, das wohl nicht als beabsichtigte Zier, sondern als Arbeitsspur aufzufassen ist. Beachtlich ist, daß diese Scherben nur an einer Stelle gefunden wurden, also die Werkeigentümlichkeit eines bestimmten Töpfers war. Die Profile dieser Kugeltopfränder sprechen in unserem Gebiet für 12. Jahrhundert.

Scherben des Kugel- bzw. Bombentopfes überwiegen in den Funden, solche mit Gurtfurchen, die sonst die schönsten und reifsten Erzeugnisse dieser Gefäße im späten Mittelalter stellen, wurden nur in zwei Stücken gefunden, die aber noch nicht die zierlichen Formen des spätmittelalterlichen Topfrandes besitzen. In dieser Zeit lag das Dorf schon wüst, auch die für Ende des 14. Jahrhunderts sonst so typischen irdenen Krüge sind nur vereinzelt in Scherben vertreten; Krüge kommen erst mit den Abfällen aus dem 16. Jahrhundert als Steinzeugkrüge wieder



zum Vorschein. Also als Abraum des im 16. Jahrhundert neu erbauten Dorfes. Eine interessante Scherbe des Kugeltopfes älterer Prägung zeigt an der Innenseite vier dichtgestellte Fingereindrücke — man hatte das noch feuchte Gefäß von innen erfaßt, wohl um den gewölbten Boden zu formen. Ein winziger alter Gropenfuß wurde gefunden, Abb. 13, der mit seiner Zier durch Fingereindrücke ein Parallelstück zu einem ganz ähnlichen bei den Grabarbeiten um die Eversteiner Burg zu Holzminden gefundenen darstellt. Also auch hierdurch die Verbindung zum Lebenskreis der Eversteiner Grafen. Vom 16. Jahrhundert ab treten die sonst im Gebiet üblichen Formen auf, die aber zur Siedlungsgeschichte des Dorfes kaum etwas zu sagen haben und die deshalb auch nicht mit abgebildet wurden.

In Zusammenfassung der Auswertung der hier gemachten Oberflächenfunde erscheint mir der Beweis erbracht, die Entstehung der Siedlung ins 9. Jahrhundert zurückzudatieren. Auf den heutigen Gemarkungsplänen könnten hier mehrfach beobachtete reiche Fundstellen die Lage von mehreren Einzelgehöften andeuten. Sie lagen auf dem flach ausklingenden Weserhange nahe zur Kante der mittleren diluvialen Schotterterrasse hin, also immer hochwasserfrei, vor Nordwinden durch Hecken an der Talkante geschützt, die auch heute noch einen Heckenstreifen besitzt. Der Boden ist von Löß überlagerter Weserschotter. Die südöstlich ansteigenden Berge sind ein stark verworfenes Gelände von verschiedenen Muschelkalkhorizonten und einigen Keuperschollen. Ein kleines Tälchen führt ein spärliches Wassergerinsel, mehrere kleine, jetzt trockene Wasserriffe deuten darauf hin, daß es früher vielleicht Abflüsse schwacher Quellen waren, deren Horizont in dem zerrissenen Verwerfungsgelände verständlich wäre.

Westlich der hier durch Scherbenfunde festgestellten Siedlung aus karolingischer Zeit lag der späteisenzeitliche Begräbnisplatz, die Fundstelle der eingangs erwähnten Urnen in der Kiesgrube. Die frühmittelalterliche Siedlung lag nach den Funden entlang der Uferkante, als lockere Reihensiedlung der natürlichen Leitlinie folgend, in diesem Falle der Weser. Einzelne Scherben des 9. Jahrhunderts wurden auch im Bereich des eisenzeitlichen Bestattungsortes gefunden, der u. U. später auch bewohnt gewesen ist. Da die Entwicklung der in dem Gebiet gefundenen Scherben in ihrer Tonzusammensetzung und Formgestaltung wohl Fortschritt, aber keine nennenswerte Lücke zeigt, kann man auch zwischen frühem und hohem Mittelalter keine Siedlungslücke annehmen. Die früh- und hochmittelalterlichen Scherben waren am zahlreichsten, sie waren Abraum, der an Ort und Stelle des Gebrauchs der Gefäße liegen blieb, auch die gebrannten Lehmklumpen zähle ich zu dieser Zeit. Scherben vom 16. Jahrhundert ab kamen mit dem Dünger auf die jetzt Ackerflur gewordene Vorstelle.

Durch das sorgfältige Auseinanderhalten der Fundstellen war es möglich, den vermutlichen Ort des Rennfeuers annähernd zu lokalisieren. In einer zur Weser abfallenden Bodenmulde der Parzelle 1 (auf der Planskizze mit einem Dreieck bezeichnet) wurden Schlackenstücke in größerer Menge gefunden, so daß man annehmen kann, das Rennfeuer habe hier in der Nähe gelegen. Das Gebäudestück wird vom Besitzer als „Roheland“ bezeichnet, in dem Wort steckt zweifellos der Begriff Rodeland, aber es ist wohl anzunehmen, daß diese Bezeichnung Bezug nimmt auf spätere Rodungen nach der Gründung des heutigen Dorfes im 16. Jahrhundert.

Es fanden sich hier Schlacken verschiedener Art — nach außen traubig, oft getropft, schwarzgrau mit z. T. metallischem Fettglanz, gelegentlich kristallin, vereinzelt im Bruch gelbgrüner Glanz. Seltener an der Oberfläche geringe Glanzstellen,

die vielleicht durch geschmolzenen Quarzsand entstanden sein mögen. Teils auch luppenartig zellig bis derb und feinporös, außen rötlichgrau, wenn mit dem Lehm-mantel verschmolzen, rötlich gelb. Vorhanden sind Schlacken aus dem Schlackenkanal, Rohschlacken und auch solche aus der Ofensau. Besonders häufig sind Mantelschlacken, rostbraun mit einzelnen Tropfen, außen angebackene Lehmreste des Ofenmantels. Dazu auch gebrannte Lehm- und Tonbröckchen mit Häckselabdrücken. Neben den Schlacken wurden an dieser Stelle frühmittelalterliche wie auch hochmittelalterliche Scherben gefunden. Unter Letzteren Reste eines kleinen Kruges in der typischen Art des 14. Jahrhunderts. In dieser Zeit dürften m. E. auch die Eisenschlacken zu stellen sein.

Von der Parzelle 5, Gärten der „Brille“ stammen Scherben des 9. Jahrhunderts, solche, die ich in Abb. 10 brachte und als nach diesen stehend ansehen möchte und auch hochmittelalterliche. Ein Vorkommen ganzer zeitlicher Scherbenhaufen an derselben Stelle kann m. E. nur als Nachweis ununterbrochener Besiedelung anzusehen sein. Ebenfalls westlich des Dorfes fand Dr. Helmut Jäger-Göttingen im Walde Hochäcker, möglicherweise waren solche auch nordöstlich des Dorfes vorhanden. Da das Land hier aber von hoher Bonität ist, lag es schon Jahrhunderte unter dem Pflug, so daß die Ackerbeete inzwischen eingeebnet sein werden.

Wie auf fast allen Wüstungen wurden auch hier Mengen von geschlagenen Sandsteinen gefunden, immer in gleicher Größe von 3—5 cm. Für einstige Pflasterungen halte ich diese Steine nicht, da sich dann doch einige finden müßten, die durch Begehung Abschleifung zeigen. Das ist mir aber weder hier noch von anderen Wüstungen bekanntgeworden. Stammten sie von Feuerstellen, müßte man Rötungen oder Rußanflüge sehen. Ich möchte diese Steine für Bettungen von Lehmstampfböden halten. Daß an keinem Stein Lehm Spuren sitzen, erkläre ich mir damit, daß der Lehm Boden ja nicht gebrannt war und an den Steinen evtl. sitzender Lehm im Laufe der Zeit abgeschwemmt wurde.

## *Bockenems wirtschaftliche und soziale Verhältnisse im Lichte der Statuten von 1488*

Von Wilhelm Müller

Wohl kein Ort im ehemaligen Stift-Hildesheimischen Gebiet ist im Lauf seiner Geschichte derart von schweren Brandunfällen betroffen worden, wie Bockenem, der Hauptort des ehemaligen Ambergaues, dessen Name sich als einziger aller ostfälischen Gaue für die nähere Umgebung der Stadt bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Von den schweren Brandunfällen der Jahre 1522 (während der Hildesheimer Stiftsfehde) und 1552 (während der heldenmütigen zweiwöchigen Verteidigung gegen den Grafen Volrad von Mansfeld), bei denen jedesmal etwa dreiviertel des Häuserbestandes der Stadt in Flammen aufging, hatte sie sich verhältnismäßig gut erholt, so daß sie noch im 30jährigen Kriege von Tilly im Winter 1625/26 fast 4 Monate zum Standquartier erwählt wurde. Die großen Brandkatastrophen von 1685 und 1785 schlugen der Stadt dann um so schwerere Wunden, als sie zusammentraten mit dem Verfall des einst so blühenden städtischen Brauwesens, das für viele Städte — man denke nur an Einbeck — die Quelle des Wohlstandes gebildet hatte. Was an mittelalterlichen Bauten nach diesen Stadtbränden übriggeblieben war, wie das schöne Brauer-Gildehaus von 1612 und die von Crammsche Burg, fiel schließlich fast restlos der großen Feuersbrunst von 1847 zum Opfer. Heute steht — abgesehen von dem Beginenhaus und der ehemaligen Hl. Geist-Kapelle — nur noch *der schöne Holzbau der Superintendentur (das ehemalige Hauptquartier Tillys)* als letzter Rest des mittelalterlichen Bockenem vor unseren Augen. Es war ein Glück, daß bei dem letzten gro-

ßen Unheil, dem auch die ehrwürdige St. Pancratikirche zum Opfer fiel, wenigstens der Sakristeiflügel des Gotteshauses wie durch ein Wunder verschont blieb. Ihm verdanken wir die Erhaltung des sehr wertvollen Kirchenarchivs, während das Stadtarchiv samt dem Rathaus vernichtet wurde. Und doch war es auch hier wieder ein Glück, daß vier Jahre zuvor die für damalige Zeit ausgezeichnete Geschichte der Stadt aus der Feder ihres hochverdienten Bürgermeisters Friedrich Buchholz erschienen war, dem das Stadtarchiv noch zu Gebote gestanden hatte. Auf geradezu wunderbare und ungeklärte Weise waren aber 1847 drei besonders wichtige Stadtbücher der Zerstörung entgangen, die jetzt die wertvollsten Stücke des neuen Stadtarchives bilden. Ihm sind die ältesten erhaltenen kulturgeschichtlich interessanten *Statuten vom Jahre 1488* entnommen, die in der Amtszeit des trefflichen Bürgermeisters Henning Wilhelm entstanden und im folgenden in hochdeutscher Übersetzung wiedergegeben werden sollen:

Dies sind die Satzungen, die der Rat zu Bockenem zum Besten der ganzen Stadt gesetzt hat, wonach sich jeder verständig denkende Einwohner richten mag. Bei Übertretungen ist der Rat und die Stadt zuständig, und beide Räte (d. h. der alte und der ihn ablösende neue Rat) haben gelobt, bei Übertretungen einträchtig zu entscheiden und diese Satzungen beständig und fest zu halten.

Jeder Mann, der hier Bürger ist und mit Willen und Einverständnis des Rates hier wohnt, soll seinen Besitz versteuern, ebenso denjenigen seiner Frau und seiner Kinder, sofern er den nicht wissentlich und offenkundig von seinem eigenen Gut getrennt hat. Es darf auch niemand seinem Kinde besonderen Besitz übermachen, um damit der Stadt die ihr gebührende Steuer zu mindern. Es soll auch jeder seine Rentenrechte wie auch sein Lehns-, Frei-, Zins- und Meierdingsgut und irgendwelche Schuldforderungen zur Versteuerung angeben.

Bürgerkinder, die außerhalb der Stadt geboren sind, erben die Bürgerschaft nicht ohne weiteres.

Man soll kein Kesselbier (Hausbier, in Kesseln ohne Benutzung der Gemeinschafts-Braupfanne) brauen. Für jede dem Rate zur Kenntnis gelangende Übertretung ist eine Mark Strafe zu zahlen.

Wer keine Braugerechtigkeit besitzt und trotzdem ein Kesselbier braut und das zum Verkauf bringt, der soll dem Rat dieselbe Strafe zahlen.

Kein Brauberechtigter darf in seinem Hause für einen anderen brauen.

Wer mit einer offenen Kerze geht, muß  $\frac{1}{4}$  Mark Strafe zahlen, ebenfalls derjenige, aus dessen Hause eine offene Kerze getragen wird.

Wer mit falschen Maßen mißt und deswegen angeklagt wird, der verwirkt eine Strafe von 16 Pfennigen.

Auch ist der Rat übereingekommen, daß unsere Bürger diejenigen nicht aufnehmen und beherbergen sollen, die als Bettler oder umherziehende Fürbitter unsere Jahrmärkte und Kirchweihe aufsuchen, ausgenommen diejenigen, die mit zu der Hl. Juliane von Wildeshausen beten wollen. Wer dem entgegenhandelt und trotzdem solche Leute beherbergt, soll  $\frac{1}{4}$  Mark, und wer ihnen etwas gibt, einen halben Ferding ( $\frac{1}{8}$  Mark) Strafe zahlen.

Desgleichen sollen die Stubenmägde (aus den Badestuben) nicht am Silvesterabend und Sonnabend vor Ostern umgehen und Gaben heischen. Wer sie dennoch dabei unterstützt und ihnen was gibt, soll dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark bzw. die Hälfte davon als Strafe zahlen.

Wer den Hauptgilden der Stadt aus einem Fensterladen etwas stiehlt, insbesondere Schuhe oder Brot, den darf man schlagen, soviel man will, aber man darf ihn nicht verwunden, tot- oder lahmschlagen.

Wer einen Grundbesitz kauft und diesen Erwerb Jahr und Tag innehat, ohne daß er von einem andern Landesbewohner beansprucht wird, dem kann das Eigentum rechtlich nicht mehr streitig gemacht werden.

Auch soll keiner unserer Bürger oder Einwohner dem anderen während der vereinbarten Miet- oder Pachtzeit die Miete oder Pacht an Land oder Garten ohne Einverständnis des Mieters (Pächters) steigern. Ist die Mietzeit (Pachtzeit) abgelaufen, so soll man dem bisherigen Mieter (Pächter) den Grundbesitz belassen, falls er denselben Mietpreis (Pachtpreis) entrichten will, den andere etwa bieten. Wer hiergegen verstößt und deswegen bei uns verklagt wird, dem mag der Rat eine Strafe nach seinem Ermessen festsetzen. Falls der bisherige Mieter (Pächter) dabei Schaden erlitte, so soll der Vermieter (Verpächter) ihm diesen vergüten.

Diesen vorgeschriebenen Artikeln und Satzungen haben der Rat, die Gildenmeister und ganze Gemeinde zugestimmt, so daß man sie unverletzlich halten soll, und die Gilden und Gemeinde haben uns, den Rat, gebeten, daß wir über ihre Innehaltung wachen sollen, mit der Zusage, uns dabei zu unterstützen. Dies ist verhandelt auf unserem Rathause im Jahre des Herrn 1488 am Sonnabend vor Lätare. (1488, März 15.)

Wer einem andern in dessen Garten Schaden zufügt, der soll dem Rate ein Pfund (Pfennige) Strafe zahlen und den Schaden nach Recht und Billigkeit vergüten.

Wer hier mehrere Gilderechte besitzt, darf sein Gilderecht nur in einer Gilde, und zwar für 1 Jahr ausüben. So oft er dagegen verstößt, soll er dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark geben ohne Gnade.

Wenn die Witwe eines Gildebruders sich mit einem Manne, der kein Gilderecht besitzt, wiederverheiratet, so erheiratet der Mann mit der Frau nur die Gilderechtsberechtigung zur Hälfte.

Wenn sich eine Witwe, die Kinder hat, wieder verheiraten will, muß sie zuvor den Kindern erst ihr Erbe sichergestellt haben.

Kinder von Gildebrüdern sind verpflichtet, ihre Gilde-Anrechte binnen Jahr und Tag geltend zu machen, andernfalls gelten die Rechte als verfallen.

Wer hier ohne Wissen und Zustimmung des Rates Grundbesitz kauft, tut das nicht zu Recht; es darf kein Bürger Besitz an solche verkaufen, die nicht Bürger der Stadt sind.

Dies sind die Strafen, die im Gericht verhängt werden können:

Die höchste Strafe 60 Schillinge Kaiserpfennige,  
die mittlere Strafe 5 Schillinge Kaiserpfennige,  
die kleinste Strafe 15 Pfennige Kaiserpfennige.

Wer Besitztum verkaufen will, der soll es zunächst seinem Blutsverwandten zum Kauf anbieten; falls diese verzichten, mag er sein Gut zu Recht verkaufen, wem er will.

Wer in der Stadt Feuer in seinem Hause oder Hofe bemerkt und dann nicht sofort Alarm schlägt, soll der Stadt ein Pfund (Pfennige) als Strafe geben.

Wer auf der Straße Holz oder Mist länger als 8 Tage liegen läßt und trotz erfolgter Aufforderung des Rates nicht fortschafft, oder wer Aas auf die Straße wirft, der soll dem Rate als Strafe 3 Schillinge geben ohne Gnade.

Wer eine Würfelspielgesellschaft unterhält oder in seinem Hause duldet, der soll dem Rate ein Pfund (Pfennige) Strafe zahlen ohne Gnade. Und wer würfelt,



soll für jede Übertretung dem Rate einen halben Ferding ( $\frac{1}{8}$  Mark) Strafe geben. Und man soll nirgends würfeln und keinerlei Spiel mit Würfeln treiben vor den Toren der Stadt, ausgenommen, man würfele um Äpfel, Birnen, Nüsse oder um den Wert eines Stübchens Bier.

Wer Hochzeit halten will, der mag zwanzig Becken zu je 4 Gästen haben. acht Aufwärter, sowie 10 Jungfrauen und zwölf Frauen, die mit der Braut zur Badestube gehen. Wer gegen diese Satzungen verstößt, soll dem Rate eine Mark geben ohne Gnade.

Bei Eheberatungen dürfen die beteiligten Verhandlungsleute die übliche Menge Bier, nämlich eine halbe Tonne, zusammen trinken. Darüber hinaus soll es nicht gestattet sein. Wer das unbeachtet läßt, der soll dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark geben, ohne Gnade.

Wer sein in der städtischen Feldmark gelegenes Freigut nicht zu rechter Zeit versteuert und dem Rate seine Steuerschuld Jahr und Tag verschweigt, hat das Gut verwirkt, falls dem Rat davon Kenntnis wird.

Wer auswärtiges Bier zum Verkauf bringt, soll der Stadt als Strafe  $\frac{1}{4}$  Mark zahlen.

Man soll nur marktgängiges Korn kaufen und verkaufen. Wenn dem Rate Übertretungen bekannt werden, ahndet er diese mit  $\frac{1}{4}$  Mark.

Wer mit offenem Lichte auf seinem Hofe in Scheune oder Stall geht und dabei gesehen wird, hat dem Rate einen halben Ferding Strafe zu zahlen.

Auch darf niemand bei Feuer oder Licht dreschen in der Scheune; wer dem zuwiderhandelt, soll dem Rate ein Pfund (Pfennige) geben ohne Gnade.

Wer die Landwehren oder Umzäunungen der Stadt ohne des Rates Einwilligung öffnet, der soll dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark Strafe zahlen.

Auch soll ein jeder seinen vor der Stadt gelegenen Garten gegen feindliche Angriffe befestigen; wer das unterläßt, obwohl ihm der Rat das gebietet, der zahlt drei Schillinge Strafe.

Auch sollen unsere Bürger oder Bürgerinnen kein im Weichbilde der Stadt belegenes Besitztum an Hofleute, Geistliche, Beginen oder Ordensleute geben, verkaufen oder verpfänden. Wer dagegen verstößt, soll der Stadt 3 Mark zahlen, anders würde sonst dieser Satzung nicht entsprochen. Hierzu haben wir die Genehmigung unseres gnädigen (Bischofs) zu Hildesheim.

Wer die städtische Braupfanne zum Bierbrauen benutzt, muß diese vor und nach dem Gebrauch, bis sie von einem andern abgeholt wird, so verwahren, daß sie nicht durch Schweine und anderes Vieh vernichtet oder beschädigt werden kann. Andernfalls soll der Entleiher der Stadt 3 Schillinge Strafe zahlen und außerdem die Pfanne wieder herstellen lassen.

Auch niemand soll mit der Pfanne brauen, er habe zuvor die Entleiherung nachgesucht und die Leihgebühr entrichtet. Wer das unterläßt, soll dem Rate 3 Schillinge zahlen.

Wer hier ausfliegende Tauben hält, der soll der Stadt alljährlich  $\frac{1}{8}$  Mark geben.

Wenn ein Bürger, Dienstknecht oder sonstiger Mitbewohner einen andern vorsätzlich schlägt oder sonst Schaden zufügt, so soll er dem Rate und der Stadt 3 Mark Strafe zahlen ohne Gnade.

Auch soll niemand zum Zwecke des Fangens von Füchsen und anderem Wild an den Landwehren, Knicken und Gehegen der Stadt Beschädigungen anrichten. Wer das tut, soll der Stadt 1 Pfund (Pfennige) Strafe zahlen.

Auch soll kein Bürger, keine Bürgerin oder wer hier sonst dingpflichtig ist, geraubtes Gut kaufen. Wer das tut, soll dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark geben ohne Gnade. Würde die Stadt dabei geschädigt, so muß der Bestrafte den Schaden ersetzen.

Auch darf kein Bürger einen Mann oder eine Frau hier einmieten oder ein Haus käuflich überlassen, bevor der oder die Betreffende dem Bischof zu Hildesheim — als dem Herrn der Stadt — und dem Rate zu Bockenem den Huldigungseid geleistet und beim Rat gegen Entrichtung der üblichen Gebühr die Bürgerschaft erworben hat. Verstöße gegen diese Bestimmung werden vom Rate mit  $\frac{1}{4}$  Mark geahndet, ohne Gnade.

Auch hat der Rat zum allgemeinen Besten einen Himpten zum Messen von Hopfen beschafft und einen vereidigten Hachmester bestellt. Wer sich dieser Einrichtung nicht bedient, soll dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark zahlen ohne Gnade.

Wer sich in eine der 4 Gilden, nämlich Kaufmanns-, Schuhmacher-, Bäcker- oder Knochenhauergilde, einkaufen will, der soll dem Rate sechs rheinische Gulden zahlen ohne Nachlaß und auch der betr. Gilde die ihr zustehende Gebühr.

Für den Austrieb des Viehes auf die Stadtwiesen wird bestimmt: Ratsverwandte und Ackerbürger dürfen je 3 Stück Vieh (Rinder) durch den Rinderhirten austreiben lassen. In der Sommerzeit hat jeder darüber hinaus das Hüterrecht für 10 Schafe. Wer dagegen verstößt und sich hiernach nicht richtet, der soll dem Rate  $\frac{1}{4}$  Mark geben ohne Gnade.

Auch darf niemand die Stadt nachts öffnen, es sei denn, daß es auf Gebot des Bischofs als des Stadtherrn, oder im Einverständnis mit dem Rate geschehe. Wer dem entgegenhandelt, soll der Stadt 1 Mark geben ohne Gnade, zahlbar am Michaelistage (29. September).

Wenn ein Bürger sich „ein Gedinge leihen lethe“ an eines Bürgers oder seiner Kinder Gute, soll dem Rat und der Stadt 5 Mark geben ohne Gnade und außerdem auf 1 Jahr außerhalb der Stadt bleiben; anders würde dieser Satzung nicht entsprochen sein.

Auch haben wir zum Besten unserer Stadt festgesetzt, daß niemand unserer Bürger oder Einwohner sowohl in wie auch außerhalb unserer Stadt vor ein geistliches Gericht noch Schöffengericht geladen werden darf. Wer diesem entgegenhandelt, soll dem Rate und der Stadt 10 Mark geben ohne Gnade und außerdem sein Wohnrecht hier verlieren. Hierzu hat der Rat die Einwilligung und Ermächtigung des Bischofs zu Hildesheim als des Stadtherrn.

Auch hat der Rat den Bürgern zum Besten bestimmt: Wenn ein Bürger, Miteinwohner oder Dienstknecht gegen jemand üble Nachrede führt, so soll er das nicht abstreiten können, wenn zwei oder drei ehrenwerte Bürger als Ohrenzeugen vorhanden sind.

Auch sind Rat, Gilden und Gemeinde einig geworden: Wenn es sich zutrüge — was Gott verhüten möge — daß jemand einen anderen erschlüge, so soll der Totschläger nicht vor Ablauf von 3 Jahren in die Stadt kommen dürfen. Wollte der Täter aber in die Stadt kommen, um sein Opfer mit zu Grabe zu geleiten, so hat der Rat Macht und Befugnis, ihm dafür einen Tag Zeit zu geben. —

# Der Bestand der Stadt Braunschweig an alten Fachwerkhäusern

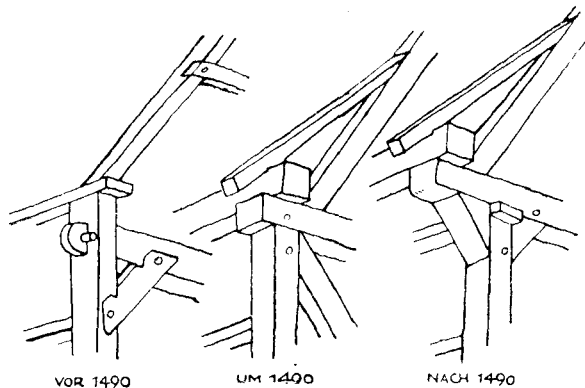
Von Rudolf Fricke

Der urtümliche Baustoff des Nordens ist das Holz. Mit den daraus erstellten alten Bauten, in ihrem Gefüge und Schnitzwerk sind uns Dinge überliefert, die wir wohl beachten sollten. Sie sind Merkzeichen am Entwicklungswege der Menschheit, und, was uns zunächst angeht, unseres Volkes, unserer eigenen Vorfahren.

Die Stadt Braunschweig besaß noch bis in den Krieg hinein einen übergroßen Reichtum an bemerkenswerten Fachwerkhäusern. Was uns davon nach furchtbarer Zerstörung blieb, wird leider oft genug allzu gering geachtet. „Was ist denn schon noch übrig?“, sagt mancher, der da meint, der Rest möge nun auch noch draufgehen. Wir haben allen Grund einer solchen Gesinnung entgegenzutreten. Die alten Gebäude enthalten mehr *an Tradition und Vätererbe* als der *Unwissende* zu erkennen vermag. Schon darum müssen wir bestrebt sein, so viel wie möglich davon zu erhalten. Darüber hinaus möge man bedenken, daß für den Fremden die Fachwerkhäuser Alt-Braunschweigs — trotz hochgepriesener Ingenieurbauten der Gegenwart — neben den geschichtlichen Steinbauten immer noch die größten Sehenswürdigkeiten geblieben sind.

Das gilt um so mehr, als nunmehr die kostbar geschnitzte Fassade des Gildehauses von jenseits des „Eisernen Vorhanges“ heimgekehrt ist. Die Braunschweiger Zeitungen verkündeten ihre Rückführung, um die sich der Braunschweigische Landeskonservator Dr. *Seelecke* sehr verdient gemacht hat, als eine rechte Osterfreude. Mit der baldigen Wiederherstellung des Gildehauses als des unbestreitbaren Hauptstückes und Mittelpunktes heimischer Holzbaukunst haben auch die übrigen alten Fachwerkhäuser wieder erheblich an Wert gewonnen. Sie in wachsendem Maße zu pflegen und dem Verfall zu wehren, ist das Gebot der Stunde. Wir denken da vornehmlich an die Wiederaufnahme der unter dem früheren Stadtbaurat Osterloh und seinem „Pinselverein“ so erfolgreich betriebenen *Befreiung der Schwellbalken und Balkenköpfe von entstellendem Bretterbelag*. Ein verheißungsvoller Anfang wurde in dieser Richtung vor kurzem unter verständnisvoller Mitwirkung des Städtischen Bauaufsichtsamtes gemacht, das hierbei von Dipl.-Ing. *Heine* vertreten wurde. Bei der Instandsetzung des Hauses Kleine Burg 11 kam durch Beseitigung entstellender Bretter ein schön geschnitzter Treppenfries mit Inschrift aus dem Jahre 1490 zutage. *Auch bei andern Häusern besteht noch die Möglichkeit, sie durch Freilegung alter Bauteile und farbigen Anstrich wieder zu kleinen Kostbarkeiten im Stadtbild zu erheben*. Es ist durchaus der Mühe wert und die Zahl alter Holzbauten noch genügend groß, um im Rahmen der „Traditionsinseln“ sowie im Anschluß daran *erfreulich* zu wirken. Der Fachwerkhäuser sind übrigens immer noch mehr, als oberflächliche Betrachter festzustellen behaupten. Die Aussage jedenfalls, die sogar ihren Weg in die Presse fand und nach der in Braunschweig „nur noch zehn mittelalterliche Holzbauten vorhanden“ seien, ist sachlich völlig unhaltbar. Das mag aus der folgenden Aufstellung hervorgehen. Das Alter der darin enthaltenen Fachwerkhäuser ist, soweit sie bei ihrer Errichtung nicht mit Jahreszahlen versehen wurden, nach kunstgeschichtlichen Merkmalen bestimmt. Darüber hinaus erlauben gewisse konstruktive Merkmale brauchbare Rückschlüsse auf die Zeit ihrer Entstehung. Das gilt

besonders für das Ende des 15. Jahrhunderts, wo sich im Dachgefüge ein entscheidender Wandel vollzieht. Seine genaue Beobachtung ermöglicht eine sicherere Grenzziehung an der Schwelle der Neuzeit, als sie auf Grund der etwa vorhandenen Kunstformen allein möglich sein würde und hat in dieser Untersuchung Anwendung gefunden.



Noch vor 1500 vollziehen sich im Gefüge des Braunschweiger Fachwerkhäuses entscheidende Veränderungen. Ihre Beobachtung ermöglicht das Alter eines Gebäudes zu bestimmen, auch wenn Jahreszahlen oder einer Datierung dienliche Kunstformen fehlen

Dem tatsächlichen Mittelalter, d. h. der Zeit bis etwa 1490, gehören in Braunschweig noch etwa zwei Dutzend Fachwerkhäuser an. Davon sind noch in befriedigend ursprünglichem, gepflegtem Zustand sowie meist mit farbigem Anstrich versehen:

1. Knochenhauerstr. 11 von 1470 (etwa  $\frac{1}{4}$  des ursprüngl. Hauses)
2. Knochenhauerstr. 13 von 1489 mit Seitengebäude an der Petersilienstraße
3. An der Michaeliskirche 1 (Seite Echternstr., Südteil). Vor 1490
4. Am Magnitore 1 und
5. dessen Nebenhaus an der Herrendorfstwete. Beide vor 1490
6. Hinter der Magnikirche 5. Um 1490
7. Kuhstraße 35 von 1484. Neu gebaut um 1880
8. Kleine Burg 4. Um 1490
9. Kleine Burg 11 von 1490. Geschnitzte Schwelle erst kürzlich freigelegt
10. Kleine Burg 12 von und um 1490
11. Kleine Burg 15 von 1488
12. Ritterstr. 24. Vor 1490

Von weiteren mittelalterlichen Fachwerkbauten sind durch Umbau, Verbretterung oder Putz entstellt:

13. Ackerhof 2, ältest datiertes Fachwerkhhaus der Stadt von 1432. Stark umgebaut
14. Kleine Burg 3. Verschalt. Wahrscheinlich m. Treppenfries. Um 1490
15. Am Magnitore 14. Verschalt. Um 1490
16. Neue Straße 4. Um 1490, im 17. Jahrh. modisch umgestaltet
17. Olschlägern 14/15. Konstruktive Elemente der Ostwand um 1490
18. Ritterstr. 25. Verschalt. Um 1490
19. Wallstr. 6 von 1489. Vermutlich umgebaut
20. Wallstr. 9. Verschalt. Vor 1490
21. Wallstr. 10/11. Verschalt und verputzt. Vor 1490
22. Schuhstr. 5. Verschalt. Wahrscheinlich von 1490

In der vorstehenden Reihe noch mittelalterlicher Häuser sind einige bescheidenere und solche mit *weitgehend* entstelltem Urbestand nicht aufgeführt worden. Es sind deren noch mindestens 10 vorhanden, (Am Magnitore 13, Olschlägern 18, 21, 23, Mandelnstr. 4, Kohlmarkt 12, Leopoldstr. 11 und 12, Schuhstr. 6, Echternstraße 4).

Ohne die konstruktiven Merkmale der vorigen, aber noch mit vorwiegend mittelalterlich bestimmtem Schnitzwerk, gehören der Zeit nach 1500 folgende Holzbauten an:

23. Alte Knochenhauerstr. 12. Treppenfries. Um 1500.
24. Ackerhof 1, Nebengebäude Olschlägern, Treppenfr. um 1500.
25. Hinter d. Magnikirche 1. Untere Schwelle um 1500, Aufbau v. 1645. Früher Olschlägern.
26. Kohlmarkt 5, Ulricipfarre von 1514. Schwelle mit reichem Schriftband. Abgebrochen, zum Wiederaufbau hinter der Magnikirche bestimmt.
27. Güldenstr. 9. Nur einfachste Balkenkopfformen der Gotik, die ebenfalls einfachen Kopfbänder über der Einfahrt um 1650 durch geschnitzte Konsolen ersetzt, die übrigen um 1930 nach deren Muster historisierend verfälscht. Um 1500.
28. Spohrplatz 7, Hof, südöstl. Seite. Sonderbildung — ähnlich der Gestaltung des Ostfäl. Bauernhauses — im Bereich des Agidienklosters (Wirtschaftshof?). Westl. Teil mit durch beide Geschosse gehenden Ständern, östl. Teil mit Bügel- (Trapez-) Fries und geschweiften got. Knaggen, die durch ein darunter auf den Ständer geschnitztes Querband optisch verlängert sind. Vielleicht schon um 1510.
29. Ackerhof 2, Nebengeb. Langedammstr. Bügelfries. Um 1520.
30. Ritterstr. 21. Bügelfr. unter Verschalung d. 18. Jahrh. Um 1520.
31. Ritterstr. 22. Bügelfries. Um 1520.
32. Ritterstr. 30. Bügelfries. Um 1520. Zutaten von 1616.
33. Damm 4. Geschnitztes Maßwerk abgebeilt. Figurenknaggen und Dachschwelle (zur Kette gebogene Stäbe) erhalten. Hofseitig mit Bügelfries.
34. Jakobstr. 1 a, sichtbar Hof Bankplatz 8, sehr langes Haus, Schwellenschmuck aus dem sonst nicht mehr vorhandenen Laubstab hervorgegangen. 1561.

Die Formelemente der nun genannten Häuser unterliegen den Gesetzen der Renaissance, die aus früheren Zeiten fortwirkenden Einflüsse leben nur noch in völlig gewandelter Gestalt.

35. Burgplatz 2a, Gildehaus (Handwerkskammer), als Demmersches Haus früher am Sack. Erbaut 1536 von Huneborstel. Reichstes Schnitzwerk vermutlich von Simon Stappen, Sondertyp. Dachschwelle Abwandlung des Laubstabes.
36. Burgplatz 2a, Lehrlingsheim im Hof des Gildehauses. Ursprünglich im Sack erbaut 1523. Mit dem zum Fächer gewandelten Muschelmotiv des Südens. Im obersten Geschoß Eigenheiten des Gefüges, die auch in Schleswig nachgewiesen werden können.
37. Vor der Burg 10. Fächer ähnlich wie b. vorigem mit gleichen Eigenheiten des Gefüges. Um 1530.
38. Sonnenstr. 10/11. Fächer scharfgratig und doppelt, auf die in Br. seltenen (dreieckigen) Brüstungsbohlen ausgedehnt. Schwelle mit lat. Erbauungsspruch. Um 1550.
39. Jakobstr. 2, Westteil. Einf. Fächer wie b. vorig. Um 1550.
40. Agidienstr. 5. Schwelle mit Beispiel der beginnenden Erstarrung des got. Laubstabes (s. Nr. 34) zum linearen Kettenband. Unter den Fenstern d. Obergeschosses ursprüngliche verkröpfte Brüstungsleisten. Um 1550.
41. Neue Str. 2 Ostl. Gebäudeteil mit Schwellenschmuck wie Nr. 40. Westl. Gebäudeteil wie Nr. 52 bis 60.
42. Burgplatz 2, von Veltheimsches Haus (Handwerkskammer) von 1573 mit Auslucht. Bei sonstiger reicher Ausstattung Schwellenschmuck mit Kettenband, an Stelle des beasteinten Mittelstabes der vorig. ein einfacher Grat. Kette über den Balkenköpfen von Rechteck (Verkröpfung) unterbrochen.
43. Prinzenweg 11. Wie voriges aber einfacher.
44. Güldenstr. 7, angebl. von 1569, 1869 durch Zutaten verfälscht. Sonst wie vorige.



45. Prinzenweg 5. Sehr einfaches Haus. Wohl nach 1550.
46. Prinzenweg 6. Sehr einfaches Haus. Wohl nach 1550.
47. Mönchstr. 6. Sehr einfaches Haus. Wohl nach 1550.
48. Echternstraße 14/15. Predigerwitwenhaus der Altstadt mit darauf bezügl. Inschrift. 1559.
49. Olschlägern 13. Mit erbaulichem Spruch. 1588.

Diesen 15 Gebäuden des 16. Jahrhunderts gesellen sich noch weitere, durch Putz oder Verbretterung entstellte hinzu. Es sind dies z. B. die Häuser Kleine Burg 2, Schuhstr. 1 u. 2, Echternstr. 17 (Nordteil), Am Magnitore 12 und andere.

Eine Sonderstellung als Fachwerk kleinstädtischen Gepräges nimmt

50. im Hofe des v. Veltheimschen Hauses, Burgplatz 2 (um 1573) ein.

Von den in der Folgezeit — bis zum Erlöschen der städtischen Selbständigkeit — errichteten Fachwerkhäusern wären zu nennen:

51. Schuhstr. 17 (Neuerdings als das Haus bezeichnet, in dem Eulenspiegel seine Stiefel spicken ließ) auf Dreiecksbasis. Bestens erhaltener Gesamtbestand. Schwelle m. reichster linearer Umwandlung des Laubstabes. Ketten- oder Diamantenfries. Um 1600.
52. u. 54. Am Magnitore 1, Nebengebäude am Magnikirchplatz. Zu vorigem. Gegen 1600.
53. Ritterstr. 23 von 1608 wie vorige. Sehr beachtenswert.
54. Am Magnitore 10/11. Wie vorige, derb. Um 1630.
55. Ziegenmarkt 7. Wie vorige. An der Jakobstr. Inschrift m. Chronogramm. Von 1623.
56. Wallstr. 28, südl. Teil. Vorzügl. Bestand und bes. beachtenswert. Um 1640.
57. Kuhstr. 34, um 1640, Neuaufbau um 1880.
58. Bruchstr. 23. Kleinstes Wohnhaus von nur 3 Spann Frontbreite. Fries, Monogramme und Jahreszahl; 1630.
59. Bruchstr. 24/26. Ursprüngl. ein Haus. Zu vorigen. Um 1630.
60. Altstadtmarkt. Am Gewandhaus Rüniger Landwehrhaus, Wiederaufbau 1950. Von 1643. Zu vorigen
61. Mandelnstr. 2. 1644. Reichgeschnitzt mit erbaul. Spruch. Sehr pflegebedürftig.
62. Langedammstr. 11 v. 1646 und dazugehör. Haus am Olschlägern 1645. Erbaul. Spruch, Namen und Jahreszahl.  
Zu den entstellten Gebäuden dieser Zeit zählt das sehr stattliche, verschalte (und vielleicht ohne Schwellenschmuck gebliebene?) Haus
63. Hinter Agidien 5 (um 1650?).  
Hinzuzuzählen wären vermutlich die Fachwerkhäuser Kleine Burg 14 und Hinter Agidien 4, Neue Str. 5, vielleicht auch Gildenstr. 75 und am Magnitore 4.  
Nach der Eroberung der Stadt schwindet sehr bald der Überhang der Geschosse. Noch als allerletztes mit Konsolen versehen ist das Haus
64. Wallstraße 24/25. Um 1675.
65. Wallstraße 8, das Leisewitzhaus, (um 1680), ist bereits ohne Konsolen ebenso
66. Hinter Agidien 1, (Seite Agidienstraße) um 1690.  
Letztes Festhalten an alter Fachwerkgesinnung ist noch zu spüren bei
67. Hinter der Magnikirche 7 von 1710. Dazu gehört
68. Vor der Burg 9, das vor wenigen Jahren leider völlig mit Besenputz übersetzt wurde. Unmittelbare Übergänge zum voll ausgeprägten Haus friderizianischer Zeit mit schwächster Vorkragung sind z. B.
69. Echternstr. 6 (Vorkragung freiliegend) und
70. Spohrplatz 3 mit schwachem verschaltem Überhang, beide wohl aus der Zeit um 1730.

Diese letztgenannten Gebäude stehen am Ende der Entwicklung, die das bürgerliche Fachwerkhäus in der Stadt Braunschweig in mittelalterlicher und nachmittelalterlicher Zeit durchmachte. Sie haben nichts mehr von der derben Plastik und anderweitigen Vielfältigkeit der Ahnherrn aus dem 15. Jahrhundert an sich. Die ihnen eigentümliche Schönheit ist gänzlich anderer Art und wird manchem vielleicht nur an schönen Einzelheiten, wie der Diele mit Treppenaufgang des Hauses Echternstraße 16 oder etwa an den Feinheiten der Tür und ihres Rahmens

von Echternstraße 11 einmal bewußt. Um dieser Dinge und der ihnen innewohnenden wohlabgewogenen Maßverhältnisse sollte man auch diesen Gebäuden zugestehen sein. Es sind deren immerhin noch einige Dutzend, darunter solche von stattlicher Größe. Selbst das 19. Jahrhundert hat noch mehrere beachtenswerte Holzarchitekturen — wohl unter dem Einfluß Ottmers — hervorgebracht. Zu ihnen zählt das leider noch nicht völlig wiederhergestellte Haus Wolfenbütteler Str. 78.

Aus dem Vorstehenden ist zu ersehen, daß sich in der Stadt Braunschweig noch etwa 100 denkmalwürdige Fachwerkhäuser befinden, darunter ungefähr 70, aus denen die ununterbrochene Entwicklung des volkstümlichen Wohnhauses vom 15. bis zum 18. Jahrhundert klar ersichtlich ist. Die Zahl ist keineswegs mit allen nur erdenklichen Mitteln errechnet. Bei ihrer Festsetzung ist im Gegenteil manches — zumindest für die Wissenschaft nicht unwesentliche — Gebäude unberücksichtigt geblieben. Immerhin ist die Summe groß genug, daß die meisten norddeutschen Städte uns deswegen beneiden können. Wahrscheinlich wird keine von ihnen, soweit sie sich im Bereich der Bundesrepublik befinden, noch auch nur ein Haus aus der Zeit vor 1500 aufzuweisen haben, geschweige denn mehr als 20! Fast den gleichen Seltenheitswert haben die bei einem erheblichen Teil vorhandenen Ankerbalkengefüge, die ein wesentliches, weit in die Zeit vor 1500 zurückreichendes Merkmal sind. Die Schaffung der „Traditionsinseln“ unmittelbar nach Kriegsende im Gebiete der Braunschweiger Altstadt war eine Tat, die vielleicht erst kommende Geschlechter den Urhebern in vollem Umfange danken werden. Sie zu größtmöglicher Wirkung zu bringen, indem sie jedes einzelne auch der alten Fachwerkbauwerke ausdrücklich in ihren besonderen Schutz und Schirm nimmt, ist unsere herzliche und dringende Bitte an die Stadtverwaltung.

## *Die Schunter und das Schuntertal im 16. bis 18. Jahrhundert*

Von Theodor Müller

### 1) Das heutige Landschaftsbild

Das wellige Flachland im Nordosten der Stadt Braunschweig wird von der Schunter entwässert. Dieser zum Stromgebiet der Weser gehörende Fluß entspringt in 200 m Meereshöhe bei Rábke am Osthang des Elms. Der nach Nordwesten gerichtete Oberlauf der Schunter folgt dem herzynischen Streichen der Helmstedter Mulde. Im Oberlauf nimmt die Schunter von rechts die *Lange Welle* und die *Uhrau* auf, die beide vom Lappwald kommen, von links die *Lutter* und die *Scheppau*, die am Nordrand des Elms entspringen. Bei Hattorf erreicht die Schunter ihren nördlichsten Punkt. Dann wendet sie ihren Lauf nach Südwesten und nimmt auf dieser bis Querum reichenden Laufstrecke von links abermals zwei Elmbäche auf, den *Sandbach* und die *Wabe*. Unterhalb von Querum tritt die Schunter in das breite diluviale Okertal ein und fließt an dessen Ostrande nach Nordwesten, bis sie bei Walle in 61 m Meereshöhe in die Oker mündet.

Der Schunterlauf hat eine Länge von 59,4 km; das mittlere Gefälle beträgt 1,92 ‰. In den Beobachtungsjahren 1937/40 wurden am Pegel Harxbüttel als mittlere Wasserstände gemessen: Im Winter 190 cm, im Sommer 159 cm, als Jahresdurchschnitt 174 cm. Als Grenzwerte wurden für das niedrigste Niedrigwasser 125 cm, als höchstes Hochwasser 359 cm ermittelt. Im langjährigen Durchschnitt führt

die Schunter an 21 Tagen im Jahr Niedrigwasser, an 196 Tagen Mittelwasser, an 148 Tagen liegt der Wasserstand über dem Mittelwasser. Die höchsten Wasserstände, die eine Überflutung der ganzen Talaue verursachen, weist im allgemeinen infolge des Abschmelzens der bis dahin angesammelten Schneemengen der Monat März auf.

Das Schuntertal entstand in der letzten Eiszeit. Die Talsande, die das Schuntertal und die Seitentäler, so die der Scheppau und des Sandbaches vielfach in größerer Breite begleiten, wurden im Hochglazial der Würmeiszeit abgelagert. Sie bilden den Akkumulationskörper der Oberen Niederterrasse, während im letzten Spätglazial durch Erosion die Fläche der heutigen Talaue als Untere Niederterrasse entstand. Der auf ihr lagernde Auelehm ist eine Ablagerung des mittleren bis jüngsten Holozäns.<sup>2)</sup>

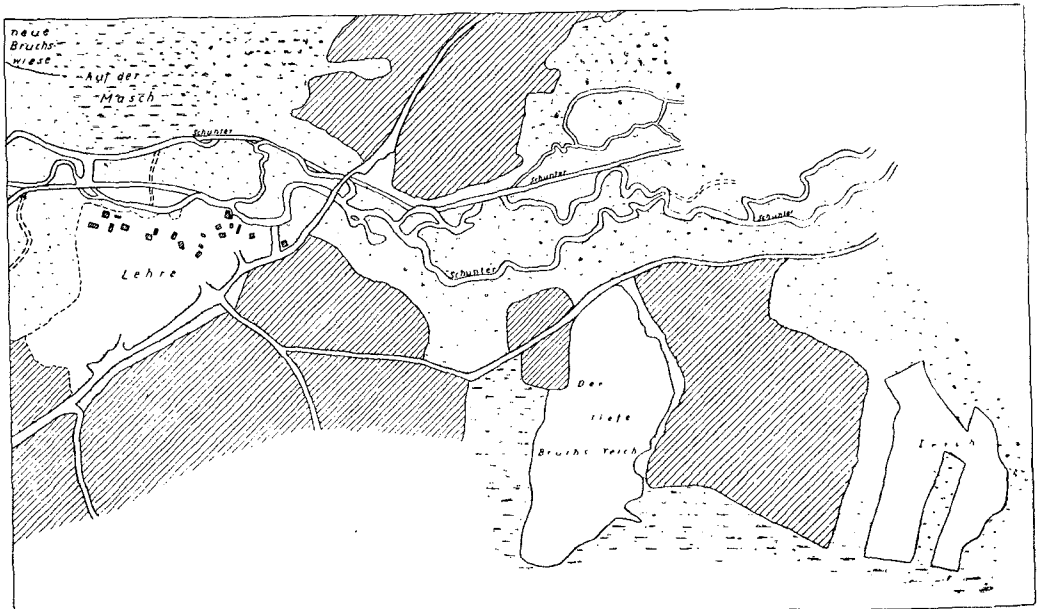
Das Einzugsgebiet der Schunter besitzt eine Größe von 603 qkm. Davon entfallen 315 qkm, also etwas mehr als die Hälfte, auf das Ostfälische Hügelland, nämlich auf Teile des Elms und des Lappwaldes und auf den nördlichen Teil der Helmstedter Mulde. Diese wird im Nordwesten von den Höhenzügen des Dorms und des Rieseberges begrenzt, zwischen denen die Schunter nach Norden fließt. Die gerade hier auffällige Breite der Talniederung ist tektonisch bedingt, da zwischen Dorm und Rieseberg in geringer Tiefe der Spiegel eines großen Salzstockes ansteht. Durch Salzauslaugung entstand die tiefe Einkerbung zwischen den beiden Höhenzügen, durch welche die Schunter die Helmstedter Mulde verläßt. Auch an der Südostflanke des Rieseberges und an der Südwestflanke des Dorms ziehen sich langgestreckte, breite Niederungen entlang. Letztere wird von Süplingenburg ab von der Schunter zum Abfluß benutzt; durch die nach Osten und Nordosten gerichtete Fortsetzung der Niederung zwischen Barmke und Emmerstedt fließt die Lange Welle. An der Südostflanke des Rieseberges liegt zwischen Rieseberg und Lauingen die in das Schuntertal mündende Niederung des *Rieseberger Moores*. Auch die Scheppau durchfließt zwischen Rotenkamp und Rieseberg ein breites Wiesental. Alle diese Niederungen sind oder waren mit *Flachmoortorf* in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 2 m bedeckt; in der Nähe der Schunter wird der Torf oft von einer 1 bis 2 m dicken Schlickdecke überkleidet. Pollenanalytische Untersuchungen des Rieseberger Moores ergaben, daß die Moorbildung am Ende des Präboreals, der Kiefern-Birkenzeit, begann, durch das Boreal, die Kiefern-Haselzeit, fort dauerte und zu Beginn des Atlantikums, der Eichenmischwald-Haselzeit aufhörte.<sup>3)</sup> Die Torfbildungen bedecken das Schuntertal nordwärts bis Glentorf; im Unterlauf der Schunter treten sie nur noch gelegentlich in geringer räumlicher Erstreckung auf. Hier wird die 500 bis 800 m breite Talaue vorwiegend von Auelehm und humosen Sanden überkleidet.

Sowohl der Schunterlauf in seiner gradlinigen Führung und seiner Beschaffenheit als auch die gleichmäßig die Talaue erfüllenden gepflegten Wiesen lassen erkennen, daß das heutige Landschaftsbild des Schuntertals im wesentlichen eine Schöpfung des wirtschaftenden Menschen ist. Die Umwandlung der Naturlandschaft in die Kulturlandschaft ist das Werk vieler Jahrhunderte. Aber bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts blieben im Schuntertal doch manche Züge der natürlichen Landschaft erhalten. Die ersten planmäßigen, großräumigen Änderungen erfuhren Fluß und Tal durch die von Herzog Karl I. eingerichtete Schifffahrt und Flößerei<sup>4)</sup> sowie durch die in der gleichen Zeit begonnene Nutzung der Moore. Doch blieben die Unternehmungen des 18. Jahrhunderts größtenteils Stückwerk,

und erst die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgeführte Korrektur der Schunter schuf die Voraussetzungen für die Gestaltung der heutigen Fluß- und Talandschaft.

## 2) Frühere Verlagerungen des Flußlaufes

Die Wiesenbeschreibungen und die Flurkarten der General-Landesvermessung, die im Schuntergebiet im wesentlichen in dem Jahrzehnt von 1754 bis 1764 durchgeführt wurde,<sup>5)</sup> vermitteln uns ein verhältnismäßig klares Bild der Schunter und ihrer Talaue aus dieser Zeit. Die Auswertung der Flurnamen, die zum größten Teil den Wiesenbeschreibungen und den Flurkarten entnommen wurden, gestattet Ausblicke in ältere Verhältnisse.



Die beigegebene Karte der Schunter in der Lehrer Feldmark, ein Ausschnitt aus der Flurkarte von 1754, zeigt, daß die Schunter damals noch das Bild eines natürlichen, steten Veränderungen unterworfenen Flußlaufes bot. Er war in zahlreiche stark gekrümmte Flußarme aufgespalten. Dabei wurde im Volksmunde der jüngste Lauf als „Schunter“ oder „Neue Schunter“ bezeichnet, die älteren Läufe als „Alte Schunter.“ Diese standen aber durchaus noch in inniger Verbindung mit dem Hauptflußbett und führten fließendes Wasser; bei den häufigen Hochwassern wurden sie voll aufgefüllt. Noch ältere, zum Teil wohl sehr alte Schunterläufe sind die in vielen Gemeinden vorhandenen Gräben oder Rieden (*Woldriede* bei Beienrode, *Hasselriede* bei Campen), die schon durch ihre Laufrichtung die Herkunft aus Schunterarmen kundgeben. Da diese Gräben wie der *Schneidergraben*, das *Pfarrwasser* und das *wilde Wasser* um 1612 die Grenze des Amtes Campen gegen das Amt Fallersleben bildeten<sup>6)</sup>, waren sie wahrscheinlich in späteren Mittelalter der Hauptlauf der Schunter, an dem sich die Territorialgrenze herausbildete. Die Grenze ist dann konstant geblieben, so daß sie heute zwischen Flech-

torf und Glentorf im Schuntertal bogenförmig verläuft und mehrfach die heutige Schunter kreuzt. Der Rezeß über die Grenzregulierung mit dem Königreich Hannover vom 20. 6. 1824<sup>7)</sup> nennt die gleichen Gräben wie die Campener Grenzbeschreibung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Die Veränderungen des Schunterlaufes waren die Ursache mancher Grenzstreitigkeiten. So waren 1575 ein Bettlerweib und ihr Kind in einem Schunterarm zwischen Hattorf und Beienrode ertrunken. Da sich die Beamten in Campen und Fallersleben über die territoriale Zuständigkeit nicht einigen konnten, fand man eine salomonische Lösung: Die Frau wurde zu Beienrode, das Kind in Hattorf auf dem Kirchhof begraben.<sup>8)</sup>

Der Flurnamenbestand des Schuntertales weist zahlreiche Namen auf, in denen sich die ständige Veränderung des Flußnetzes widerspiegelt, so in dem Namen Werder: *Der Werder, Campswerder, langer Werder* (Lehre), *auf dem Werder, der große und der kleine Werder* (Bienrode), *der Werder* (Dibbesdorf und Glentorf), *der Streitwerder* (Hondelage). Um 1750 sind manche alten Schunterläufe völlig verlandet und oft nur noch im bogenförmigen Verlauf der Wiesengrenzen zu erkennen. Doch treten in ihnen mehrfach tiefe, mit Wasser gefüllte Kulke auf, so der *Glockenkulk*, der *große und der kleine Kulk* (Bienrode), *Ochsenkulk*, *Zillkulk* (Hondelage), *Mühlenkulk* (Flechtorf), *Ilenkulk*, *Luerkulk* (Beienrode), *Stiller Kulk* (Hattorf).

### 3) Brücken und Furten

Im Zuge der großen Heerstraßen gab es um 1750 nur wenige Brücken, so bei Wenden, Gliesmarode, Lehre und Campen. Die Bauern benutzten, um zu ihren Äckern und Wiesen zu gelangen, mit Steinen ausgelegte Furten (nd. Fört, mnd. forde): *Am höllischen Förrh*, *Vor dem Kuhlörthe*, *Königsförrh*, *Thiesförrh* (Lehre), *am Bruchförrh* (Campen), wohl auch *Föhrwiese* (Bienrode). Das *Glentorfer Förrh* stellte für das Adlige Gut in Glentorf die einzige Verbindung zu seinen auf dem rechten Schunterufer gelegenen Holzungen und Zehnten her. Das Amt Fallersleben ließ 1739 an dem Fört zwei Schlagbäume errichten, für die das Adlige Gut Schlüssel erhielt, da dieser Flußübergang „keineswegs aber zu einer freien Heerstraße für andere auswärtige Untertanen oder Reisende geduldet wird, maßen solcher Weg zu vielen Accise-Defraudationen und sonstiger vielfältiger Inconvenientien Anlaß geben würde.“<sup>9)</sup>

### 4) Mühlen

Seit dem Mittelalter trieb die Schunter zahlreiche *Mühlen*. Einige, wie die in Beienrode und Hattorf, gehörten zu den dortigen Rittergütern, die Schwinkermühle bei Heiligendorf zum Rittergut Uhry, die Ochsendorfer Mühle war im Besitz des Klosters Marienthal, die Mühle zu Lehre als Lehnsgut in der Hand der Braunschweiger Patrizierfamilie v. Damm. Die Süpplingenburger Mühle gehörte der dortigen Komturei, ebenso die Mühle zu Groß-Steinum, die lange Zeit hindurch wüst gelegen hatte und 1577 von der Komturei an der alten Stelle wieder aufgebaut wurde.<sup>10)</sup> Die zu Erbenzins an die Müller überlassenen Mühlen waren zumeist Mahlmühlen; die Mühle in Groß-Steinum erhielt 1743 einen Ölgang.<sup>11)</sup>

Die Müller stauten die Schunter, um immer über genug Mahlwasser verfügen zu können. Das führte oft zu Streitigkeiten mit den Bauern, denen an einem schnel-



leren Wasserablauf gelegen war, da ein solcher sich auf die meist zu nassen Wiesen günstig auswirkte. So beschwerten sich 1708 die Bauern in Bienrode beim Amte Campen, daß bei der Reparatur der Wendener Mühle die Staueinrichtung erhöht wurde.<sup>12)</sup> Um das Stauwasser anzureichern, dämmten die Müller die alten Stromläufe ab und leiteten so das Schunterwasser ohne Verlust auf ihre Räder. 1587 hatte der Müller in Hattorf mehrere alte Flußläufe, die Woltriede und das Beienröder Pfarrwasser, abgedämmt. Dagegen erhoben Einspruch der Pfarrer in Flechtorf, dem die Fischerei in den alten Läufen zustand, und die Beienröder Bauern, denen die alten Läufe als Tränke für das Weidevieh dienten.<sup>13)</sup> Im Jahre 1675 beschwerte sich der Landrat v. Kißleben auf Uhry als Gutsherr der Schwinkermühle beim Amte Campen darüber, daß die Glentorfer Bauern die Dämme vor seiner Mühle zerstört hatten, um Wasser in die alte Schunter zu leiten. Schon früher war, nach Aussage alter Leute, vereinbart worden, daß der Adlige Hof und die Bauern in Glentorf zur trockenen Sommerzeit so viel Wasser „als ein Loch einer Wagennabe gleich“ aus dem Schunterstrom in die alte Schunter zur Viehtränke leiten durften. Am 5. April 1675 wurde zwischen den streitenden Parteien ein Vergleich abgeschlossen, der dieses Recht bestätigte. Eine Holzzöhre von 5 Zoll Durchmesser sollte das Wasser in die alte Schunter leiten.<sup>14)</sup> 1714 kam es abermals zu Zwistigkeiten zwischen dem Müller und der Gemeinde Glentorf wegen der Fischerei in der neuen und alten Schunter, welche letztere die Gemeinde 1676 „schon seit hundert und mehr Jahren“ besaß. Sie verwahrte sich dagegen, daß der Müller die alte Schunter vollständig abdämmen wollte. Die Glentorfer hinderten ihn mit Gewalt daran und nahmen ihm den Spaten fort, als er Torf als Soden für den Dammbau graben wollte.<sup>15)</sup> 1736 wurden die Schunterufer vor der Schwinkermühle mit Steinen eingefäßt.

## 5) Fischerei

In jener Zeit war die Schunter reich an Fischen und Krebsen. So mußte der Müller in Lehre neben dem Erbenzins und dem Mahlzins dem Grundherrn jährlich 9 Schock Krebse abliefern.<sup>16)</sup> Der Fischbesatz der Schunter bestand aus Hechten, Aalen, Karpfen, Gründlingen, Grimpen, Barschen und Weißfischen. Fischereiberechtigt waren meist die Gemeinden. Während aber um 1750 in Dibbesdorf die Bauern die Fischerei ausübten, hatte die Gemeinde Hondelage die Fischerei verpachtet. Das Fischen in fremden Gewässern wurde schwer bestraft, sah doch die Allgemeine Landesordnung von 1548 unter Umständen sogar die Todesstrafe vor. Aber der Staat kümmerte sich auch um die Erhaltung des Fischbestandes. So wurden um 1600 mehrere Wendhäuser Bauern mit je 3 Rtlr. Geldstrafe belegt, weil sie in der Laichzeit Fische „geschossen“ hatten.<sup>17)</sup> 1648 verbot das Amt Campen dem Jakob Uhlenhorst in Lehre, der von dem Braunschweiger Bürger Christoph v. Damm die Fischereigerechtsame in einem Nebenstrom zwischen Lehre und Campen gepachtet hatte, während der Laichzeit zu fischen. Christoph v. Damm strengte wegen dieser Beschränkung seiner vermeintlichen Rechte einen Prozeß an, den er aber verlor.<sup>18)</sup> In diesen Akten werden die alten Schunterläufe oft als „Hege- wasser“ bezeichnet.

Im Gegensatz zu heute gab es um 1750 im Schuntertale eine große Zahl von *Fischteichen*, vor allem als Zubehör der Domänen. So bewirtschaftete die Domäne Campen 1740 14 Fischteiche, die insgesamt 143 Morgen groß waren. Im Jahre 1776 wurden zur Instandsetzung der Bewässerungs- und Dammanlagen dieser Teiche

für Holz-, Wasser-, Klei- u. Erdfuhren 52 Spanndienste geleistet u. an Dienstgeldern und Prüven 13 Rtlr. verausgabt.<sup>19)</sup> Das Gut Wendhausen besaß 11 Fischteiche, in denen eine planmäßige Fischwirtschaft betrieben wurde. Aus einem Inventar aus dem Jahre 1733<sup>20)</sup> geht hervor, daß in regelmäßigem Turnus die Teiche ausgefischt und dann neu besetzt wurden. So wurde 1729 der *Brinkenburgsteich* mit 320 Pfund Karpfenlaich und mit Schleien besetzt, 1730 der *große Hueß-Teich* mit 178 Pfund Karpfenlaich und 30 Streichkarpfen, der *kleine Holzteich* mit 214 Pfund Karpfenlaich und einem Eimer voll Karauschen, 1732 der *Bohlandsteich* mit 250 Pfund Karpfenlaich. Zur Komturei Süplingenburg gehörten ebenfalls mehrere größere Teiche. Sie alle sind bei der Separation in Wiesenland umgewandelt worden.

## 6) Auewälder

Ursprünglich waren die Sohlen unserer Flußtäler von Auewäldern und Erlenbruchwäldern bedeckt; die heutigen Wiesenflächen sind ein Erzeugnis der menschlichen Wirtschaft.<sup>21)</sup> Um 1750 war das untere Schuntertal, das vorwiegend Auelehm Böden aufweist, fast vollkommen entwaldet und weitgehend in Wiesenland umgewandelt. Doch erinnerten noch einige Flurnamen an den ehemaligen Waldbestand, der im Mittelalter wohl stärker dem Weidegang als eigentlicher Rodung zum Opfer gefallen ist. Flurnamen mit *horst* = „inselartig aus der Landschaft hervorragende bewaldete Stelle“ sind *Spethorst* (Lehre), *Bahrhorst* (Flechtorf) und *Barghorst* (Wendhausen). Der Flurname *Ohe* deutet auf einen von einem Fluß durchzogenen Wald hin: die *Ohe* und das *Ohebruch* (Rühme). In den Flurnamen *Im Ekhagen* und *Im Eichhahn* (Querum) ist das Wort Eiche enthalten, im *Ahlstrauch* (Lehre) zu nd. aler die Erle. Auf Rodung weisen die Namen *Rothe Wiese* (Querum), die *große Rühme* (Heiligendorf) und *Auf der Rühme* (Beienrode) hin. Im unteren Schuntertal waren um 1750 nur einige sumpfige Stellen, so das *Ellernbruch* auf der *Masch* in Rühme und die moorige *Brookwiese* in Wendhausen mit Ellernbusch bestanden. Aber es gab noch nicht die glatten Wiesenflächen, die heute das Schuntertal bedecken. In den Hecken, die alle Wiesenparzellen umhegten, hatten viele Pflanzen des einstigen Auewaldes eine letzte Zuflucht gefunden. Längs der zahlreichen Wasserläufe und auf den Wiesen standen einzeln oder in lichten Gruppen viele Bäume. Besonders zahlreich waren die Weidenbäume, deren Ruten im Haushalt und im landwirtschaftlichen Betrieb eine vielseitige Verwendung fanden. So zählt das Inventar des Gutes Wendhausen aus dem Jahre 1733 insgesamt 796 Weiden auf, von denen auf der *Hohen Wiese* 164 und auf der *Schäferwiese* 362 standen. Die Hecken aber lieferten den Bauern das Waasenholz. So heißt es in der Dorfbeschreibung von Hondelage 1755/56: „Die Hondelager Gemeinde hat keine andere Holzung als was vor dem Lande und Wiesen auf den Knicken und auf den Gräben steht, welches aber so beträchtlich, daß nebst der freien Feuerung die Untertanen noch viel Waßholz verkaufen können.“<sup>22)</sup> Und in Querum wird unter den Einkünften der Pfarre bemerkt: „Die Waasen müssen die Eingeparrten nach Braunschweig zum Verkauf fahren.“<sup>23)</sup>

## 7) Wiesen

In den Wiesenbeschreibungen wird durchweg über den nassen Wiesenboden geklagt, besonders in Beienrode und Lehre. In Lehre stehen häufig folgende Wiesen längere Zeit unter Wasser: der *Werder*, die *Glubeinswiese*, im *Prachersumpf*, unter der *Brauer Riege*, die *Entenwiese*, die *Wasserwiese* und die *Hasselwiese*.

In der Wiesenbeschreibung von Glentorf heißt es: „In den oberen Wiesen tritt die Schunter wegen des flachen Ufers und nicht hinlänglichen Falles mehr aus als in den niederen Wiesen, wiewohl auch diese in nassen Jahren von Wasser leiden, weil die Schunter an einigen Stellen nicht breit genug ist, um das Wasser einzunehmen und abzuführen, sonderlich wenn etwa deren Aufräumung versäumt wird.“<sup>24)</sup> Auch in der Wiesenbeschreibung von Querum wird festgestellt, daß die *Kälberwiese* und die *Butterbergswiese* überaus sumpfig sind und durch Gräben nicht entwässert werden können, weil die Schunter zu hoch fließt. Ebenso wird das Siekbruch als sehr morastig geschildert.

Eine große Zahl von Flurnamen weist auf diese Verhältnisse hin: Die *tiefen Bruchwiesen*, im *tiefen Bruch* (Flechtorf), *Bars Sumpf*, die Tiefe an der Schunter, die *Bruchwiesen* (Campen), *Bruchwiese*, *Utschenkamp*, *Sumpf vor dem Bröckeln*, im *Pracher Sumpf*, *Seesumpf*, *Rietgen Sumpf*, *Rebelsumpf* (Lehre), *Wendhäuser Moor*, *Mooranger* (Dibbesdorf), *Im Bruch*, *Siekbruch* (Hondelage), *Bruch*, *Salzbruch*, *Rischwiesen*, *Moorwiesen* (Querum), *Schwarzes Bruch*, *Moorwiesen*, *Rohrwiese* (Bienrode).

Über das Alter der Wiesen können wir nichts aussagen. Doch unterscheidet 1740 das Amt Campen einen neuen und alten Wiesenins, letzterer wird „von einigen in den neueren Zeiten gemachten Wiesen“ erhoben. In Lehre bringt der alte Wiesenins 11 Rtlr. 13 ggr. 6 Pf, der neue 3 Rtlr. 4 ggr. 6 Pf; in Beienrode dagegen gleicht die Fläche der alten Wiesen etwa der der neuen: der alte Ins brachte 4 Rtlr. 8 ggr. 3 Pf, der neue 4 Rtlr. 1 ggr. 6 Pf.<sup>25)</sup> In Lehre wird der *Dümmer Kamp* als eine alte Hägerwiese beiderseits der Schunter bezeichnet, während die *neue Reuterwiese* „vor 8 Jahren erst zur Wiese gehäget“ wurde.<sup>26)</sup>

An der oberen Schunter waren wegen der hier flächenhaft verbreiteten Flachmoore die Entwässerungsverhältnisse noch ungünstiger. So stellt die Wiesenbeschreibung von Süplingenburg 1764 fest: „Ein großer Teil der Wiesen ist moorig und naß, weil die sich darin sammelnden Wasser nicht abziehen können, wenn die Schunter auf den unterhalb gelegenen Feldmarken nicht gehörig ausgeräumt wird.“<sup>27)</sup> Die Flachmoore in den Ausbuchtungen des Schuntertales befanden sich um 1750 noch weitgehend in natürlichem Zustande. Sie waren durchweg mit Erlenbruchwald bewachsen und dienten zur Weide, an der oft mehrere Dörfer beteiligt waren. Solche Erlenwälder waren in Süplingenburg 1764 das *Osterholz neben der Ellernbreite* und das *Erlenholz im Küchenbruche*. Im Jahre 1516 waren zwischen der Komturei Süplingenburg und der Gemeinde Süplingen ein Vertrag abgeschlossen worden, der bestimmte, durch Einschränkung des Weidegangs die Wiederaufpflanzung des gefälltten Holzes auf dem *Bruche neben dem Burghagen* nicht zu gefährden.<sup>28)</sup> Um 1750 aber waren die Erlenwälder durch schlechte Bewirtschaftung oft zu Erlenbusch geworden, so auf dem *Lutterbruch*: „Die Holzung im Bruch bedeutet gar nichts.“<sup>29)</sup> Die Dorfbeschreibung von Rieseberg bezeichnet 1755 die Wiesen als morastig und sauer. Über die Holzberechtigung der Gemeinde sagte sie: „In ihren Brüchen Ellernholz, können aber nicht alle Jahr, wenn es nicht stark frieret, darin hauen.“<sup>30)</sup> Demnach müssen diese Brüche, vor allem wohl bei nassem Wetter, sehr schwer betretbar gewesen sein.

1) W. Groth, Die Wasserwirtschaft Niedersachsens. Schriften d. Wirtschaftswiss. Ges. z. Stud. Niedersachsens NF 22 (1944) S. 122

2) H. Poser, Die Niederterrassen im Okertal als Klimazeugen. Abh. Braunsch. Wissenschaftl. Ges. II (1950) S. 109—122

- 3) W. Selle, Das Torfmoor bei Rieseberg. 23. Jahresber. Ver. f. Naturwissenschaft zu Braunschweig (1935) S. 46—58
- 4) Th. Müller, Schifffahrt und Flößerei auf der Schunter im 18. Jahrhundert. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 15 (1954) S. 135—159
- 5) L Alt. Abt. 20 Reihe 1. Alle in dieser Arbeit zitierten Akten befinden sich im Niedersächsischen Staatsarchiv-Wolfenbüttel.
- 6) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 18 Nr. 2. Auf einer von H. Hallbauer 1726 gezeichneten Karte der Landwehr (K 2 G Nr. 2 (pm) = 33a) wird das Pfarrwasser als Alte Schunter oder Flechtorfer Pfarrwasser bezeichnet. Nördlich von Beienrode teilt sich diese Alte Schunter wieder in zwei Arme: den Schneidergraben und das Füllenwasser. Die zwischen ihnen liegende Wiese heißt: Auf dem Werder.
- 7) Verordn. Samml. f. d. herzogl. Braunschw. Lande 12 (1825) S 52—60
- 8) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 18 Nr. 2
- 9) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 6 Nr. 7
- 10) L Alt. Abt. 4 Gruppe 18 Süplingenburg B III Nr. 2a
- 11) L Alt. Abt. 4 Gruppe 18 Süplingenburg B III Nr. 2
- 12) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 3 Nr. 15
- 13) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 6 Nr. 19
- 14) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 6 Nr. 21
- 15) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 6 Nr. 18
- 16) L Alt. Abt. 4. 7 VI b Nr. 135
- 17) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 18 Nr. 2
- 18) L Alt. Abt. 8 Campen Gruppe 26 Nr. 16
- 19) L Alt. Abt. 4. 6. Nr. 621
- 20) L Alt. Abt. 4 Gruppe 18 D III
- 21) R. Gradmann, Unsere Flußtäler im Urzustande. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin 1932 S. 1—17
- 22) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 201
- 23) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 306
- 24) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 139
- 25) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 79
- 26) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 242
- 27) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 360
- 28) L Alt. Abt. 4 Gruppe 18 A II Nr. 1
- 29) L Alt. Abt. 4. 7 VI b Nr. 138
- 30) L Alt. Abt. 20 Reihe 1 Nr. 316

## *Der Maikäfer*

Von Erich Sinram

Ein Maikäfer plump und braun  
will auf die Welt von oben schau'n.  
Der Weg zur Höhe, die begehrl'ich,  
ist steil und außerdem beschwerlich.  
Am glatten Stock kommt der Geselle  
nur ganz allmählich von der Stelle,  
und er verdankt es nur den Krallen,  
daß er nicht längst herabgefallen.  
Doch mit der Zeit hat er nach oben  
beharrlich sich hinaufgeschoben  
und pumpt, um bald davonzuschweben,  
sich voller Luft durch Flügelheben.

Der Bube, der den Stecken halt,  
dreht ihn jetzt um, denn ihm gefällt  
— mit Schadenfreude unverhohlen —,  
dasselbe Spiel zu wiederholen.  
Ganz gleich, ob Müller, Schuster, König —  
Beruf und Titel nützen wenig —,  
gehorsam krabbelt gleich der Mai-  
enkäfer in die Höh' aufs Neu  
Genau so, wie dem dummen Tier,  
geht's mit dem Sparbuchkonto mir.  
Ist's endlich in der Höhe schon,  
dann machen andre Inflation.

## In'n Harze

Buoben in Holte de Dauwind gait,  
quaie de Lucht in'n Döle stait,  
uoberall Groinen, Wassen, Fräihn,  
uoberall Blaumen, Sunnenschäin.  
Bormwater uober de Klippe hen springet,  
Zinken slä'et, Goldhähneken singet,  
buoben in'n Heben de Lucht sau blä,  
junt is et Ljeben! Froihjahr is da! -

Buoben in Holte gloufter de Hitze,  
swuile de Lucht, da zucket de Blize,  
rullet de Dender, prasselt de Swall,  
sterttet te Döle de Wätersfall,  
krachet de Aife, spliddert de Danne,  
leschet et Ljeben, slait et te Schanne! -  
- Destich de Gere, drje'e de Glach,  
Glout sitt in Holte! Summerdach! -

Buoben in Holte waihet et groff,  
nisselt de Nebbel, ruschelt et Loof;  
dorch duistere Dannen slieket de Duot;  
welket et Graas, dat is Jebuot!  
Ljeben verrinnt, et ticket de Dur,  
Bergahn is in'n Wohlde, et starbet Natour,  
mulsch sind de Stouken, et fritt se de Worm.  
Harwest in'n Holte! et brouset de Storm! -

Buoben in Holte räiselt de Snäi  
läiselen, läiselen, Zäit gait vorbäi,  
duister un sachte, mit Machte tau'r Rau,  
gruotet Bergahn deckt en Läikendauf tau.  
Nacht is in Holte! et räiselt de Snäi,  
is dat de Duot? et Ljeben vorbäi?  
- Winter in Holte! Starben dat will  
Rauhe, mäin Harte! - swäije man still!

Otto Rohkamm

# Krüschan Schappschare

'ne ware Geschichte vertellt von Ewald Hoffman

Et was Fasselabend un wail Fasselabend alle Jahr man ainmal vorkumen die, wuurd uk ardentlich efäiert. Krüschan Schäre dröfft da jeo uk nich fehlen, wenn hai uk süß kain Kreachgenger was. Äwer huide, wu dai Rummkruck von der Gemaine häregieben wuurd, dā was hai 'r bāi, da wuurd dai Kruck man ümmer sea harunder ehippet, dat dai Ugen uwerluben dien. Krüschan harr sāin Dail awwekriegen. Wenn hai uk en bedden hen un här ging, err Fäierabend was, dat was wāier nich flümm. Wenn wāier nicks passāiere, denn was Fasselabend giut hennegāhn. 'ts Abende ging hai mit Māinichen nā'n Danßen. Māinichen was sāine Briut, un fai laiben all lange teahupe. Ierst-an was Krüschan en bedden duifelich bāi'n Danßen, äwer Māinichen hait 'ne ümmer de Belangse, dat se nich fallen dien. Tealest ging et äwer bāder mit Krüschan, un hai swiede, err wenn hai in der Aren Roggen maihen die. Sai danßen en Jägerschottchen, en Snāiderschottchen mit seanen Swunge, dat andere Pāre iut 'en Wāge danßen mößten, süß wāren fai ummedanbet. Krüschan foire denn uk noch en Bessendans var, dān hai upp'er Döschedāle sülmst eliert herre. Dai Bessendans was awer uk en Kunststücke, denn dai Besse fluuch man ümmer sea in'er Luft herimmer un twüschen'n Bainen dur hen un här. Hai harr dat dān Paas uder Hanswoft awwekieken, dai dān Fröschāiders up'en Tölten sāine Kunststücke varfoire. Māinichen was up Krüschan uk bannich stolt.

De Nacht fluuch man sea hen, un err et Dach wieren wolle, gingen fai teahupe nā Hius. Māinichen daine up Paiders Horwe, un Krüschan brochte et hen. Err se budden in dai frische Margenluft kumen, dien, dai von Uusten kamm, du fung Māinichen hülle an tea gahn, un fā: »Kumm hülle här, Krüschan, et is kuult, un balle staht de Friu up, denn möt wāi de Kothe melken!« Dā fāde Krüschan Māinichen um de Tallje, un sea laiben fai, enge an enander, nā'n Horwe un flicken sich in'e Kūke, wurt'n noch en bedden warm was. Sai sedden sich up dat ule Waßdeaksuffā dichte teahupe. Ach Gott jeo! Sai herren sich jeo uk sea laif! Äwer Māinichen fā doch ierst noch: »Wāi drüwet äwer nich inflāben, de Friue staht balle up!« Dat herr Māinichen nich nödich ehat, dat tea seggen, denn an Inflāben dachte Krüschan niu bāilawe nich un Māinichen uk nich. Sai herren sich jeo uk sea laif, un viertaan Dāge wūren fai nich teahupe 'wefen, dat was en lange Tāit. Äwer niu? Sai hören doch teahupe un et was doch gār tea schüne, dat se niu alliene wūren. Un dat ule Suffā knarre, denn fai können nich stille sidden. »Ach jeo«, fā de aine, »ach jeo« seufze de andere, un denn wuurd et stille, blus dat ule Suffā melle sich, un denn diure et uk nich mieh'r lange, dennsea was uk dat stille. De Slāp, dai upper Ire alles twingt, herr uk iuse Baiden up 'en Suffā inflāben lāten giegen ühren Willen.

Dat diure sea lange, bett uwer fai wat poltern die un Māinichen upfahre un sich luusratt von Krüschan un ühne wach rüddele un fā: »De Friue staht up, man hille, dat diu wechkummt!« Dat diure äwer ierst en bedden, dat Krüschan dur 'en Druum kamm, awer dennsea kraich hai et uk hille. Iut 'en Fenster könn' hai nich wech, denn et laiden de Klabben von budden dervore. Māinichen māk' lāise de Dür up, awer da ging uk buben de Dür, un de Friue tratt all up 'en Varplat, un up de Treppe.



Då latt Krüschån in'er Falle, denn wenn ühne de Friue nich faihn schölle, mößte hai in dat grude Kli'erschapp, wat under 'e Treppe stund. Dat herr Mäinichen uk gläik herude, et flut läise up, packe Krüschån an 'en Arm, un hai was verschwunnen, wäi de Mann in'n Kasten. Et dachte in säiner Nut nich wäier nå, wu et niu wäier gahn schölle. Hauptfache was, dat hai ierstemål wech was.

De Gruutspender was uk all uppe, un de Arbeit ging an. De Friue herr nicks esaihn, un se ging, err se »Giuden Margen« esecht herre, nå'r Küke un woll Wäder tean Kaffe upsedden. Mäinichen ging up säine Kåmer un tuuch sick alldågesch Tuich an, un denn ging et in 'en Stall un fung mit der lütschen Maged an te melken, denn de Koihe wuren all unrauch. Dat Melken ging viel hülnder err lüsse, denn Mäinichen kraich et mit der Ängest. Et dacht' ümmer, wu kräig' ich blut Krüschån häier wech, dat ühne nemmet suiht? Denn dachte et wäier: »Wenn se alle Kaffe drinket in 'er Küke, denn lade ich=ene iut. Äwer dat ging uk nich, denn dai Friue laip aff un tea von der Küke un drunk noch kainen Kaffe midde. Du dachte Mäinichen in säiner Du'esangest: Niu mott hai siddeen bedde Middach, wenn se denn alle wat äden daut, lade ich=ene iut. Un denn foire de Knecht Meß, un de Måkens mößten midde nå'n Fölle un mößten dån Meß stragen.

Un wu ging et Krüschån? Err 'ne Mäinichen innestuden herre, du froie hai sick ierst an uk, dat ühne nemmet esaihn herre. Hai harche niu, sea giut et gån wolle, un hai hüre alles, wat upp 'er Däle 'secht wuurd. Err hai äwer hüre, dat Mäinichen midde nå'n Fölle mößte, då wuurd ühne swiule, un de Ängestswiet laip 'ne von'n Koppe. Uk dachte hai, wat woll de Lui' upp 'en Horwe leggen dien, wu hai daine, dat hai nich då was. Villeicht löchten se ühne un können 'ne nergens finden. Nå 'ner Wäile foile hai nå 'n Slodde an der Schappdör, äwer de Ståker herr richtig epacket. Hai legge sick gegen de Dör, äwer se ging nich up. Telest, err hai gar kainen lutwäch mieh'r wußte, då trüüfte hai sick dermidde, dat Mäinichen woll Råt måken wolle. Hai gruivle noch 'ne ganze Wäile, doch tealest slaip hai in.

De Friue ging hen un hār upp'er Däle un sedde denn et Froihstücke up 'en Düsch un fung denn an un schölle Kartuffeln, se woll Middagesbrut upsedden. In'n Hiuse was alles muifestille. Up ainmål harche sai up un dachte: »Was dat eben nich sea, as wenn wår snorke?« Sai hait inne mit Schölln un måke de Dör lüttjik up, un du ging dat Snorken all wier. Sai kraich et midd'er Ängest un ging upp 'e Däle, äwer kain Minsche was tea faihn. Då snorke et all wier. Du stund sai ganz stille un harche, wu dat Snorken hårkumen die. Un då! Wäi dai Blig draihe sai sick umme nå'n Kli'erschapp. Då wußte sai, wu et was. Korterhand flut sai up, un då – sai woll Hülpe schräien, denn sai wuurd ganz faste in'n Arm enumen, un Krüschån, dai sick an'er Friue hulen mößte, dadd' e nich fallen die, dachte, et würe Mäinichen, un hai raip uk ganz liue »Mäinichen!« »Ich bin et«, sä de Friue. Då lacke Krüschån teahupe, äwer blus en Ugenblick, da lait hai de Friue stahn un denn – wenn 'ne herr wollen de Duivel hålen, hai herr 'ne nich wier ehriegen, – sea siuse Krüschån de lange Däle harunder, iut 'er gruden Dör, an dån Meßuplä 'ers varbāi, dai ühne ierst ver= wundert ankaiken, äwer denn, err se saigen, wår et was, liute lachen un in 'e Henne klobben. Sait dār Tāit hait hai blus noch Krüschån Schappschåre.

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Zwei Festspiele*

Von Heinz Mollenhauer

In dem ehrwürdigen Klosterhofe zu Walkenried (Südharz) wurde wie in früheren Jahren so auch 1954 ein Festspiel „Der wilde Jäger“ zur Aufführung gebracht und mehrfach wiederholt, das geeignet ist, das höchste Interesse aller Heimatfreunde zu erwecken. Der Initiator der Veranstaltungen war der Forstmeister Freist in Walkenried, der auch sonst in Naturschutzfragen und bei der Beschäftigung von Schulkindern in Forsten rühmlich hervorgetreten ist.

Was der Aufführung das besondere Gepräge gab, war zunächst schon die Wahl eines richtigen Stoffes. Er war ebenso spannend wie ergreifend, ebenso volkstümlich wie tief Sinnig. Es handelte sich um das bekannte Epos von Julius Wolff. Auf den Inhalt kann wegen Platzmangels nicht eingegangen werden, um so mehr, als das Buch ja einmal gelesen werden kann — und sollte. Freist hat in geschickter Form die Szenen zusammengestellt, die einer dramatischen Wirkung sicher sind, teilweise sogar von seltener Wucht und Leidenschaft. Soweit erforderlich sind die einzelnen Auftritte durch die Erzählung eines Chronisten verbunden, der aus einem alten Pergament vorzulesen scheint. Der diese Rolle spielende Schauspieler stand hoch in dem Fenster des Brunnenhäuschens, hatte eine kleidsame mittelalterliche Tracht angezogen und sprach mit gebotener Feierlichkeit. Hierdurch wurde eine überzeugende Wirkung erzielt. Die Einführung epischer Darstellung in ein Schauspiel muß als gelungen und auch als zulässig betrachtet werden. Was der Aufführung ein weiteres Gepräge gab, war die Echtheit der Umgebung sowie deren unvergleichliche Schönheit. Der Ort war somit einem heimischen Stoffe angepaßt. Auf einer beliebigen Bühne hätte eine ähnliche Wirkung nicht erzielt werden können. Weiter: echt waren auch die Darsteller, die nur aus Laien bestanden. Der Mangel an Berufsausbildung wurde weitgehend durch ursprüngliche Frische wettgemacht. Man darf sich jedoch keiner Täuschung hingeben. Menschen mit einfacher Schulbildung werden ohne besondere Anweisungen in der Regel nur die Befähigung haben, einfache Rollen zu besetzen. Schwierigere Charakterrollen können glaubhaft nur durch Menschen dargestellt werden, die durch ihre innere Reife der Problematik gewachsen sind. Da Freist dankenswerterweise Förster und Lehrer (auch Flüchtlinge!) einsetzen konnte, wurden Wirkungen erzielt, die an Echtheit weit über den Durchschnitt hinausgingen.

Die Regie arbeitete mit den einfachsten Mitteln. Vor dem Hintergrunde des schon genannten Brunnenhauses brauchten keine künstlichen Dekorationen eingesetzt zu werden. Einige einfache Tische und Bänke waren völlig ausreichend. Hinzu kam, daß man auch die Kostüme so einfach und zweckmäßig wie nur möglich gestaltet hatte. Auf jeden Prunk war bewußt verzichtet. Anerkennenswert war ferner, daß von falschen Rauschbärten Abstand genommen war, und daß alle Haartrachten natürlich wirkten. Auch mit dem Gebrauch von Schminke war man sparsam umgegangen.

Falls es nicht regnet, findet die Aufführung im freien Klosterhofe statt, wo auch die Zuhörer auf langen Bänken sitzen. Bei ungünstiger Witterung wird in dem nördlichen Kreuzgange gespielt. So ist Vorsorge getroffen, daß eine einmal angesetzte Aufführung unter allen Umständen stattfinden kann.

Der Besuch war freundlich. Die Zuschauer kamen — teilweise mit Bussen — aus den benachbarten Kurorten und Sommerfrischen wie Braunlage, Hohegeiß, Zorge, Wieda, Bad Sachsa u. a. m. Es wäre zu wünschen, daß die hochwertigen Vorstellungen in Zukunft auch von Braunschweig aus besucht würden, damit der große Idealismus der Veranstalter eine möglichst nachhaltige Unterstützung erfährt. Günstige Vereinbarungen mit der Bundesbahn usw. über preiswerte Sonderfahrten wären sicherlich möglich.

Ein ganz anderes Festspiel wurde im September 1954 in Gilzum am Elm zur Aufführung gebracht. Es handelte sich diesmal nicht um einen Sagenstoff mit mythologischem Inhalt, sondern um ein Ereignis aus der braunschweigischen Geschichte. Das Stück hieß „Überfall auf Herzog Heinrich Julius“ und behandelte glaubhaft einige Szenen aus den Händeln des Herzogs mit der Stadt Braunschweig. Die Handlung spielt demgemäß teils in unserer Stadt, teils in Wolfenbüttel, teils in der Elm-Assegegend.

Der Landwirt Ernst Busch in Dettum hatte den Stoff aus alten Chroniken hervorgesucht, der Lehrer Erich Müller in Gilzum zu einem Festspiel verarbeitet. Seine musikalische Gattin hatte außerdem dazu einige recht ansprechende Volksweisen komponiert.

Die Schauspieler waren diesmal ausschließlich Jugendliche, nämlich frühere und jetzige Angehörige der Schule in Dettum. Die Aufführung fand in dem dortigen Schulhofe unter freiem Himmel statt. Die Dekorationen und Kostüme konnten den Umständen nach nur recht einfach sein.

Vom heimatkundlichen Standpunkt aus war erfreulich, daß die hiesige Geschichte zur Ausarbeitung eines fesselnden Stückes benutzt worden war. Der Stoff ist so ausgegoren, daß er fern von allen politischen Leidenschaften ist. Wie weit ein Interesse dafür außerhalb unserer engeren Heimat erregt werden kann, bleibt abzuwarten.

Wertvoll war ferner, daß in einem Teil der Szenen nur die plattdeutsche Mundart des Elmes gesprochen wird. Damit wird erneut unter Beweis gestellt, wie überaus lebendig noch immer unsere heimische Sprache ist. Besonders in komischen Auftritten lassen sich mit ihr treffliche Wirkungen erzielen. Es wäre wünschenswert, wenn allein schon aus wissenschaftlichen Gründen die Arbeit Müllers archivmäßig gesammelt würde.

Die Aufführung in Gilzum zeigte im Vergleich zu der in Walkenried den nicht zu übersehenden Unterschied, daß mit einer Tiefenwirkung auf ein größeres Publikum nicht zu rechnen ist. Es wurden eben in erster Linie pädagogische Zwecke verfolgt, deren Wichtigkeit auf der Hand liegt. Die Darsteller mußten Rollen übernehmen, zu deren vollen Ausführung nur erfahrene Menschen befähigt sind. Immerhin waren die Rollen dazu angetan, die Spieler musisch zu schulen. Das will besagen, daß die Jünglinge und Kinder einmal in der Öffentlichkeit zeigen konnten, wie man sich ungezwungen bewegt und eine gewisse Blödigkeit abwirft.

Pädagogisch wichtig war der aner kennenswerte Einfall des Verfassers, einen Teil der jungen Mädchen als Verwandte des Herzogs aus England englisch sprechen zu lassen. So konnten sie in der Praxis zeigen, was sie in der Schule gelernt hatten.

Heimatkundlich recht beachtlich war die Einlage von verschiedenen Liedern, die teils von einzelnen Personen, teils im Chor gesungen wurden. Besonders ein Erntefest bot Gelegenheit, tanzend und singend alte Bräuche vorzuführen. Damit wurde unversehens das Schauspiel zu einem Singspiel umgewandelt. Der Versuch muß als besonders gelungen betrachtet werden und eröffnet ungeahnte Aussichten auf die zukünftige Gestaltung von ähnlichen Aufführungen.

So darf man als Endergebnis wohl die beglückende Feststellung treffen, daß die Vertiefung des Heimatgedankens auf musischer Grundlage zu ungemein wertvollen Erfolgen führen kann. Das muß um so mehr gelten, als noch längst nicht ausgemacht ist, daß die derzeitige „hohe“ Kunst allein Daseinsberechtigung hat und wirklich einen Gipfel darstellt.

### *Windschutzhecken zwischen Oker und Erse, ein Musterbeispiel praktischer Landschaftspflege*

Die erste Studienfahrt unseres Vereins am 21. Mai 1955 nach Neubrück und Hilerse führte uns in Probleme der Landschaftspflege ein, die so wichtig sind, daß ein besonderer Bericht angebracht ist. Während Dr. Ludwig Lüders aus Fallersleben auf die Bedeutung des 1940 geschaffenen Landschaftsschutzgebietes Okertal hinweisen konnte, das ungeachtet des Namens vorwiegend die Uferhöhen zwischen Neubrück und Diderse vor Verschandelung bewahrt, führte uns der Landwirt Werner Jahnke aus Horst in die praktische Landschaftspflege der Talauen zwischen Oker und Erse ein. Seinem überaus sachkundigen Vortrage folgte eine Besichtigung aller geschaffenen Anlagen an Ort und Stelle, so daß die verfolgten Ziele gemeinverständlich wurden.

Vor 60-70 Jahren war die Gegend nördlich von Braunschweig noch weitgehend Heide land. Der immer mehr aufkommende Spargelbau verwan-

delte dann fast das ganze Gebiet in entsprechende „Plantagen“. Die Kultur dieses Gemüses brachte es mit sich, daß der Mutterboden nach unten, der sterile Untergrund aber nach oben geschafft werden mußte. So etwa um 1910 war der Höhepunkt der Umwandlung in Spargelfelder erreicht. In den folgenden Jahren traten jedoch immer mehr Rückschläge ein. Ein Teil der Böden wurde spargelmüde. Ferner traten typische Schädlinge auf. Schließlich brachte auch die Kriegswirtschaft von 1914 bis 1918, von 1939 bis 1945 eine Verbrauchsverlagerung. Die Kultur des Spargels war aus einer „primären“ in eine „sekundäre“ Rolle gedrängt.

Übrig blieb ein empfindlicher Schaden: Die Böden waren unversehens für Windverwehungen anfällig geworden. Seit etwa 1920 wurden die Folgen immer deutlicher spürbar. Die weitere Erfahrung lehrte, daß Verwehungen schwer wieder aufzuhalten sind,

wenn sie erst einmal begonnen haben. Unter diesen Umständen ergriff W. Jahnke ganz allein die Initiative und begann auf seinen Feldern Windschutzhecken anzulegen. In nunmehr fast dreißigjähriger Pionierarbeit gelang es ihm Anlagen zu erstellen, die in Fachkreisen als mustergültig angesehen werden.

Welche unendlich vielen Beobachtungen und Berechnungen dazu gehört haben, um die Gesetze des Windwehens und der entsprechenden Abwehr (z. B. Höhe und Dichte von Hecken) zu erkennen, kann an dieser Stelle nicht geschildert werden. Wir müssen uns damit begnügen, dem Wanderer in der Heimat für seine Beobachtungen einige Hauptgrundsätze als „fertige Resultate“ wiederzugeben:

Windschutzhecken sind bei Hillerse in der Regel Baumstreifen, die am vorteilhaftesten mit 4 Reihen von Stämmen bepflanzt sind. Die Hecken ziehen sich von Norden nach Süden hin, also rechtwinklig zur vorherrschenden Windrichtung von Westen. Die Hecken dürfen aber nicht zu dicht werden, damit der Wind zwar gebremst, aber nicht gestaut wird. Etwa ein Drittel des Windes muß zwischen den Bäumen hindurchwehen können. Andernfalls würde nämlich dieser den Widerstand nur überspringen und dann in einiger Entfernung Schaden anrichten.

Für die Bepflanzung haben sich in unserer nördlichen Gegend Weißerle (alnus incana) am besten bewährt. Es wird jedoch angestrebt, diese mit Eichen zu unterbauen. Andere Bäume kommen hier nicht in Frage, weil die Gefahr des Wildverbisses zu groß ist. Robinien oder Dornenbüsche sind nicht geeignet, weil sie besonders die Pferde beim Ackern stören würden, Robinienblätter sind zudem giftig. Birken und Pappeln breiten ihre Wurzeln zu weit

aus. Ulmen verbrauchen mehr Wasser, als den anliegenden Feldern zuträglich ist.

Es hat keinen Zweck, nur einzelne Hecken anzulegen. Um die Gewalt der Winde wirksam zu brechen, bedarf es eines wohl ausgewogenen Systems von Heckenstreifen deren Abstand voneinander etwa das Zwanzigfache der Heckenhöhe betragen muß. Alle Probleme sind heutzutage der Gegenstand umfassender wissenschaftlicher Untersuchungen. Daher sieht man auf den Feldern auch recht interessante Meßgeräte aufgebaut stehen. Auch dem Frostschutz der Ackerfrüchte wird erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Hier kann man sich u. a. mit künstlicher Beregnung helfen, um Schutzschichten zu bilden.

Der Heimatfreund wird die Anlagen von Hecken zwischen den Feldern auch aus ästhetischen Gründen begrüßen, wird doch das Landschaftsbild anmutig belebt. Gleichzeitig kann man für die Vogelwelt die unbedingt nötigen Freistätten schaffen.

Nur im indirekten Zusammenhange mit dem Windschutz stehen die schwerwiegenden Probleme, die mit der Beseitigung der Abwässer der Stadt Braunschweig entstanden sind. Der bisherige Zustand, daß unsere heimischen Fluß- und Bachläufe schrankenlos verunreinigt werden, kann im Interesse der Volksgesundheit nicht mehr aufrechterhalten werden. Aus diesem Grunde sind riesenhafte Pläne in Bearbeitung, wonach die Abwässer in dem Gebiete zwischen Oker und Erse, Autobahn und Eisenbahnlinie Hannover—Gifhorn auf den Feldern künstlich verregnet werden sollen. Wichtige Untersuchungen werden in Zusammenarbeit mit Professor Dr. Zimmermann von der hiesigen Technischen Hochschule durchgeführt.

Heinz Mollenhauer.

# **BRAUNSCHWEIGISCHE STAATSBANK**



Hauptsitz: Braunschweig, Dankwardstraße 1, Telefon 201 41

Niederlassungen  
in allen größeren Orten des ehemaligen Landes Braunschweig

---

## **Erledigung aller Bankgeschäfte**

- Einlagen - Sparkonten
- Wirtschaftskredite
- Wertpapierverkehr
- Gewährung von Hypothekendarlehen  
für Bauvorhaben
- Bausparen

**Außenhandelsbank**

# **LANDESSPARKASSE**



## WESTERMANN'S MONATSHEFTE

*geben seit fast 100 Jahren ihren Lesern ein Abbild der Fülle des Lebens, seiner Schönheit und Vielfalt und seiner Werte, die über den Tag hinausreichen.*

Mit ihren ausgezeichneten literarischen Beiträgen, ihren hervorragend illustrierten Aufsätzen, deren Themen von den Fortschritten der Technik bis zu Forschungsberichten über ferne Länder und Völker reichen, und ihren Reproduktionen berühmter Gemälde von alten und neuen Meistern haben sich WESTERMANN'S MONATSHEFTE einen Kreis von über 100 000 treuen Abonnenten geschaffen.

Im Abonnement DM 2,50 (zuzügl. Zustellgebühr), Einzelheft DM 3,—



*Bitte lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler ein Probeheft vorlegen!*



### Bernhard Mackels

Zentralheizungen  
Warmwasserbereitungen  
Abwärmeverwertungen  
Be- u. Entlüftungsanlagen  
Fernheizungsanlagen  
IBIS-Deckenstrahlungsheizungen  
**BRAUNSCHWEIG**  
Jasperallee 4 Fernruf 21646

### Kraftverkehrsgesellschaft

mbH

### Braunschweig

Braunschweig, Broitzemer Str. 55  
Fernruf 268 91/92

**Kraftomnibuslinienverkehr  
und Vermietung von modernen  
Kraftomnibussen für Ausflugs-  
und Studienfahrten**

Fahrpläne und Auskünfte durch die  
Betriebsstellen:

**Braunschweig,**  
Platz an der Martinikirche, Ruf 26868  
**Bad Harzburg,** Bismarckstraße 5, Ruf 677  
**Braunlage-Harz,**  
Herzog-Johann-Albrecht-Straße 2, Ruf 321  
**Helmstedt,** Am Magdeburger Tor 14, Ruf 848  
**Salzgitter-Lebenstedt,** KVG-Betriebshof,  
Ruf 427  
**Salzgitter-Bad,** Vorsalzer Straße 1a, Ruf 675  
**Wolfenbüttel,** Kornmarkt 14, Ruf 2732

# Braunschweigische Heimat



1955

41. Jahrgang · Heft 3



---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz  
Verlag E. Appelhaus & Co., Braunschweig

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Das Volkstum des Kreises Gandersheim im Lichte der Mundart- und Namenforschung.	
Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 .....	65
Mittelalterliche Haus- und Gefäßfunde in Salzgitter-Lichtenberg.	
Von Lehrer Wolfram Forche, Salzgitter-Lichtenberg, Kornstraße 18 ..	72
650 Jahre Vienenburg.	
Von Mittelschullehrer Otto Thielemann, Goslar, Grauhöfer Straße ..	78
Der Bestand der Stadt Braunschweig an alten Fachwerkhäusern.	
Von Graphiker Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a ....	83
Der Lehrer Teich.	
Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28 .....	83
Vorsfelde.	
Von Mittelschullehrer Dr. Erich Sander, Wolfenbüttel, Campestraße 30	86
Dorfneckereien zwischen Elm und Rieseberg.	
Von Mittelschullehrer i. R. Richard Blume, Remlingen .....	91
Aus der Heimatpflege	
Neue Naturschutzmaßnahmen des Landkreises Wolfenbüttel .....	92
Verfehlte Neubildung von Sagen. Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	93
Jubiläumsfeier der Stadt Vienenburg. Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	95
Wiederherstellung der Schill-Gedenkstätte der Stadt Braunschweig.	
Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	96
Neues heimatliches Schrifttum .....	96

# Heimbs Kaffee

*immer gleichmäßig gut*

## aerotherm geröstet

*noch köstlicher!*

**Kaffeegroßrösterei HEIMBS & SOHN Braunschweig**

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1  
Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

41. Jahrgang

September 1955

Heft 3

## *Das Volkstum des Kr. Gandersheim im Lichte der Mundart- und Namenforschung*

Von Werner Flehsig

In vielen heimatkundlichen Veröffentlichungen der letzten 50 Jahre kann man lesen, daß das Land beiderseits der Weser zwischen Harz und Teutoburger Wald zum Stammesgebiet der *C h e r u s k e r* gehört habe. Die Nachrichten römischer Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung über die Wohnsitze germanischer Volksstämme bieten zwar für eine solche Meinung gewisse Anhaltspunkte, sind jedoch allzu ungenau und widerspruchsvoll, als daß wir uns auf diese Quellen allein verlassen dürfen, wenn es darum geht, die ehemaligen Grenzen zwischen den germanischen Stämmen zu ermitteln. Historiker Germanisten und Volkskundler haben daher versucht, Lage und Ausdehnung des alten Cheruskerlandes aus der territorialen Gliederung Niederdeutschlands im frühen Mittelalter, aus Orts- und Flurnamen, aus Sprachunterschieden zwischen den niederdeutschen Mundarten und aus anderen Lebensäußerungen des heutigen Volkstums zu erschließen. Die frühmittelalterliche Einteilung der Sachsenlande in Nordalbingen, Westfalen, Engern und Ostfalen schien darauf hinzudeuten, daß die zwischen West- und Ostfalen beiderseits der Weser gelegene Landschaft *E n g e r n* als politische Einheit aus dem ehemaligen Machtbereich der Cherusker hervorgegangen war.

Der Germanist H. Jellinghaus förderte diese Ansicht wesentlich dadurch, daß er 1888 in seinem Buche „Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten“ auf merkwürdige Übereinstimmungen im Lautstande der Mundarten zwischen Weser und Harz und der ostwestfälischen Mundarten östlich einer Linie von Iserlohn über Unna, Hamm, Lippstadt und Bielefeld nach Lübbecke hinwies. Hier wie dort fand er sowohl die Zwielaute *iu* und *ui* an Stelle des alten langen *û* und *û* wie die „geschliffenen“ Laute *ie*, *uo* und *üö* an Stelle des alten kurzen *e*, *o* und *ö* in offener Silbe und glaubte, aus der Verbreitung dieser von ihm als „engrisch“ bezeichneten Lauteigentümlichkeiten Rückschlüsse auf die Grenzen des cheruskischen Stammesgebietes ziehen zu dürfen. Darin sind ihm zahlreiche andere Forscher gefolgt, so Rich. Andree, der Verfasser der „Braunschweiger Volkskunde“ und Edw. Dammköhler, der Verfasser des Nordharzer Wörterbuches. Durch O. Bremers Dialektkarte im Konversationslexikon von Brockhaus (1908 und 1929) wurde der Sammelbegriff „engrisch“ für die Mundarten zwischen Harz (oder Oker) und Sauerland sogar über die Fachkreise hinaus allgemein verbreitet. Trotzdem besteht er nicht zu Recht.

Auf Grund der Forschungsergebnisse des Deutschen Sprachatlas wurde von den meisten deutschen Dialektgeographen in den letzten 30 Jahren die ältere Meinung entschieden bekämpft, daß heutige Mundartgrenzen auf frühgeschichtliche Gau- oder Stammesgrenzen zurückgehen könnten. Soweit es sich bei den Mundartgrenzen um Unterschiede im Lautstande handelt, ist diese neuere Auffassung auch zweifellos richtig, denn die Lautunterschiede haben sich zum größten Teile erst im Mittelalter oder noch später herausgebildet. Das gilt insbesondere von den „engrischen“ Sprachmerkmalen, denen Jellinghaus irrträglich ein sehr hohes Alter zugetraut hatte. Wie ich in einem Aufsatz über „Ostfälische Mundarten zwischen Oker und Elm“ (in: Unser Elm. Ein Jahresweiser für das Asse-, Elm- und Lappwaldgebiet 1953) nachgewiesen habe, beginnt die Zwielaufung von altem langem i, u und ü östlich der Weser erst im 18. Jahrhundert und breitet sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts über die Leine und Innerste nach Osten bis zum Elmrande aus. Noch später erscheinen hier die von Jellinghaus ebenfalls als engrisch bezeichneten „geschliffenen“ Laute ie, uo und üö für altes kurzes e, o und ö in offener Silbe. Ihre Ausbreitung nach Osten ist heute noch im vollen Gange, und die Lautentwicklung schreitet auch weiter fort zu î, û und ü̈. Das Erscheinen aller dieser recht jungen Lautveränderungen östlich der Weser kann also keineswegs als ein Beweis für eine alte Sprachgemeinschaft der Lande beiderseits der Weser gewertet werden.

Wenn es überhaupt gelingen sollte, stammeskundliche und siedlungsgeschichtliche Fragen mit Hilfe der Mundartforschung zu klären, so könnte es nur durch die Ermittlung der Unterschiede im Wortschatz der einzelnen Landschaften geschehen. Der Wortschatz der bäuerlichen Sprache ist ja im großen und ganzen wegen der Beharrungskraft der bäuerlichen Wirtschafts- und Lebensformen bis ins 19. Jahrhundert hinein nur geringen Veränderungen durch fremde Einflüsse ausgesetzt gewesen. Ihm darf daher in seinem Grundbestande ein viel höheres Alter zugesprochen werden, als den seit der Frühzeit in ständigem Wandel begriffenen Lautformen der Volkssprache.

In jeder niederdeutschen Landschaft findet man neben der Hauptmasse der allgemein niederdeutschen Wörter jeweils auch eine nicht geringe Anzahl von Wörtern, die nur einem größeren oder kleineren Teilgebiet eigen sind. So gibt es z. B. Eigenwörter, die Ostfalen und Westfalen gemeinsam besitzen, nicht aber das nördliche Niedersachsen, und umgekehrt. Solche ostfälisch-westfälischen Gemeinschaftswörter weisen zwar bedeutsam auf engere Zusammenhänge in der Kultur- und vielleicht auch in der Siedlungsgeschichte beider Sprachlandschaften hin. Sie helfen uns jedoch nicht weiter in der Frage nach den Grenzen Engerns oder gar des Cheruskerlandes, wenn sie nicht nur im Wesergebiet sondern auch zwischen Oker und Mittelbe oder im westlichen Westfalen gebräuchlich sind.

Besonderheiten des Wortschatzes der Mundarten zwischen Oberweser und oberer Aller sind in den letzten 5 Jahren durch 6 Fragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum in beträchtlicher Anzahl festgestellt worden. Unter ihnen überwiegen bei weitem solche Wörter, die im wesentlichen auf den Raum zwischen Oberweser und Mittelbe beschränkt sind. Zum Teil reichen sie — nach schriftlicher Mitteilung aus dem Archiv des West-

fälischen Wörterbuches in Münster — noch ein wenig über die Weser in das Lipper Land, die westfälischen Kreise Höxter und Warburg und den hessischen Kreis Hofgeismar hinein, also etwa so weit wie die typisch ostfälischen Formen *mick/meck*, *dick/deck*, *üsch/ösch* und *jück/jöck* für den 3. und 4. Fall des ungeschlechtlichen Fürworts. Diese Gruppe von Wörtern möchte ich als gemeinostfälische Leitwörter bezeichnen, obwohl sie nach Norden hin nicht alle den Nordrand der ostfälischen Sprachlandschaft erreichen. Zu ihnen gehören unter anderen *Barnstain* (*Barlstain*) m. Backstein (gebrannter Mauerstein), *Boitlink* m. verschnittener Jungochse, *Brüten* (Bräiten, Bröiten) m. Wasserdampf in der Küche, *Förlink* (*Förlich*, *Förlink*) m. ein halber Morgen Acker, *Gäicheln* (*Gäicheln*, *Göicheln*) Mz. zahnlose Kiefer im Munde von Säuglingen und Greisen, *Grēpe* w. Mistgabel, *Haile-*, *Hāle-* oder *Hallebēre* (-biere) w. Heidelbeere (Blaubeere), *Hille* (*Hille*) w. Futterraufe im Stall für Pferde und Schafe, *Hucken* m. Haufen (besonders Heuhaufen auf der Wiese), *Husche* w. kurzes Regenschauer, *Hutsche* w. Fußbank, *Kempe* m. Zuchteber, *Luffe* w. längliches Weißbrot, *Mische* w. Mistlagerstätte auf dem Bauernhofe, *Prilleke* w. ringförmiges Schmalzgebäck für Silvester und Fassetabend, *Pump* m. kleines stehendes Gewässer, *Pümpel* (*Flaumenpümpel*) m. Dauerwurst von Mettgut in der zusammenge nähten Netzhaut des Schweinebauches, *Railbe* s. Eintopfessen (Gemüse, Fleisch und Kartoffeln zusammengekocht), *Raise* w. Traglast für den Rücken (2 Eimer Wasser an der „Schanne“ oder ein Bund Holz), *Schucke* w. Pumpbrunnen, *Slacke* (*Slackwost*) w. Dauerwurst von Mettgut im Mastdarm des Schweines, *Spunnige* (*Beddespunnige* oder -*spunnich*) w. Bettstelle, *Stäifele* (*Stäifele*, *Stöifele*) w. Stützstange für rankende Hülsenfrüchte, *Stippstöreken* lustige kleine Geschichten, *Tache* w. Hündin, *Ter-*, *Tar-* oder *Tornaits-nāme* m. Spitzname, und *Wresch* (*Wrösch*, *Fresch*, *Frösch*, *Frosch*) s. Schwaden zusammengeharkter, aber ungebundener Getreide- oder Rauhfutterhalme, der zum Trocknen auf dem Felde liegen bleibt. Diese Reihe wird sich bei weiteren Umfragen wahrscheinlich noch erheblich vermehren lassen. Auch einige Flurnamen sind als gemeinostfälische Leitwörter mit gleicher Verbreitung hier anzufügen, nämlich *Grāsewāch* m. grasbewachsener Triftweg zu den Weideplätzen des Viehs, *Klappe* w. Sperrvorrichtung für verbotene Feldwege, *Kölich* w. zur Holzkohlengewinnung genutztes Waldstück und *Ping(e)stanger* (-*grās* oder -*wische*) Weidefläche, zu der das Vieh erst nach Pfingsten Zutritt hat.

Nach alledem kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß das Leine- und Weserbergland ein fester Bestandteil der ostfälischen Sprachlandschaft ist und nicht mit dem östlichen Westfalen zusammen eine selbständige „engrische“ Sprachlandschaft zwischen Ost- und Westfalen bildet. Diese Ansicht vertraten bereits T. Dahlberg („Die Mundart von Dorste“, Lund 1934/37 und „Studien über den Wortschatz Südhannovers“, Lund 1941) und E. Mackel („Deutsche Mundarten. Weserostfälisch“, Berlin 1939) mit guten Gründen, als die reichen wortgeographischen Beweismittel noch gar nicht vorlagen, die mir heute zu Gebote stehen. Daß wir jetzt weit größere Klarheit über das ostfälische Gepräge der Volkssprache zwischen Harz und Oberweser gewonnen haben, verdanken wir der selbstlosen Mitarbeit von rund 450 Mundartkennern in den Kreisen Einbeck, Osterode, Zellerfeld, Holzminden, Gandersheim, Goslar, Alfeld, Hildesheim-Marienburg, Salzgitter, Wolfenbüttel, Peine, Braunschweig, Helmstedt und Gifhorn, die mir seit 1951 durch Ausfüllung von Fragebogen geholfen haben und weiter zu helfen bereit sind. Unter ihnen befinden sich allein 59 Mitarbeiter des



Kreises Gandersheim, die hier leider wegen Platzmangel nicht einzeln anerkennend mit Namen genannt werden können.

Nach Ausweis der von ihnen ausgefüllten Fragebogen gibt es neben den zahlreichen gemeinostfälischen Leitwörtern auch einige Wörter, die nur dem Westen oder Südwesten Ostfalens eigen sind und dem ostfälischen Kerngebiet nördlich des Harzes fehlen. So heißen südlich einer Linie von Gittelde am Harzrand über Echte, Hohnstedt, Immensen und Lauenberg zur Weser bei Meinbrexen die Holunderbeeren nicht wie im nördlichen Leine- und Weserberglande und im ostfälischen Kerngebiet *Kaileken* (*Kāleken*, *Kallken*) sondern *Kiseken* (*Kiseken*, *Kaiseken*). Im Süden sagt man ferner *Klā* m. für Klee, *iutkrüllen* für Erbsen aushülsen, *Grensink* m. für die Schafgarbe, *Runksche* w. für die Runkelrübe und *Stöndel* (*Stündel*, *Stendel*, *Stenzel*) m. für die auf der Hinterachse des Wagens ruhende Stütze des seitlichen Wagenbrettes, während die sinngleichen Ausdrücke im Nordwesten und Osten Ostfalens *Klēwer* (*Kliewer*), *löchten* (*lechten*, *löfter*) oder *iutschellen*, *Rölbe* (*Rēlbe*) s., *Rummel* m. und *Nüsse* (*Nisse*, *Lüße*, *Liße*) lauten. Die nördlichen Grenzlinien für die Verbreitung von *Klā*, *krüllen*, *Grensink* und *Runksche* setzen wie die frühmittelalterliche Verwaltungsgrenze zwischen der Erzdiözese Mainz und der Diözese Hildesheim am Westrande des Harzes in der Nähe von Bad Grund an und folgen ihr in einem Abstände von wenigen Kilometern bis zum Übergange über die Leine zwischen Salzderhelden und Erzhausen. Jenseits des Flusses ziehen sie entweder in westlicher Richtung auf die Weser zu oder biegen wie die Diözesangrenze nach Nordwesten in Richtung auf den Hils und Ith um. In den Kr. Gandersheim reichen die südlichen Wörter nur am Süd- und Westrande etwas hinein, und zwar *Klā* bis Badenhausen und Windhausen, *krüllen* bis Erzhausen, *Grensink* bis Badenhausen, Bentierode, Rittierode, Stroitz, Erzhausen und Wenzen, *Runksche* bis Badenhausen, Windhausen, Bentierode, Billerbeck und Kreiensen. Weiter nördlich hat nur *Stöndel* mit seinen Nebenformen Geltung erlangt; dieses Wort grenzt an *Nüsse* auf einer Linie von Seesen über Dannhausen, Ackenhausen und Altgandersheim nach Dankelsheim und ist westlich der Weser auch in den Kreisen Höxter, Paderborn, Warburg, Wolfhagen, Büren, Brilon und Meschede bekannt, während *krüllen* in Westfalen nur in den Kreisen Höxter und Lippstadt, *Runksche* allein im Kr. Höxter bezeugt ist.

Der Südteil des westlichen Ostfalen geht auch mit der Form *nits* für nichts eigene Wege. Nördlich einer Linie von Gittelde über Dögerode, Vogelbeck, Immensen, Odagsen, Wellersen und Hilwartshausen nach Derenthal gilt statt dessen im westlichen Ostfalen wie in Westfalen und Nordniedersachsen die Form *nicks*. Diese scheidet sich aber wiederum von der kernostfälischen Form *nist* an einer Grenzlinie, die östlich von Seesen am Harzrande ansetzt, dem Tale der Nette bis zu ihrer Einmündung in die Innerste folgt und in nördlicher Richtung weiter auf Peine zuläuft. Wie durch die *nicks/nits*-Grenze Gittelde, Windhausen und Badenhausen vom Kr. Gandersheim abgetrennt werden, so durch die *nicks/nist*-Grenze der gesamte Amtsbezirk Lutter, der sich an das ostfälische Kerngebiet im Osten anschließt. Ganz ähnlich ist auch der Grenzverlauf zwischen den westostfälischen Wörtern *Arn(e)* w. Ernte, *Fickel(n)* s. Ferkel, *Hacket* (im Süden) oder *Heckelbe* (im Norden) s. geschnittenes Futterstroh, *Hecken* s. verschnittenes männliches Schwein, *Hemmet* s. Hemd, *Kolk* m. tiefes Strudeloch in einem Wasserlauf, *Läise* (*Löise*) w. Linse, *Recke* (*Rēke*, *Rieke*) w. Feldhecke, *schellen* schelten, *schurren* auf

dem Eise gleiten, *Wörmeken* (*Warmeken*) s. *Wermut* und *Wörtele* w. Mohrrübe auf der einen Seite und den bedeutungsgleichen kernostfälischen Wörtern *Eren* w., *Farken* s., *Heckerlink* m., *Kempenswān* (-swāin), *Himme(t)*, *Kulk*, *Linse*, *schillen*, *slickern* (im Süden) oder *gliseken* (im Norden), *Främte* m. (*Främtjen*, *Främken*) s. und *Maure*. Die meisten dieser kernostfälischen Wörter reichen nach Süden noch über den Amtsbezirk Lutter hinaus in den Amtsbezirk Seesen, und zwar kennt man *Farken* in Bornum, *Heckerlink* und *Kulk* in Seesen, *schillen* in Seesen und Gittelde und *Eren*, *Kempenswān*, *Maure* und *slickern* in fast allen Orten des Amtsbezirks. Nördlich von Seesen ziehen sich die Grenzlinien entweder im Nettetal selbst bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Flusses hin, oder sie begleiten ihn in 4—5km Abstand teils östlich auf dem Kamme des Hainberges, teils westlich auf den Kämmen der Bergwälder Heber und Harplage. Der Grenzraum zwischen dem Kernostfälischen und dem Westostfälischen wird also auf eine weite Strecke hin vom alten Ambergau gebildet, der sich vom Quellgebiet der Nette bei Herrhausen am Westharz bis zu deren Mündung bei Derneburg erstreckt.

Die Bedeutung des Ambergaues als scharf ausgeprägte Sprachscheide tritt dadurch noch stärker hervor, daß hier auch gewisse Lautveränderungen Halt gemacht haben, die sich seit dem späten Mittelalter im westlichen Ostfalen vollzogen haben. Es handelt sich hauptsächlich um die Tondehnung der altniederdeutschen kurzen Selbstlaute in offener Silbe. Sie wurde im westlichen Ostfalen fast überall genau so einheitlich durchgeführt wie im nördlichen Niedersachsen, während im ostfälischen Kerngebiet zahlreiche Wörter von der Tondehnung ausgenommen blieben, insbesondere solche, deren 2. Silbe auf -el, -er(e) und -en(e) ausgeht. So spricht man hier mit alter Kürze *Böggel* m. *Bügel*, *Essel* m. *Esel*, *Gewwel* m. *Giebel*, *Höwwel* (*Howwel*) m. *Hobel*, *Föggel* (*Foggel*) m. *Vogel*, *Stewwel* m. *Stiefel*, *Lewwere* w. *Leber*, *neggene* Zahl 9, *sebbene* Zahl 7, *Hesse* w. Sprungsehne am Hinterbein, *Lögge* (*Logge*, *Lagge*) w. *Lüge*, *midde* mit, *Stidde* w. *Stätte*, im westlichen Ostfalen dagegen meist *Bügel* (*Bügel*), *Esel* (*Isel*), *Fögel* (*Fügel*, *Fōgel*, *Fūgel*), *Gēwel* (*Giwel*), *Hōwel* (*Hūwel*), *Stēwel* (*Stīwel*) *Lēwere* (*Lāwere*, *Līwere*), *nēgene* (*nīgene*), *sebene* (*sībene*), *Hōße* (*Hāße*), *Lōge* (*Lūge*, *Laige*), *mē'e* (*mī'e*) und *Stē'e* (*Stī'e*). Außerhalb der Westgrenze des ostfälischen Kerngebietes finden sich merkwürdigerweise die Formen mit bewahrtem kurzem Stammsilbenvokal inselartig inmitten des Herrschaftsgebietes der westostfälischen Tondehnung, und zwar um Einbeck und Greene. Zu dieser „Insel der Kurzvokale“ gehören vom Kr. Gandersheim Opperhausen, Olxheim, Rittierode, Bentierode, Dankelsheim und Altgandersheim rechts der Leine, Garlebsen, Greene, Naensen, Erzhausen, Brunsen, Voldagsen und Wenzen links der Leine. Südlich und westlich schließen sich noch mehrere Orte der Kreise Einbeck und Holzminden an. Man gewinnt daraus den Eindruck, daß die im späten Mittelalter einsetzende Tondehnung von Norden her aus dem Calenbergischen und vielleicht gleichzeitig von Süden her aus dem Göttingischen die Volkssprache zwischen Harz und Oberweser durchdrungen hat, sich aber in einigen besonders beharrungstreuen Orten beiderseits der Leine bis heute ebenso wenig hat durchsetzen können wie im ostfälischen Kerngebiet. Das zeugt für eine besonders enge Bindung der genannten Orte zum Osten.

Eine Zuwanderung neuer Siedler aus dem Norden in das Leine- und Weserbergland läßt sich aus der dortigen Verdrängung der alten kurzen Selbstlaute in offener Silbe natürlich nicht beweisen. Der Lautwandel kann frühestens im 14. oder 15. Jahrhundert eingesetzt haben, also zu einer Zeit, in der die Besiedlung dieses Landes längst abgeschlossen war. Gleichwohl könnte die größere Bereitschaft zur Tonendung im westlichen Ostfalen auf gewissen Stammesunterschieden diesseits und jenseits des Ambergaues beruhen, die älter wären als die Tondehnung selbst. Beziehungen zum Norden könnten ja nicht nur in der gemeinsamen Vorliebe für die Tondehnung bestehen, sondern auch im gemeinsamen Besitze der Wörter *Arn(e)*, *Heckels(se)*, *Hemmet*, *Kolk*, *schellen* und *nicks*. Schwerer wiegen allerdings einige Übereinstimmungen im Wortschatz zwischen dem westlichen Ostfalen und Westfalen. Nicht nur nordniedersächsisch, sondern zugleich auch westfälisch sind *Arne*, *Hemmet*, *Kolk* und *nicks*, die beiden ersten Wörter in den Formen *Arne* oder *Arnt* und *Hiemet*; dazu kommen die im Nordniedersächsischen fehlenden, aber in Westfalen gut bezeugten Wörter *Fickel(n)* (Kr. Soest, Warburg), *Recke* oder *Rieke* (Kr. Höxter, Warburg, Paderborn, Büren), *schurren* (Kr. Höxter, Büren, Herford, Minden, Nienburg), *Warmeken* (Kr. Detmold, Lemgo, Halle, Bielefeld, Herford, Lübbecke) und *Wörtel* (Kr. Soest und Iserlohn). Ein westfälisches Wort ist auch *Smant* m. für die Fettschicht auf der Milch, das jetzt zwischen Weser und Harz meist durch das ostfälische *Flott* verdrängt ist, seine frühere Verbreitung bis zur Ambergaugrenze aber noch in einigen Rückzugsorten des Kr. Gandersheim wie Windhausen, Badenhausen, Dannhausen, Ackenhausen, Bentierode, Stroitz, Delligsen, Kaierde, Voldagsen und Brunzen erkennen läßt.

Schließlich besitzt die westostfälische Volkssprache auch einige Wörter, die weder gemeinostfälisch, noch nordniedersächsisch oder westfälisch sind und daher als westostfälisches Eigengut besondere Beachtung verdienen. Zu ihnen gehören außer *Hacket* und *Hecken* noch *Schöttlink* m. für das über das Ferkelalter hinausgelangte vierteljährige Schwein, *Apeltern* (*Eppeltērn*) m. für den Feldahorn, *Häipe* (*Höipe*) w. für eine bestimmte Sichelart und *Förwett(e)* oder *Förft(e)* w. für die quergepflügte Pflugwendestelle an der Schmalseite des Ackers. Die ersten 4 Wörter sind nur westlich des Nettetales bezeugt und zum Teil schon veraltet und selten geworden. *Häipe* setzt sich in der Form *Häip* s. noch über die Ambergaugrenze hinweg durch den Kr. Goslar bis zur Radau (Bettingerode) und Oker (Börßum, Heiningen, Dorstadt) fort. *Förwett(e)* oder *Förft(e)*, ein in seiner verschliffenen Form etymologisch schwer faßbares und wahrscheinlich sehr altertümliches Wort, reicht sogar in breiter Front über die Nette, Fuse und Oker bis zum Westrande des Elmes. Daraus ergibt sich wieder eine engere Bindung des Westostfälischen zum ostfälischen Kerngebiet, dessen Ostteil sich diesmal freilich ausnahmsweise aus der ostfälischen Wortgemeinschaft ausschließt.

Nach dem bisherigen Befunde sieht es so aus, als ob vier Sprachschichten in der Volkssprache zwischen Harz und Weser zu unterscheiden sind, nämlich eine nur noch in Resten erkennbare Schicht mit einem ausschließlich westostfälischen Wortbestande, eine etwas stärker ausgeprägte Schicht westostfälisch-westfälischer Gemeinschaftswörter, eine beherrschende Hauptschicht gemeinostfälischer Leiwörter und eine nicht überall hingelangte Schicht nordniedersächsischer Sprachinflüsse. In welcher Reihenfolge die ersten drei Schichten entstanden sind, läßt

sich noch nicht mit Sicherheit feststellen. Es wäre denkbar, daß sich die west-ostfälischen Eigenheiten der erstgenannten Schicht erst nach der Ausbreitung der gemeinostfälischen und der westfälischen Leitwörter im Leine- und Weserberglande durch eine darauf folgende Abschließung von den Nachbarlandschaften aus eigener Wurzel herausgebildet haben könnten. Mehr Wahrscheinlichkeit hat aber die Annahme für sich, daß es sich um eine Grundschrift handelt, die schon vor dem Eindringen gemeinostfälischer und westfälischer Spracheinflüsse vorhanden war. Ob die westfälischen Einflüsse vor oder erst nach der Einbeziehung des Leine- und Weserberglandes in die ostfälische Sprachlandschaft wirksam waren, wage ich einstweilen nicht zu entscheiden. Wenn man die beiderseitigen Sprachbeziehungen nicht nur als Kultureinflüsse, sondern auch als Zeugnisse für Veränderungen im Stammesgefüge der Bewohner des Landes zwischen Harz und Weser deuten will, liegt es natürlich nahe, den westfälischen Sprachmerkmalen in diesem Lande das höhere Alter zuzusprechen und in ihnen Überreste einer frühgeschichtlichen „engrischen“ Sprach- und Stammesgemeinschaft zu sehen. Dabei muß die Frage offen bleiben, ob eine solche engrische Sprachgemeinschaft bis in die Zeit der Cherusker zurückreichen kann.

Siedlungsgeschichtliche Voraussetzungen für eine solche Annahme sind längst nicht überall zwischen Harz und Weser gegeben. Unter den noch heute bestehenden Siedlungen dieses Raumes gibt es nur in Göttingen-Grubenhagen, in den Kreisen Holzminden und Hameln-Pyrmont und im Norden des Kr. Alfeld einige wenige, die nach ihrer Namenbildung schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bestanden haben können. Im Kr. Gandersheim aber fehlen Ortsnamen dieser ältesten Schicht westlich der Nette gänzlich, und auch in den Kreisen Osterode, Northeim, Göttingen, Münden, Einbeck, Holzminden und Alfeld überwiegen bei weitem die Ortsnamen auf -hausen und -rode, die erst in den Jahrhunderten des inneren Landesausbaues nach der Völkerwanderungszeit entstanden sein können. Das gilt auch für diejenigen Ortsnamen, die mit einem Personennamen auf -dag gebildet sind, wie Voldagsen, Odagsen, Hardeggen und Eldagsen. Selbst wenn Edward Schröder rechtgehabt haben sollte, als er die Rufnamen auf -dag in seinem Vortrage über „Sachsen und Cherusker“ (Niedersächsisches Jahrbuch f. Landesgeschichte, Bd. 10, 1933, S. 5 ff.) als cheruskisches Erbe bezeichnete, ist damit doch noch nichts über das Alter der nach solchen Rufnamen benannten Siedlungen und die Stammeszugehörigkeit ihrer Bewohner gesagt. Rufnahmen auf -dag blieben in Niedersachsen bis ins 12. Jahrhundert beliebt, und bis in diese Zeit hinein können daher auch neue Ortsnamen nach ihnen gebildet worden sein, ohne daß die Gründer so benannter Siedlungen Nachkommen der Cherusker gewesen zu sein brauchen. Der innere Landesausbau seit dem 6. Jahrhundert ging, wenn wir das gemeinostfälische Gepräge der Volkssprache zwischen Harz und Weser stammesgeschichtlich deuten dürfen, sicherlich vom Osten oder Nordosten her vor sich. Reste einer untergegangenen oder abgewanderten Grundbevölkerung mögen im Lande zurückgeblieben sein und den neuen Herren des Landes etwas von ihrem eigenen Sprachgut übermittelt haben, das heute unter der ostfälischen Deckschicht noch durchblickt. Reine Nachkommen der Cherusker wird man aber im Kr. Gandersheim und in den Nachbarkreisen nicht finden. Auch westlich der Nette überwiegt wohl wie östlich des Flusses seit dem frühen Mittelalter ostfälisches, d. h. ursprünglich swebisches Volkstum.

# *Mittelalterliche Haus- und Gefäßfunde in Salzgitter-Lichtenberg*

Von Wolfram Forche

Vorbemerkung der Schriftleitung: Wir bringen den nachfolgenden Bericht als Beispiel dafür, welche wichtigen Erkenntnisse ein Lehrer und jeder andere Heimatfreund ohne besondere Hilfsmittel durch sorgfältige Beobachtungen für die Heimatforschung beisteuern kann. Möge dieses Beispiel recht viel Nachahmung finden!

Um die Jahreswende 1952/53 begannen auf dem Grundstück von Dr. A. Wiswedel, Tiefe Straße 5, Ausbauten zur Umwandlung einer alten Fachwerkscheune in ein Wohnhaus. Bei der Kellerausschachtung wurden Siedlungsschichten aus verschiedenen Zeiten angeschnitten. Ihre Untersuchung brachte interessante Funde zu Tage, die nicht nur für die Ortsgeschichte von Bedeutung sind.

Die Fundstelle befindet sich am Nordhange der Lichtenberge, etwa 30 m nordwestlich der Kirche. Sie liegt somit auf der Grenze zwischen den bis 1857 selbstständig gewesenen Gemeinden Ober- und Niederfreden.

Neben dem umgebauten Hause schließt das Grundstück das alte Wohnhaus, ein zur Zeit noch im Bau befindliches Fachwerkhaus und einen größeren Garten mit ein. Von einem Bach wird dieser Garten in Richtung von Süden nach Norden durchflossen. Im Westen und Norden grenzt das Grundstück an andere, während im Süden die Kornstraße und im Osten die Tiefe Straße die Grundstücksgrenze bildet.

Das Kellerrechteck in einer Länge von 18 Metern und vier Metern Breite bot mit den verschiedenen Profilen gute Ansatzpunkte für eine Untersuchung. An der Südwand der Kellergrube war das erdgeschichtliche Profil fast ungestört vorhanden.

Ganz unten lag Gehängeschutt, bestehend aus großen und kleinen Steinen des Muschelkalkes, dann Geschiebelehm, der zum Teil stark erodiert war, nachfolgend Kalk- und organischer Schlamm und der mit Schnecken durchsetzte Boden eines verlandeten Teiches. Im Kalkschlamm befand sich ein Bachbett, kenntlich an einem diskusförmigen Schuttkegel. Mächtige Schichten von Kalktuff wurden im Westteil der Kellergrube an Stelle des Gehängeschuttes und des Geschiebelehmes festgestellt.

Die geologische Situation am Fundplatz ist also folgende: Den tieferen Untergrund bilden die von den Lichtenbergen in sehr ferner Zeit herabgebrochenen Muschelkalkfelsbrocken. Aus dieser Schicht traten und treten noch heute mehrere Quellen hervor. Die Bergwasser wuschen den Kalk aus, trugen auch weitgehend die saaleiszeitliche Geschiebelehmdecke ab und schlugen Kalk als Tuff und den Lehm unterhalb der Fundstelle nieder.

Es entstanden langsam im Lehm bzw. im Gehängeschutt muldenförmige Vertiefungen, die sich mit Wasser füllten. Im Laufe der Zeit verlandeten die Teiche. Jahrtausende hindurch wiederholten sich derartige Vorgänge. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn noch heute entlang der Kornstraße, unter der die alten Quellen liegen, in den verschiedenen Gärten zahlreiche verlandete Teiche angetroffen werden. Frühzeitig erkannte der Mensch die Gunst der Lage. Einige mesolithische Feuersteingeräte aus dem Garten des Grundstückes und aus der Nachbarschaft weisen auf die Anwesenheit des Menschen in dieser Zeit hin. Für die Zeit um Christi Geburt wurden dann die Verhältnisse etwas genauer erkennbar. Gefäßscherben aus benachbarten Gärten deuteten schon vor dem Umbau der Fachwerkscheune auf eine eisenzeitliche Siedlung im Gebiet der Quellen. Tierknochen und



weitere Scherben, die im Verlaufe der Kelleruntersuchung gefunden wurden, bestätigten später diese Annahme. Damit war bewiesen, daß es im heutigen Lichtenberg eine vorgeschichtliche Siedlung gegeben hatte.

Das Quellgebiet war aber nicht immer ein tragfähiger Grund für Siedlungen. Erst mußten die zahlreichen Teiche verlanden, ehe Häuser gebaut werden konnten. Der Teich in der Kellergrube muß etwa um 1100 schon festes Land gewesen sein, denn es fanden sich über ihm verschiedene Kulturschichten, die im 12. Jahrhundert beginnen.

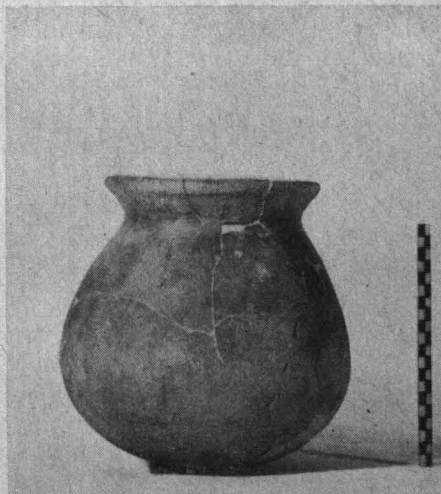


Abb. 1

In den Profilen war eine Brandschicht deutlich zu erkennen. Sie lag unmittelbar über dem velandeten Teich. Zu ihr gehört eine im Westteil des Kellers sich befindende Grube, die mit Holzkohle hauptsächlich angefüllt war. Die Untersuchung brachte die Reste eines Hauses ans Tageslicht. Die größte Breite betrug 5,10 Meter, die Länge muß auf 6—8 Meter geschätzt werden, weil nicht der gesamte Grundriß freigelegt werden konnte. Über den Aufbau des Hauses ist wenig zu sagen. Grundmauern fehlten; dagegen war das Haus 60 cm tief bis in den Tuff hinein eingegraben. Reste einer Wandverkleidung aus Lehm wurden nicht beobachtet. Es ist anzunehmen, daß die Wände nur aus Flechtwerk bestanden, da das Innere des Hauses mit mächtigen Holzkohleschichten angefüllt war. Ein Herd und Haushaltsgegenstände fehlten. An Funden wurden Scherben und Tierknochen geborgen, die stellenweise gehäuft zusammenlagen.

Auf einen besonderen Fund in diesem Hause muß hingewiesen werden. Im Nordostteil wurde eine auffällige, 1,10 m breite und 0,30 m tiefe Grube angeschitten. Sie enthielt Holzkohle. In der Mitte lag ein Tuffsteinblock, der eine später angelegte Grube fest verschloß. Darunter lagen zahlreiche Scherben eines Gefäßes so angeordnet, daß sie einen Hohlraum umschlossen, der mit fettig glänzender, schwarz gefärbter Erde ausgefüllt war. Unter den Scherben lag eine Schicht gebrannten und ungebrannten Lehm, darunter eine Schicht Holzkohle. Nach der Zusammensetzung der Scherben durch Herrn F. Grabau im Braunschweigischen Landesmuseum ergab sich ein fast vollständiger Kugelpot (Abb. 1).



Am Nordprofil der Kellergrube (Abb. 2) war ebenfalls die schon erwähnte Brandschicht zu erkennen. Über ihr liegt eine planierte Schuttschicht. Sie gehört zu den Resten eines weiteren mittelalterlichen Hauses (E 1), das nach dem Niederbrennen des ersten Hauses an fast derselben Stelle aufgebaut wurde. Verschiedene bauliche Einzelheiten waren zu erkennen. Bis zu einem Meter war das Haus in den Boden eingegraben worden. Den Nordteil des ersten Hauses hatte man dabei entfernt. Die Breite betrug fünf Meter und die Länge ist ebenfalls auf sechs bis acht Meter zu schätzen. Mit einem rund 20 Zentimeter dicken Lehmestrich wurde der Boden überzogen. Am Grunde der Westwand lagen große Granitsteine, die, hintereinander angeordnet, ein Fundament bildeten. An Hand von gut erhaltenen Lehmewurfstücken waren Rückschlüsse auf die Bauweise der Wände möglich. Sie bestanden aus bis zu fünf Zentimeter starken Derbstangen, die mit einer mehrere Zentimeter dicken Lehmschicht verkleidet waren. Reste von Dachpfannen wurden auch gefunden. Alle angeführten Einzelheiten

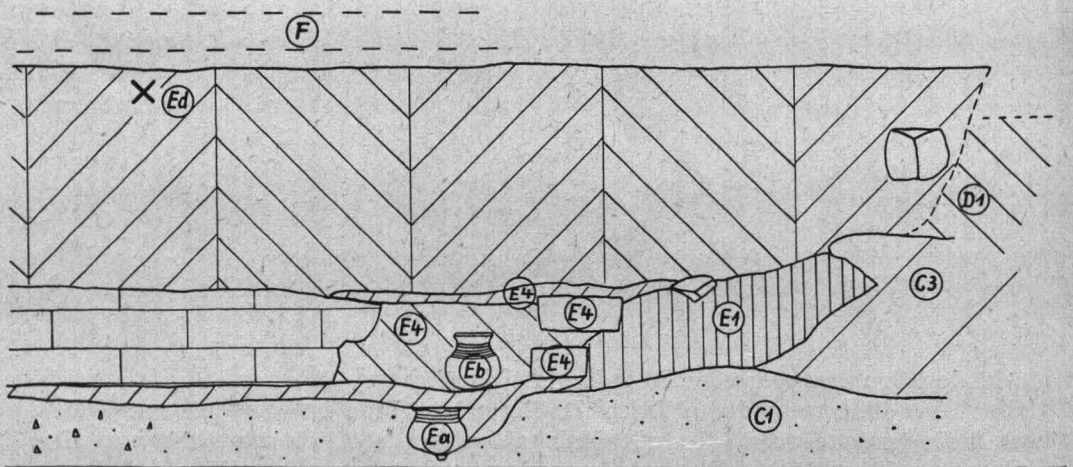


Abb. 2

deuten auf ein wesentlich festeres Haus hin, als es wohl das erste war. Aus unbekannten Gründen brannte auch dieses Gebäude nieder. Die Wände stürzten zusammen. Nur ein Schutthaufen blieb übrig. Doch die Siedler verloren nicht den Mut. Der Schutt wurde an der Oberfläche planiert, zum Teil sogar gepflastert (F), und über den Resten zweier abgebrannter Häuser wurde zu ebener Erde ein neues Gebäude gebaut. Wegen der schon weit vorgeschrittenen Bauarbeiten konnten nur noch Reste des Fundamentes, der sauber geglätteten Lehmziele und der Pflasterung festgestellt werden (F). Auch die Größe des dritten Hauses hat sich nach den noch möglichen Beobachtungen gegenüber den ersten beiden Häusern nicht wesentlich geändert. Alle drei Häuser waren von Süden nach Norden orientiert. Eines Tages genügte es wohl nicht mehr den Ansprüchen. Es wurde niedergerissen, um an seine Stelle das heute zum Wohnhaus umgestaltete Gebäude zu errichten. Schon 1752 finden wir es in einem Dorfgrundriß eingetragen<sup>1)</sup>.

Aber zurück zum zweiten Hause. In ihm wurden mehrere Gefäße gefunden (Abb. 3). Unter der schon erwähnten Lehmziele stand ein Dreifußtopf (Gropen)

und schräg über ihm ein Kugeltopf (Ea, Eb). Beide Gefäße waren mit einem Schiefer-  
 scherben zugedeckt. Sie enthielten eine feste graue Masse, die nur den Boden  
 bedeckte. Die mikroskopische Untersuchung der Füllmasse durch Frau Dr. Maria  
 Hopf ergab folgendes Resultat: „In der feinen Schlemmasse fanden sich häufig  
 Quarzkörnchen, Kalk- und Ziegelteilchen. Dazwischen sind verhältnismäßig viele  
 Holzkohlesplitter gemischt. Die Tatsache, daß die Holzkohle sehr zerkleinert, fast  
 pulverisiert ist, ebenso wie die Verteilung, läßt vermuten, daß die Verkohlung  
 nicht erst in dem Topf vor sich ging, sondern die Teilchen der Füllmasse (Baustoff)  
 des Gefäßes vorher beigemischt wurden. Es handelt sich, soweit ich feststellen  
 konnte, bei allen Splittern um Koniferenholz und zwar Pinus (Kiefer).“ Eine von  
 Herrn Dr. A. Kleinschmidt und mir durchgeführte mikroskopische Untersuchung  
 ließ in der Füllmasse zahlreiche kleine Schneckengehäuse bzw. deren Reste  
 erkennbar werden, wie sie zahlreich im Quellhorizont (C 1), beobachtet wurden.  
 Nach diesen Feststellungen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Füllmasse beider  
 Gefäße, die sich fast gleich ist, durch Menschenhand hineingetan wurde.



a Abb. 3 b

Der Gropen (Ea) stand unterhalb der Lehmziele, ja noch unterhalb eines grauen  
 Aschenbandes, das unter der gesamten Lehmziele zu finden war. Rechts neben den  
 Gropen ging die graue Aschenschicht in eine schwarze Holzkohleschicht über, die  
 mit zahlreichen durchglühten Steinen durchsetzt war. An ihrem Anfang lagen zwei  
 zugerichtete Kalksteine (E 4). Der Kugeltopf stand auf dem schon erwähnten  
 grauen Aschenband (E 1). Die Lehmziele wurde hier entfernt. Das entstandene Loch  
 wurde ebenfalls mit einem grauen Aschenband verschlossen (E 4).

Die Art der Niederlegung der Gefäße, ferner ihr Inhalt, lassen keinen Zweifel  
 an der besonderen Bedeutung der Fundgegenstände. Es handelt sich nach meiner  
 Auffassung um Bauopfer, die aber zu verschiedener Zeit niedergelegt wurden. Als  
 das zweite Haus entstand, streute man auf den Grund der Baugrube graue Asche.  
 Dann wurde ein Gropen unter die Aschenschicht in den Kalkschlamm versenkt.  
 Erst dann brachte man den Lehmestrich darüber. Kurze Zeit darauf brannte das  
 Haus völlig ab.

Als Dach und Wände niederbrachen, zerstörten sie in ein schönes zweihenkliges  
 Gefäß auf der Ziele. Erst im Museum entstand es unter kundiger Hand neu (Abb. 4a).  
 Wie schon hervorgehoben wurde, bauten die Siedler ihr neues Haus über den



Trümmern des alten. Doch bevor sie das taten, vergruben sie nach der Sitte der Väter abermals ein Gefäß, versehen mit etwa demselben Inhalt, wie er auch in dem Gropen gefunden wurde. Zu diesem Zwecke wurde der Schutt etwas beseitigt, die Diele aufgegraben und der Kugelpopf über den Gropen niedergestellt. Danach wurde die Stelle mit einem Aschenband verschlossen.

Überschauen wir das keramische Fundmaterial aus den Häusern, so zeigt sich, daß am Fundplatz Scherben und Gefäße aus verschiedenen Perioden vorliegen. Rotbraune, schwarzbraune, schwarze bis grauschwarze Ware lag unter den Schichten mit graublauem Material. In der Brandschicht wurde nur die noch frühmittelalterlich aussehende Keramik gefunden. Der in Abb. 1 wiedergegebene Kugelpopf ist dafür ein gutes Beispiel. Außen ist er grauschwarz mit bräunlichen Stellen.



a

Abb. 4

b

Er ist mit dem Formholz abgestrichen, am Ende verdickt und weist auf der Oberseite eine Delle auf. Im frischen Scherbenbruch erscheint innen ein grauer Kern. Die Magerung besteht aus feinem Granitgrus, der sich durch die dünne Überfangschicht durchdrückt. Verzierungen fehlen. Im Anschluß an das von P. Grimm begründete System der Entwicklung der mittelalterlichen Keramik im nördlichen Harzvorland<sup>2)</sup> stelle ich diesen Kugelpopf in die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert. Damit ist gleichzeitig das erste Haus und die Brandschicht zeitlich eingeordnet. Vielleicht entstand die Brandschicht während einer der zahlreichen Belagerungen der Burg Lichtenberg am Ende des 12. bzw. am Anfang des 13. Jahrhunderts<sup>3)</sup>. Möglicherweise ist das Fehlen von Scherben der rotbraunen, schwarzbraunen und grauschwarzen Ware im zweiten Hause auf eine zeitweilige Verödung des Platzes zurückzuführen. Dann müßte sich aber in dieser Zeit sehr schnell die graublaue Ware endgültig durchgesetzt haben. Tatsächlich sind die Fundschichten des hohen und späten Mittelalters mehr oder weniger stark vermischt, woraus auf eine fortdauernde Besiedlung geschlossen werden kann. Nur an Hand der Hausfunde war eine genaue Abfolge der Besiedlung zu unterscheiden.

Nun zur graublauen Keramik. Ganz unten stand der Gropen (Abb. 3a). Er ist sehr beschädigt. Es fehlen der Rand, Teile des Halses und der Henkel. Alle Füße sind halbiert. Die Farbe ist außen und innen graublau, im Bruch weißgrau. Der Hals

ist durch Rippen und Kehlen verziert. Fast unbeschädigt ist der Kugelpf (Abb. 3b). Er ist klingend hart gebrannt, die Farbe ist außen und innen ebenfalls graublau. Der Rand ist weit nach außen umgebogen, der Hals leicht doppelkonisch und zum Teil kanneliert. Rand und Hals sind mit einem Formholz gearbeitet.

Eine im nördlichen Harzvorlande seltene Form stellt das zweihenkelige Gefäß dar (Abb. 4a). Außen und innen ist es silbergrau, im Bruch hellgrau. Am unteren vorderen Bauchteil ist eine Tülle angebracht, woraus deutlich wird, daß dieses Gefäß zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten benutzt wurde. Rand und Hals tragen als Verzierung Rollradstempelfries und flache Riefen. Der Tüllenansatz ist durch Fingertupfen geschmückt. Den Abschluß nach oben zu bildet ein mit Manschette versehener aufrechter Rand. Breite Bandhenkel gehen von hier aus bis zum Halsansatz. Ein älteres Gefäß desselben Typs zeigt Abb. 4b. Es wurde 1903 in Braunschweig gefunden und befindet sich im Städtischen Museum Braunschweig. Auch hier beobachten wir einen vollständigen handgeformten Kugelpf. Ihm fehlen jedoch die fortschrittlichen Merkmale des Gefäßes von Salzgitter-Lichtenberg. Der Hals wurde nur durch flache Reifen angedeutet. Ein charakteristischer aufrechter Rand ist dem Kugelpf aufgesetzt. Die Tülle ist schmucklos und nur dem Zweck entsprechend gestaltet. Das Braunschweiger Gefäß ist außen und innen grauschwarz bis leicht graublau. Es gehört zur schwarzgrauen Keramik und ist zeitlich mit unserem ersten Kugelpf gleichzusetzen.

Ich stelle die graublauen Gefäße in die Mitte des 13. Jahrhunderts, zumal auch ein Gropen vorhanden ist. Demnach ist das erste Haus vermutlich spätestens im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts abgebrannt. Die graublaue Keramik hatte sich zu dieser Zeit noch nicht durchgesetzt.

Über die glasierten Scherben und andere Funde soll nichts ausgesagt werden, da diese Keramik nicht so sehr im Vordergrund des Interesses steht. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß in den mittelalterlichen Schichten auch Pingsdorfer Scherben gefunden wurden. Sie deuten auf die Handelsbeziehungen unseres Gebietes zum Rheinlande. W. Hübener weist auf die alten Handelswege der mittelalterlichen Kaufleute hin, auf denen die Pingsdorfer Keramik bis in den Saale-mündungsraum gebracht wurde<sup>4</sup>).

Die Untersuchung der Kellergrube auf dem Grundstück von Dr. A. Wiswedel hat ungewöhnlich viele Ergebnisse gehabt. Es wurde ein kaiserzeitlicher Siedlungshorizont gefunden. Damit dürfte der erste Vorstoß zur Lösung der Altersfrage des Dorfes Lichtenberg gemacht sein.

Maßberg äußerte sich 1933 über die Entstehung Oberfredens<sup>5</sup>). Er nahm eine Siedlungsverlegung einer von ihm nachgewiesenen Siedlung im nördlichen Vorlande der Lichtenberge nach Oberfreden hin an. Zeitlich brachte er sie in Zusammenhang mit der Errichtung der Burg Lichtenberg im 12. Jahrhundert. Nun liegt unsere Fundstelle unmittelbar auf der von Maßberg angenommenen Grenze zwischen Ober- und Niederfreden. Die Keramik geht an dieser Stelle aber nur bis ins 12. Jahrhundert zurück. In den Gärten Oberfredens konnte von mir bis heute kein älteres Material aufgefunden werden. In diesem Befund sehe ich deshalb von archäologischer Seite her die Bestätigung der Maßberg'schen Annahme einer Siedlungsverlegung an den Nordhang der Lichtenberge im Zuge der Durchführung eines strategisch-agrarischen Planes der damaligen (welfischen) Grundherrschaft.

Die vielfältigen Ergebnisse der Untersuchung einer Kellergrube in Salzgitter-Lichtenberg mögen nun manchen Heimatfreund erneut zur Suche nach ähnlich reichen Fundstellen anspornen. Unsere Heimaterde birgt noch viele Schätze, die nur zu oft von Unkundigen vernichtet werden. Möge dieses Beispiel bewirken, daß wieder mehr als bisher auch auf zunächst unscheinbar aussehende Aufschlüsse geachtet wird! Zum Schluß möchte ich nicht versäumen, denen auch hier noch einmal herzlich zu danken, die mich bei meiner Arbeit mit Rat und Tat wesentlich gefördert haben, und zwar Herrn Dr.-Ing. Kummer in Salzgitter-Lichtenberg für tätigen Beistand bei der Untersuchung selbst und für sachdienliche Auskünfte, Frau Dr. Maria H o p f von der Forschungsstelle für Geschichte der Kulturpflanzen in Berlin-Dahlem für die Untersuchung des Gefäßinhalts und Herrn Museumsdirektor Dr. Bilzer vom Städtischen Museum in Braunschweig sowie Herrn Prof. Dr. Dexel, dem Leiter der Formsammlung Braunschweig, für Auskünfte über mittelalterliche Keramik.

#### *Literaturnachweis:*

- 1) K. Maßberg, Die Dörfer der Vogtei Groß Denkte, ihre Flurverfassung und Dorfanlage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1930.
- 2) P. Grimm, Die Entwicklung der mittelalterlichen Keramik im nördlichen Harzvorland. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1933, Heft 1.
- 3) Burg Lichtenberg und ihre Ruine. Herausgegeben von dem Verschönerungsverein Burg-Lichtenberg e. V. 1938.
- 4) W. Hübener, Zur Ausbreitung einiger fränkischer Keramikgruppen nach Nord- und Mitteleuropa im 9.—12. Jahrhundert. Archeologia Geographica. Jahrgang 2. Heft 314 Dezember 1951.
- 5) K. Maßberg, Wüstungen bei Lichtenberg. Braunschweigische Heimat Nr. 4. 24. Jahrgang 1933.

## *650 Jahre Vienenburg*

Von Otto Thielemann

Wer Vienenburg nur von der Bahn aus kennt oder von der Bundesstraße 241 her, der sieht nur die neuzeitliche Schale, des Kerns wird er nicht gewahr. Dieser Kern beherrscht die glazialen Uferhöhen am Ostrand der Stadt, wo die Bundesstraße 4 und die Landstraße von Lochtum her in den Ort eintreten. Dort oben im Schatten des mächtigen Burgfrieds, um den sich die Domäne, der Edelhof und burgartige Bauernhöfe gruppieren, dort beginnt die Geschichte Vienenburgs. Denn Vienenburg — das besagt schon der Name — ist ursprünglich nur die Burg, und die Vienenburger haben recht daran getan, den Burgturm, das Zeichen der Herrschaft und des Schutzes, in ihr Stadtwappen zu setzen.

„Vineburch“, „Borch up der Fine“, so heißt die Urzelle der Stadt in den alten Urkunden. „Fine“, das ist ein wässeriges und sumpfiges Gebiet, das Wort ist verwandt mit „Fehn“ im emsländischen Moorgebiet und mit „Venn“ im westrheinischen Schiefergebirge. Die Burg „up der Fine“ ist die Burg „über dem Sumpfe“, dessen Reste noch in der „Knickwiese“ unterhalb der Burg erkennbar sind. Diese sprachliche Form erinnert an Rotenburg ob der Tauber und Chalons sur Marne, es kommt also die Höhenlage der Burg darin zum Ausdruck. Die Vienenburg ist eben keine Wasserburg wie etwa Wiedelah oder Derneburg, sie ist vielmehr eine für unsere Gegend typische Anlage auf hoher glazialer Uferböschung wie die Werla

bei Schladen, die Schwedenschanze bei Hornburg oder der Kanstein bei Langelsheim.

1306 wird der Name „Vineburg“ erstmalig urkundlich erwähnt. Ein Graf von Mansfeld verzichtet in der Urkunde auf Güter des Stiftes Georgenberg in seiner Stadt Schwanebeck. Der Inhalt interessiert hier weniger, wichtig ist, daß das Schreiben in Vienenburg datiert ist und damit diesem Ort einen urkundlich belegten Anfang setzt. Obwohl wir nun über die zurückliegende Zeit Vienenburgs nichts erfahren, läßt das Jahr 1306 doch bestimmte Rückschlüsse zu. Als um 1200, nach dem Tode des Barbarossasohnes Heinrichs VI., der Familienstreit zwischen den Staufern und den Welfen wieder aufbrach und beide Familien einen Kaiser stellten, da baute der welfische Gegenkaiser Otto IV., der Sohn Heinrichs des Löwen, auf der östlichen Harlikuppe eine Burg, sein „Trutz Goslar“ gegen die staufisch gesinnte Kaiserstadt. Unter den Nachfolgern wurde diese Reichsfeste eine welfische Raubburg, und 1291 wird sie im gemeinsamen Vorgehen fast aller benachbarter Bischöfe, Fürsten und Grafen zerstört. Der enge Durchlaß an der Okernase zwischen Harli einerseits und Hoher Straße und Finkenherd andererseits ist nämlich eine ausgesprochene nordsüdliche Verkehrsleite und eine gleichrangige ostwestliche Nahtstelle im Gelände, und diese örtlichen Gegebenheiten forderten die politische Aktivität des Menschen geradezu heraus. Die Gunst der Örtlichkeit veranlaßt vermutlich auch die Sieger von 1291, sich die Chancen dieser Verkehrslage für ihre Zwecke wiederum durch eine Befestigung zu sichern, diesmal auf der gegenseitigen Uferhöhe durch die „Burg up der Fine“. Diese Vienenburg, die gleichzeitig den Wiederaufbau der Harliburg verhindern konnte und auch wohl sollte, ist zunächst einem der beteiligten Sieger zu eigen, den Grafen von Wernigerode, die dann bald — 1323 — vom Kaiser Ludwig d. Bayern das einträgliche Zollregal an dieser verkehrsreichen Stätte erwerben.

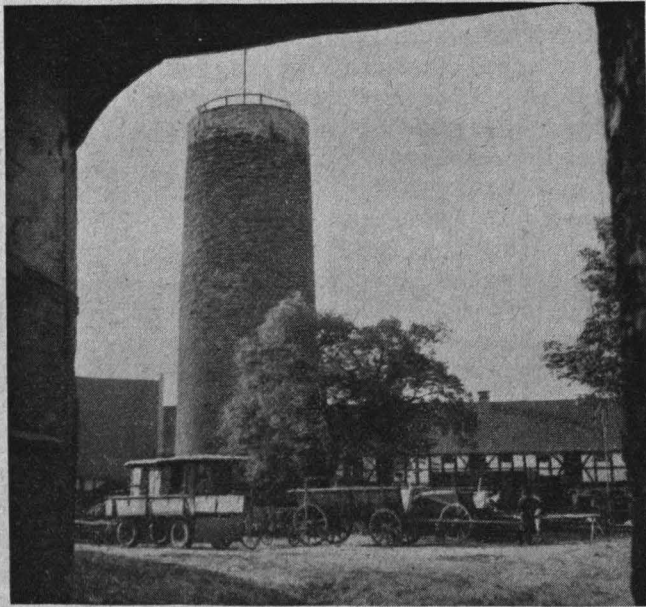
Die Geschichte dieser Grenzburg, die bald schon — 1367 — in den Besitz der Hildesheimer Bischöfe kommt, später aber noch einmal die Herrschaft wechselt und mehrfach verpfändet wird, ist ein getreues Spiegelbild der Eifersüchteleien und kriegesischen Verwicklungen zwischen den angrenzenden landesherrlichen, bischöflichen und städtischen Konkurrenten. Es geht um das Mein und Dein, die Zolleinkünfte, die Rechte, Nutzungen, Dienste und Beden, für die die Pfandinhaber ihren festen Platz im militärischen Spiel wie auch in räuberischer Entartung einsetzen. Unter diesen und ihren Castellanen und Advokaten finden wir fast alle heimischen Adelsgeschlechter, die v. Dorstadt, v. Saldern, v. Schwicheldt, v. Wallmoden und v. der Helle.

Mit einer Urkunde des Klosters Stötterlingeburg vom Jahre 1402 gewinnen wir nun den Schritt von der Burggeschichte in die Ortsgeschichte Vienenburgs. Es ist die Beurkundung über die Gründung einer Kapelle in der Vorburg des bischöflich Hildesheimischen Schlosses Vienenburg. Sie lautet: „Van godes gnaden we Johan bischop tho Hildensem bekennet unde dot witlik, dat we sin eyn geworden mit Bertolde, perner tho Lütteken Lochen, also, dat her Wolter und Bernd, edlen van Dorstadt, hebbet van unser weghene ghebuwet unde ghedeckt eyne capellen und eynen altar in de vorborch in unse unde unses stichtes sclot tho der Vynenborch mit des vorgenannten perners willen und vullborde. Unde de vorbenomde capelle unde altar schullet horen in de parkerken tho Lutteken Lochen in geystliker achte und sake unde en schullet den vorbenomden perner und sine nakome-



linge nicht krenken in alle sinen geystlike rechte, also dat de vorgenomten capelle und altar schullet sin eyndochter der parkerken tho Lutteken Lochten, also dat van alder wente henta ghewesen heft“.

Was besagt diese Urkunde? Da ist eine alte Mutterkirche in Kl.-Lochtum, einem Ausbauerdorf zwischen Vienenburg und Lochtum. Dorthin gehören auch die Gläubigen der Vienenburg zur kirchlichen Versorgung. Warum wird nun 1402 auf der Vienenburg eine Tochterkapelle eingerichtet? Wenige Jahre später heißt es bereits, daß die meisten Besitzer von Kl.-Lochtum in Vienenburg wohnen, und auch der Pfarrer ist jetzt „perner von der Vinenborch unde lutteken Lochten“. Was ist hier vorgegangen? Diese Frage führt uns auf einen bedeutsamen Prozeß in der



Alter Burgturm auf der Domäne Vienenburg

Aufn. Rieger

Entstehungsgeschichte Vienenburgs wie in der Siedlungsgeschichte des deutschen Volkes überhaupt. In den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, also gegen und um 1000, hat unser Volk eine innerkolonialisatorische Leistung größten Ausmaßes vollbracht, das ist die Rodung. Aber bei diesem Rodungsprozeß hatte man sich und das Land überfordert. Die Bewegung wird rückläufig, beschleunigt durch den politischen Niedergang im Reiche und den Verfall seiner Institutionen, besonders im Rechtswesen. Die ewigen Händel der großen und kleinen Herren gehen auf Kosten der schutzlosen Bauern im offenen Land, die Welt ist im kleinen so unsicher geworden wie heute im großen. Und diese ständige Gefahr für Leib und Leben treibt die schutzlosen Menschen aus ihren offenen Siedlungen in den Mauer-schutz der festen Burgen und Städte. Das ist die Geburtsstunde Vienenburgs als Wohnort. Die Sterbeglocken der vielen Rodedörfer ringsum — es sind etwa ein Dutzend — läuten das junge Leben des neuen Großdorfes Vienenburg ein.



Bauern kommen aus diesen Wüstungen nach Vienenburg, und so entsteht „unter dem Amte“, „in den Teichen“ und „an der Muckeburg“ das Bauerndorf Vienenburg, das sogenannte „Oberdorf“, das an der Radau und nicht an der Oker liegt. Hier oben um die Domäne wittert und wispert noch das alte bäuerliche Vienenburg, das z. Z. des Alten Fritzen neben Domäne und Edelhof 4 Ackerleute, 4 Halbspanner, 34 Kothsassen und 18 Brinksitzer umfaßte. Noch vor 100 Jahren heißt es: „Vienenburg ist ein Pfarrdorf im Amte Wöltingerode an der Radau“. Kamp- und Moltkestraße waren damals noch Weiden, und an der Kaiserstraße, der jetzigen Hauptstraße standen ganze 4 Häuser. Die historischen Begebenheiten dieser ersten Jahrhunderte, die Ereignisse zur Stiftsfehde um 1520, während der Reformationszeit, im 30jährigen Kriege und zur Franzosenzeit, ändern im ganzen wenig an der einerseits obrigkeitlichen, andererseits bäuerlichen Struktur des Dorfes. Zwei Hinweise mögen die ständisch gegliederte Welt und das soziale Lebensgefüge dieser burgübertagten Siedlung kurz anleuchten: Da heißt vor dem östlichen Burgtore noch heute eine Flur „Die Kaakbreite“. Hier stand einstmal als Zeuge mittelalterlicher Rechtsprechung der „Kaak“, ein Rechtswahrzeichen in Form einer Gerichtssäule. Und da heißt es 1795 in einer Vienenburger Eingabe an das Hochstift Hildesheim: „Wo ist wohl ein Bauer, der sich vor dem Amte nicht fürchtet!“ Im Ausgang des 30jährigen Krieges wird Vienenburg ein bischöflich Hildesheimisches Amt mit einem Drost an der Spitze der Verwaltung und einem Amtmann zur Führung des Gutsbetriebes. Als 1815 die hannoverschen Ämter neu geordnet werden, wird Wiedelah dem Amte Vienenburg zugeschlagen. 1831 kommt noch das Amt Schladen hinzu, und die vereinigten drei Ämter führen fortan die Bezeichnung Amt Wöltingerode. 1866 werden Vienenburg und Liebenburg zum Kreise Liebenburg zusammengefaßt, der seit 1884 die Bezeichnung Kreis Goslar führt, zu dem nun Vienenburg seither gehört.

Bei all diesen Veränderungen blieb aber der patriarchalische Lebens- und Rechtszustand bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestehen. Das Dasein ordnete sich nach den Normen einer festgefügtten Welt, die durch solche mehr administrativen Umstellungen wenig erschüttert wurde. Auch die konfessionellen Gegensätze hatten an Härte verloren. Als Vienenburg 1826 seine katholische Kirche einweihte, beteiligten sich die Angehörigen beider Konfessionen an den Gaben und an der Ausschmückung der Kirche, und im zeitgenössischen Bericht heißt es: „Im herzlichsten Einklange wurden von den Einwohnern beiderlei Konfessionen, welche ein Herz und eine Seele waren, sowohl evangelische Gesänge als auch das katholische Te Deum angestimmt.“ Es scheint auch, daß man die Geruhsamkeit der „guten alten Zeit“ noch erst recht ausgekostet hat, ehe sie von einer neuen Zeitenwelle rastloser Betriebsamkeit verschleucht wurde. Auch in Vienenburg zog nach der Unruhe der Napoleonischen Kriege und der Verbitterung der Demagogenjahre eine recht romantische Lebensstimmung ein. Der Klosterförster Ahrens in Wöltingerode hatte eine zeitgemäße Idee. Aus Sammlungen in den umliegenden Orten erneuerte er den Harlitzurm, der in seinen Fundamenten von dem Klosterpächter Jacobsen aus der westfälischen Zeit stammt. Der Turm erhielt ein zweites Stockwerk, später kam eine Kegelbahn und ein Zelt mit Ausschank dazu. Ahrens und seine Söhne bewirtschafteten die Gaststätte. Es bildete sich ein „Gesellschaftsklub Vienenburg“. Zu seinen Honorationen zählten der reitende Förster Crone in Wiedelah und aus Vienenburg der Apotheker Jäger, Amtmann Kammlah, Gastwirt Biermann und die Assessoren Böttcher, v. Hoppen-

stedt und v. Wangenheim. Sonntags war billiger Sonntag für alle. Eine Fahnenhissung zeigte an, wenn die Kapelle Wegener aus Goslar spielte, was durchweg alle 14 Tage geschah. Als Ersatz stellten sich die Musiker Breust und Sommer aus Vienenburg zur Verfügung. Dienstags und freitags versammelten sich mehr exklusiv die Mitglieder und Gäste des Klubs. Die Gäste kamen aus Harzburg und Goslar, besonders vom Offizierskorps der Goslarschen Jäger, und einmal sogar aus Amsterdam. Wöltingerode feierte alljährlich sein Gutsfest auf dem Turm. Selbst allerhöchste Herrschaften kehrten ein. König Ernst August von Hannover veranstaltete seine Hofjagden am Harli und kam zur Abschlußfeier auf den Turm. Das waren Sorgen, möchten wir heute denken. Doch es war wie ein Schwanengesang der guten alten Zeit, auf die 1848 der Fröhreif fiel. Bereits 1851 verkaufte Ahrens das Tanzzelt auf Abbruch, bald folgte die Kegelbahn, und aus war es mit Waldlust und Klubvergügen auf dem Harli.

1848 war aber nur das sichtbare Wetterzeichen einer neuen Zeit, die längst im Anmarsch war und nun wie nach einem Dambruch gleich einer unaufhaltsamen Welle das altväterliche Dasein überspülte und ganz besonders auch das Gesicht Vienenburgs von Grund auf veränderte. Die Welt zog sich wieder einmal ein neues Kleid an. Der Menschengestalt hatte eine neue Großtat vollbracht.

Nun wird das Bauerndorf Vienenburg ein Knotenpunkt des Schienenverkehrs, dessen Ausbau in den Jahrzehnten von 1845—1875 mit dem politischen Aufstieg Deutschlands einhergeht und für den stillen Ort eine erste Welle des Aufstiegs bringt. Der zweite, noch kräftigere Anstoß erfolgt dann durch die moderne Industrie, die sowohl den landwirtschaftlichen wie auch den handwerklich-technischen Arbeitssektor des Dorfes völlig umgestaltet. Vienenburg wird Standort für Werke der Nahrungs- und Düngemittel-Industrie, der chemischen Produktion, der maschinellen Fertigung, der Bau- und Baustoff-Firmen und vieler anderer Betriebe. Ganz besonders aber muß der belebende Herzschlag des örtlichen Arbeitspulses hervorgehoben werden, das war die Kaliindustrie. Alle diese Unternehmungen locken Menschen an, bringen Arbeit und Brot und lassen Institute, Verwaltungseinrichtungen, Versorgungsbetriebe und Behörden entstehen.

Vienenburg wächst nun zum betriebsamen Flecken heran, ein ganz neuer Ortsteil entsteht jenseits der Bahn, der Ort liegt nun an der Oker. Es ist ein großartiger Aufstieg, der sich hier gegen die Jahrhundertwende vollzieht. Wer bedenkt heute noch die ersten zaghaften Kindheitsschritte dieser Entwicklung, daß einmal der Bahnhof ein wirklicher Hof war, ein Bauernhof, der die Pferde für den Bahnbetrieb nach Harzburg stellte, daß man für den innerörtlichen Güterverkehr einen Kanal plante, den Schiffgraben, wie heute seine zur Straße gewordene Fluchtlinie heißt. Wer vermag aber auch auszumessen, die Härte der Schicksalsschläge, die in unserer Zeit über diese wirtschaftliche Blüte hereinbrachen mit der Wasserkatastrophe in den Kalischächten am „schwarzen Tage“ Vienenburgs 1930 und mit dem Verlust fast allen Hinterlandes und vieler Absatzgebiete durch die Zonengrenze von 1945. Die Vienenburger haben darüber den Kopf nicht hängen lassen. Als sie des Wandels vom bäuerlichen zum städtischen Lebensstil inne wurden, da haben sie ungebrochenen Mutes ihre rissig gewordene dörfliche Haut abgestreift und sind in die glatten Roben städtischen Zuschnitts geschlüpft. So wurde Vienenburg 1935 Stadt. Und das Unglück der Zonennähe versuchen sie mit aufopferungsvoller Energie zu meistern zum Wohle der einströmenden Flüchtlinge wie auch der ansässigen Wirtschaft.

# *Der Bestand der Stadt Braunschweig an alten Fachwerkhäusern*

(Nachtrag zu Heft 2/1955 dieser Zeitschrift)

Von Rudolf Fricke

Durch ein technisches Versehen bei der zeitlichen Gruppierung der erhalten gebliebenen alten Fachwerkhäuser Braunschweigs ist die Einreihung von Gebäuden der Grundstücke Vor der Burg 8 und Aegidienstraße 8 unterblieben. Auf dem erstgenannten, dem früheren Stift St. Aegidii, befindet sich ein Fachwerkhaus mit doppelt geschlungener Bandwelle und — von einem Anbau des 18. Jahrhunderts größtenteils verdeckt — lateinischer Inschrift. Es gehört dem 16. Jahrhundert an, ebenso die dazugehörigen nahen Stall- und Wirtschaftsgebäude. Ander nördlichen Giebelseite des Hauptgebäudes (und zwischen diesem und anderen Gebäuden gleichsam eingeklemmt) steht noch ein sehr unscheinbares Haus des 15. Jahrhunderts mit Ankerbalkengefüge. Die Wichtigkeit gerade dieser ältesten unserer einheimischen Fachwerkgebäude für die deutschen Hausforschung sei hier nochmals unterstrichen. Solche ohne Zierart und in einfachster Form gehaltenen Häuser können in ihrem Gefüge wertvollste Hinweise auf den noch weitgehend ungeklärten Fachwerkbau des hohen Mittelalters enthalten!

Bei dem Haus Aegidienstraße 8 handelt es sich um das letzte der früher auf dem Grundstück vorhandenen Gebäude. Das vom Bombenkrieg und seinen Folgen arg angeschlagene Haus wird gegenwärtig von seinem Besitzer — so gut es gehen will — wiederhergestellt. Es befindet sich an der hinteren Grundstücksgrenze am Graben neben der alten Aegidienmühle (jetzt Kath.-Apost. Kirche). Sein Obergeschoß ruht wasserseitig auf der Stadtmauer der alten Wiek und ist mit einer bemerkenswerten Inschrift versehen. „DEN WOLEDELL VEHST VND MANHAFFTEN HERRN HANSEN BECMAN DERO CRON UND REICHE SCHWEDEN WOHLBESTALT COMANDANTEN AUFF WOLFFESBURCH ANNO 1642“ ist da zu lesen. Dem Kenner alter Hausinschriften fällt die Widmungsform auf. Bekmann, 1671 letzter Führer der städtischen Streitkräfte, war offenbar von seiten der Stadt auf die Wolfsburg dirigiert worden, um von dort die Sicherung der Warenzüge Braunschweiger Kaufleute in der öden Heide durchführen zu können. Der Aufenthalt auf der Wolfsburg wird damals kaum sehr unterhaltsam gewesen sein. Ihrem Kommandanten die Möglichkeit zu erholsamer „Entspannung“ bei gelegentlichem Besuch seiner Vaterstadt zu geben, könnte der Rat ihm einst dieses Quartier haben errichten lassen. Das Geklapper der Aegidienmühle dürfte dabei kaum gestört haben. Beweise dafür gibt es freilich nicht. ...

## *Der Lehrer Teich*

Von Otto Hahne

Die erwerbstätigen Mönche des im Jahre 1142 gegründeten Zisterzienser Klosters Riddagshausen waren von Anfang an darauf bedacht, sich für die Freitage jeder Woche und die sechswöchige Fastenzeit vor Ostern die genügende Menge Fische als Fleischersatz zu sichern. Den von ihnen nicht benötigten Überschuß verkauften sie, was bei dem großen Bedarf der reichen Hansestadt Braunschweig auch niemals auf Schwierigkeiten gestoßen sein dürfte. Außerdem daß sie bedeutende Fischereirechte an verschiedenen Stellen in der Schunter und Aller

allmählich erwarben, haben sie jedenfalls schon kurz nach der Gründung des Klosters damit begonnen, die vielen Fischteiche um Riddagshausen selbst durch Errichten von Staudämmen und Ausnehmen des Teichgrundes dahinter künstlich zu schaffen. Darüber hinaus haben sie augenscheinlich erfolgreich danach gestrebt, in nicht allzu weiter Entfernung von ihrem Kloster kleinere und größere bereits vorhandene Teiche und die Dowesee bei Braunschweig in ihren Besitz zu bringen.

Im Jahre 1335 kauften sie unter Barzahlung von 100 Mark reinen braunschweigischen Silbers und zur Entschädigung für verbrannte Gebäude und verwüstete Saaten ihres Klostersgutes Offleben, das durch herzogliche Söldner überfallen worden war, von den Herzögen Otto und Magnus, auch Ernst Gebrüdern den Fischteich neben dem Hain *Lerewolt*, der *Leredich* benannt wurde, mit der ausdrücklichen Gerechtigkeit, daß sie im vorgenannten Walde Leerwoldt zur Erhaltung, Verbesserung und Erneuerung des Bodens und des Dammes, ja zu jeglicher Notdurft des vorgenannten Fischteiches Holz hauen und wegfahren lassen dürften, wie man es für nötig finden würde. Das ist ein sehr weitreichendes Recht des Käufers, das zugleich erkennen läßt, daß eine geregelte Bewirtschaftung der herzoglichen Forst damals noch keineswegs eingerichtet war. Die Mönche sollten diesen Teich mit allem Nutzen und Eigentum, wie ihn die Herzöge und ihre Voreltern bisher besessen hatten, in Ewigkeit in Frieden und Ruhe genießen und die schuldige und feste Warandia ausüben.

Zugleich erwarben sie zwei Fischweiden, gelegen in *Velten* (= Veltenhof) und *Honrode* oberhalb der Oker (= Wüstung bei Walle) neben der Stadt Braunschweig für 50 Mark reinen Silbers.

In dem von Herzog Julius von Wolfenbüttel und Wilhelm dem Jüngeren von Lüneburg im Jahre 1571 errichteten Receß von Diderse wurde für billig erachtet und bestätigt, „daß der Abt zu Riddagshausen zur Besserung der Lehrbrücken und des Dammes am Leerteich nothdürftig Holz aus dem Lehrwald hinfüro billig zu gebrauchen habe, auch daß er, wenn er Holz zu den Brücken und dem Damme bedarf, es dem Amtmann zum Campe zuvor anzeige, daß es ihm ausgewiesen werde.“ Durch diese Abänderung wird deutlich, wie die staatlich geregelte Forstwirtschaft an Macht und Wirkung zugenommen hat. Nicht mehr beliebig an Umfang darf fortan das Kloster an den ihm passenden Stellen die gewünschten Bäume hauen, sondern sie werden ihm beschränkt zugewiesen. Danach verfuhr man im Jahre 1604, als die Schleuse repariert, wie auch ein Grundbaum gelegt wurde, und wies das Holz an, „obwohl in denen mit der Stadt Braunschweig entstandenen unruhigen Händeln der Leerwoldt mehrenteils verwüstet wurde.“

Auf Grund seiner Rechte an dem ungeteilten Lehrer Wold wehrte sich auch das Kloster dagegen, daß vom Amte Campen ein Stück in Zuschlag genommen wurde, und bat den Herzog, „dero höchstgepriesener Gemütsbilligkeit nach“ es in seinem Rechte zu schützen: „deen seit 1571 sei derselbe Teich nun fast baufällig worden, daß daran mit Holz und Erde genugsam zu bessern und bauen sei“.

Nachdem die Reformation im Kloster durchgeführt und der Mönchskonvent aufgehoben war, brauchte man selbst nicht mehr die Fische so nötig. Die weiter abgelegenen Teiche wurden daher verpachtet, so der Lehrer Teich seit 1646 für jährlich 25 Reichstaler, seit 1665 für 10 Reichstaler an den Amtmann von Campen. Die Pacht war verringert, weil der Teich erschreckend schnell verlandete. Der Amtmann klagte daher, daß ihm die Fische unter dem Eise gedämpft seien, daß ferner die Lehrischen Bauern mit Bleiangeln und auf andere Weise des Fischfangs ihn

ziemlich bestohlen hätten. Der Teich, der übrigens ursprünglich einmal zur Feldmark des wüstgewordenen und mit der Domäne Campen vereinigten Dorfes Kattendorf gehörte, sei auch sehr verlandet und verschlammt, voller Mudde und Risch. Daher machte der Amtmann Schaden bei der Pachtung, fischte ihn nochmals gründlich aus und gab ihn dem Kloster zurück.

Im Jahre 1588 wurden vom Amte Campen 200 Bäume zu Pfahlhölzern abgegeben und die dortigen, von Lehrer Bauern angepflanzten Saalweiden abgehauen. Die Bauern des Klosterdorfes Hondelage mußten sie nach Ausweisung durch den Förster, die einige Tage wegen des Regenwetters verschoben werden mußte, fällen und abfahren. Die Unkosten zur Erhaltung des Teiches waren also recht beträchtlich. Außerdem erhielt der Maurer im Jahre 1669 für Bauten an der Lehrbrücke 55 Thaler, der Zimmermann 23 Thaler. Für die Schleuse wurden 46 Thaler ausgegeben.

Im Jahre 1604 beschwerten sich die Lehrer Bauern, weil „der Schlüß- oder Ausflußbaum“ zum merklichen Schaden ihrer Äcker und oberhalb des Teiches liegenden Wiesen höher gelegt sei, verglichen sich aber mit dem Kloster auf einem Augenscheinsternin, weil sie einsehen mußten, daß nach uraltem und hergebrachtem Gebrauch der Klosterabt dem Zimmermann nur befohlen hatte, aus Erheischen der Notdurft des Teiches und der Dämme bei Legung des Baumes so zu verfahren, daß niemand mit Fug sich darüber zu beschweren haben möchte . . . Es wurde jedoch an dem Grundbaume etwas abgehobelt.

Der Herzogliche Kanzler Philipp Ludwig Probst von Wendhausen machte im Jahre 1685 dem Kloster das Anerbieten, den Lehrer Teich von 50 Morgen Größe gegen eine von ihm erbaute Windmühle in Meerdorf, wo es hiebevorn an einer Mühle ermangelt habe, einzutauschen. Zunächst wollte aber der damalige Klosterabt den Teich nur auf 40-50 Jahre dem Kanzler verschreiben, der dazu noch die Verpflichtung für die Brücke und Schleuse übernehmen müsse, auch wohl den Teich der sehr niedrig liege und zum wenigsten alle 50 Jahre einmal ausgebracht werden sollte, einmal gründlich ausmachen lassen müsse. Dem Kanzler lag gerade sehr viel an diesem Teiche, weil er nahe an seinem Gute Wendhausen belegen war und er den Teich gelegentlich hinwieder zu einem nutzbaren Stande zu bringen verneinet. — So ging der Teich tatsächlich durch Tausch in den Besitz des Kanzlers und seiner Familie über. Das Kloster machte aber dabei ein recht gutes Geschäft, denn der Lehrer Teich brachte damals nur 10 Taler jährlich ein, jene Mühle bei Meerdorf jedoch 60 Taler Erbenzins. \*)

Nach der Geometrischen Beschreibung des Amtes Campen von 1740 *„liegt der große neue, auch Leere Teich auf dem Lehrer Wold, ist mit einem Graben, wovon aber fast nichts mehr zu sehen, umgeben, hat am vordersten Damm eine große und kleine Schleuse nebst zwei Grundzapfen und an dem untersten sogenannten Steindamm eine neue Schleuse, hält im Spiegel 115 M. 111 R. Er kann mit 350 Schock Karpfen besetzt werden.“*

In der Separation wurde 1850 der Teich zu Äckern und Wiesen gemacht, die nach der Aufteilung der staatlichen Domäne Campen an Lehrer Bauern als Eigentum abgegeben wurden. Getreidefelder, Kartoffelstücke und grüne Wiesen breiten sich dort heute aus, wo einst Fische für die Mönche der Abtei Riddaghausen gezüchtet wurden.

\*) Staatsarchiv Wolfenbüttel: Domäne Wendhausen rot Nr. 24.

## Vorsfelde

Gestaltwandel einer Landschaft von 1750 bis 1950

Von Erich Sander

Wo die Lüneburger Heide mit ihrem südöstlichen Ausläufer, dem „Werder“, an die Aller stößt, da fallen die flachen Sandhügel der Werderlandschaft ab in ein breites Urstromtal. Zugleich drängen von Süden her die letzten Bergwellen des nördlichen Harzvorlandes heran an diese nacheiszeitliche Niederung, die noch im 18. Jahrhundert vom unwegsamen Sumpfwald des Drömlings erfüllt war. Von dessen Westrande nähern sich die Kalkberge des Harzvorlandes und die Sandhügel des Werders bis 1,5 km. Sie lassen also eine verhältnismäßig schmale Talrinne zwischen sich frei; die von der Aller gesammelten Drömlingswässer strömen hier ab, westwärts zur Weser hin. An diese schmale Stelle ist das Schicksal des Städtchens Vorsfelde geknüpft.

Mitten in jener Einschnürungsmulde, und zwar am südlichen Allerufer, erfolgte die erste Anlage des Ortes. Wann? — das weiß keine Chronik mehr zu melden, vermutlich aber noch vor der Wendenzeit (6. bis 10. Jahrhundert). Denn schon von alters her lief ein vielbegangener Handelsweg hier von Nord nach Süd hindurch, der an dieser Stelle die Aller kreuzte. Seit Ausgang des 10. Jahrhunderts wurden die Wenden wieder zurückgetrieben durch deutsche Siedlerscharen. Ja, sogar die Siedlung selber wurde verlegt, einige hundert Meter weiter nördlich auf die jenseitige Allerufer hinüber.

In der Folge hat zäher Fleiß deutscher Bauern, Handwerker und Kaufleute aus naturhafter Wildnis voll Sumpf und Sand einen wohlgeordneten und wohlgenutzten Lebensraum gemacht.

### *Die Flur um 1750*

Unserer Abbildung 1 liegt der vom Landmesser F. H. A. Penther i. J. 1761 aufgenommene Feldriß zugrunde (Maßstab 1:4000). Darin wird die Raumeinteilung festgehalten, die vom Mittelalter her treu überliefert war und auch um 1750 noch galt, also: Lage und Größe der Siedlung, die Flurnutzung und das Wegenetz. Die gesamte Gemarkung umfaßte damals 1239 ha, sie gliederte sich in die „Flur“ (= privateigenes Wirtschaftsland der Ortsgemeinschaft) von 1181 ha und in „Varia“ (= Siedlung, Gewässer, Straßen und Wege, Od- und Unland) von zusammen 58 ha.

Die erste Gruppe der Flurnamen kündigt von der Ortslage selber. Vorsfelde lag ursprünglich — im Gegensatz zum heutigen Ort — auf dem linken südlichen Allerufer. Das bekunden zweifelsfrei folgende Flurnamen: der „Hopfengarten im Burgwall“ ostwärts des Allerüberganges (Ziffer 1), die sogenannte „Kleine Burg“ westlich davon (2), das Grundwort „Breite“ in allen Flurstücken der gleich südlich gelegenen „Vogelsangs-Kämpfe“ (3). Dieses Grundwort bezeichnet nämlich altes Herrenland. Und die benachbarten Aller-Orte „Öbisfelde“ (flußaufwärts) und „Stellfelde“ (flußabwärts), so muß auch „Vorsfelde“ ein karolingischer Forstwart-sitz gewesen sein, auf waldfreiem Gelände (das bedeutet das Grundwort „-felde“) aus strategischen Gründen (Abwehr der damals andrängenden Slawen!) angelegt, und zwar gerade an diesem günstigen Platze, wo eine Durch- oder Überfahrt des hier engen Allertales seit alters möglich war (urkundlich noch i. J. 1145 „Varesfelt“). Unmittelbar am Süden des Allerüberganges hat die eigentliche

„Urzelle“ Vorsfeldes gelegen, denn von der Stätte dieser allerersten, ältesten Ansiedlung zeugt noch heute der Flurname des 10 Morgen 86 Quadratruten großen Angers „Die alte Statt“ (4). Diese Ursiedlung wie auch der Allerübergang selber kamen dann unter den Schutz der beiden Burgbefestigungen, die sicherlich erst im 9. Jahrhundert errichtet wurden. Diese Altsiedlung und ihre Ackerflur waren rings umgeben von „Wiesen“ (5) für den Grasschnitt, von „Anger“ (6) als Dauerweide fürs Vieh und noch weiter nach Südost hinaus von wilder „Heide“ (7). Bauliche Zeugen jenes Ur-Vorsfelde gibt es heute nicht mehr, die letzten Spuren davon waren Steinblöcke aus der Grundmauer der alten Burg, die im Laufe der Zeit bei modernen Privatbauten verwandt worden sind.

Aus einer zweiten Gruppe von Flurnamen schimmert dann die ganz andere Struktur des „jüngeren“ Vorsfelde hervor, aus dem sich das heutige Städtchen

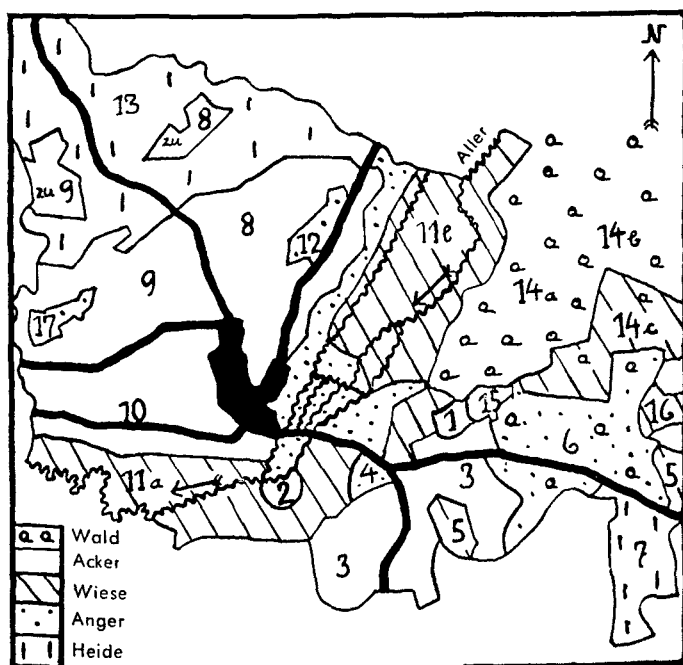


Abb. 1:  
Die Vorsfelder Flur um 1750

entwickelt hat. Es wurde, höchstwahrscheinlich nach der Zurückdrängung der Slawen etwa im 10./11. Jahrhundert, auf dem jenseitigen, nördlichen, also dem rechten Allerufer gebaut. Hier muß es — im Schutz des „Alten Hauses“ (= Nachfolgerin der früheren Burg vom linken Ufer) — zunächst die bekannte germanische Dreifelder-Wirtschaft gegeben haben, die aber im 18. Jahrhundert schon nicht mehr geübt wurde. Nur die Flureinteilung zeugte noch davon: 1. das „Wendschotter Feld“ mit 6 Gewannen (8) — 2. das „Brackstedter Feld“ mit 6 Gewannen (9) — 3. das „Wolfsburgische Feld“ mit 3 Gewannen (10). Ebenfalls hat es Allmende (= Gemeinschaftsnutzung des Grünlandes) gegeben, worauf Flur- und Straßennamen, wie „Anger auf der Gemeinde“, das „Meintor“ und der Weg „Die Meine“ eindeutig schließen lassen. Auch diese Ortschaft und ihre Feldflur war rings umgeben von wilder „Heide“ (13). Hier wurden vereinzelte, umfriedete Acker-



stücke mit der Zeit hineingerodet. Sie hießen „Kämpfe“: die „Galgen“- , „Haid“- und „Bürgerkämpfe“, der „Dankertschlag“, die „Haidgärten“. Zwischendurch fanden sich restliche naturhafte Fleckchen, wie der „Kranhop“ (= Kranichhorst?), der Anger „Im Eichholz“, die Mulde der „Schwarzkuhlenteiche“, der große „Alte Teich“. Bis auf letzteren wurden alle Sonderflecken ausgelöscht, alle Kämpfe ausgeweitet: eine geschlossene Ackerflur ist hier mit der Zeit entstanden.

Aus noch jüngerer Zeit dürfte die dritte Gruppe von Flurnamen (in der breiten, feuchten Allerniederung) stammen: im Süden der Feldmark etwa die „Moorbreite“ und „Achtenbüttel“, sowie die „Köterwiesen“ (11b), im Osten die „Bruch“- , „Aller“- , „Uhlenhorst“- (14c), „Krons“- , und „Neuen Wiesen“ (14a), dazu der „Krebs“- und der „Heinrichswinkel“, vor allem jedoch die „Alten (und Neuen) Drömlings-Teile“ (14b). „Drömling“, schon im 10. Jahrhundert „thrimining“ benannt, heißt: schwankender Boden (altsächs. „trimman“ = schwellen; mittelhochdt. „tremen“ = schwanken, niederdt. „dremen“). Hier endete der einst 20 000 ha große Drömling, der als Urwald auf Sumpfboden nur im Winter zugänglich und leidlich passierbar war. Noch heute gräbt man bei Vorsfelde unverweste Eichenstümpfe aus dem moorigen Wiesengrunde heraus. Mit der allmählichen Kultivierung dieses Gebietes wurde, so möchte man wohl sagen, „im Frieden eine Provinz gewonnen“, woran der Urheber dieser bekannten Redensart, der Alte Fritz, wesentlich mitbeteiligt war. Und zwar ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der von „Schlenken“ (= wilden Wasserbändern) kreuz und quer durchzogene Drömlingswald abgeholzt und der vor Nässe schwankende Boden anschließend bis in die jüngste Zeit hin entwässert worden. Die Flurnamen o. a. Wiesen erinnern daran. Doch auch schon in früheren Jahrhunderten muß dem Urwald vernichtend zugesetzt worden sein, besonders dem großen Eichenwalde, der von Dannorf (im Osten von Vorsfelde) her über Behrendorf (im 17. Jahrhundert wüst geworden!) bis dicht an Vorsfelde rauschte. Davon künden folgende Flurnamen: die „Große (und Kleine) Rühmwiese“ (von „rümen“ = räumen, lichten, abholzen, s. Ziff. 15), ferner der „Anger in den Hägerbäumen“ („Häger“ = Überhälter, geschonte Einzelbäume für Zwecke der Schweinemast. bzw. Gewinnung von Gerberinde, s. Ziff. 6). Außer dem alten Wald ist dann auch allerwärts die wilde „Heide“ (7 und 13) ausgelöscht, d. h. zu Nutzland umgewandelt worden. Die Entwässerung des Drömlings ist noch heute nicht restlos durchgeführt. Zwar sind im Südteil der Vorsfelder Feldmark bereits Ackerpläne in Nutzung, aber ihre Flurnamen bewahren noch immer das Bild der früheren Sumpf- und Sandflächen: die „Schäfermasch“, die „Kleine Mars-Au“ („Marsch“ = feuchte Wiese), die „Schreiber“- und „Vogelsang-Haide“, „In den Pumpkuhlen“ (= Fruchtkolben des Schilfs), die „Moorkämpfe“. Entwässerungsgräben, Ausbaggerung, Dammkulturen (nach Rimpaus Art) und nicht zuletzt der Mittellandkanal als Abfluß-Sammelrinne sorgen dafür, daß auch weiterhin durch Menschenkraft aus Sumpf und Sand fruchtbarer Kulturboden entsteht und erhalten bleibt.

### *Die Flur um 1950*

Aus der Abbildung 2 tritt uns der Zustand um das Jahr 1950 entgegen. Die Karte geht in der Hauptsache zurück auf die „Grenzzeichnung“, die der Landesökonomie-Kondukteur R. Haerberlein i. J. 1868 anfertigte (Maßstab 1:18 000). Spätere kleine Änderungen an der Süd- und Ostgrenze wurden in unserer

Abbildung berücksichtigt. Die gesamte Gemarkung umfaßt heute 1198 ha, wovon 987,4 ha auf die „Flur“, und 210,6 ha auf außerwirtschaftliche Teile entfallen.

1750 — 33 v. H. Ackerland	(393 ha)	1950 — 62 v. H. Ackerland	(611 ha)
50 v. H. Grünland		35 v. H. Grünland	
Wiesen	(270 ha)	Wiesen	(299 ha)
Heide	(181 ha)	Weide	( 49 ha)
Anger	(128 ha)		
17 v. H. Wald	rd. (200 ha)	3 v. H. Forst	( 29 ha)

Von damals bis heute, in 200 Jahren, sind jedenfalls rd. 330 ha = rd. 1320 Morgen Nutzland dazuerobert worden, indem man aus Sumpf und Sand, aus Waldstücken und Viehtriften, Ängern und Heideland eine einheitliche, große, geschlossene Wirtschaftsflur erschuf. — Eine ebenfalls tiefgreifende Veränderung vollzog sich

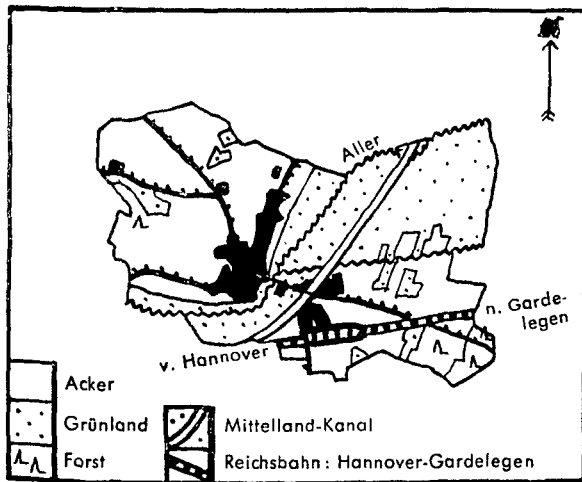


Abb. 2: Die Vorsfelder Flur um 1950

auch bei den außerwirtschaftlichen Gemarkungsteilen. So hat sich der Orts-Baugrund von Vorsfelde von 5,6 ha (1750) auf rd. 26,0 ha (1950), also um das Vierfache vergrößert. Die Gesamtfläche der Gewässer stieg von 16 ha inzwischen auf 52 ha (Vorflutgräben, Mittellandkanal!). Dazu ist ein reichverzweigtes Verkehrsnetz entwickelt worden: wohlbefestigte Landstraßen (darunter der Abschnitt der Reichsstraße 188, der von West nach Ost den Vorsfelder Raum auf 4,5 km Länge durchquert), fahr- oder doch gangbare Feldwege, die Begradigung und Regulierung des Allerlaufs, nicht zuletzt der Mittellandkanal, der auf 3 km Länge unmittelbar an Vorsfelde vorbeiführt. Insgesamt sind die Verkehrswege heute etwa fünfmal länger als diejenigen um 1750. Nur die Öd- und Unlandstellen verkleinerten sich von 10,65 ha auf heute 6,4 ha.

Blickt man näher hinein in die Zustände, dann wandelt sich der erfreuliche Anblick. Denn wenn man im 18. Jahrhundert nur 681 einzelne Eigentümerstücke in der Gesamtfläche unterschied, zählt man heute deren bereits 1854 — also fast dreimal soviel. Zugleich ist die Anzahl der Eigentümer von damals 136 angestiegen auf heute 496, — das ist auf mehr als das 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub>fache! Gewiß, es hat inzwischen die erwähnte Ausweitung des Nutzlandes stattgefunden, aber im ganzen gesehen

hat doch neben zahlenmäßiger Vermehrung der einzelnen Flurstücke in wachsendem Ausmaß eine Verkleinerung derselben um sich gegriffen. Und der Vermessungsplan der heutigen Feldmark (Maßstab 1:18000) erinnert deshalb — mit der schier überreichen Fülle seiner schmalflächigen und zum Teil sehr kurzen Flurstreifen — an das feinmaschige, zierliche Kunstwerk einer Filetstickerei. Diese Veränderung des Flurbildes ist sehr auffällig. Worin liegt sie begründet? Zunächst zweifellos in der Erhöhung der Einwohnerzahl: heute wohnen in Vorsfelde (an ortsansässigen Einwohnern!) beinahe dreimal soviel wie vor 200 Jahren (2300 gegenüber 850!). Diesem Ansteigen der Zahl sowohl der „einheimischen“ Bewohner als der Flureigentümer und der Flurstückszahl jeweils um durchschnittlich 200 Prozent (!) ging nun aber eine Ausweitung der gesamten Ortsnährfläche um nur 21 Prozent parallel. Und dies Mißverhältnis stimmt uns nachdenklich ...

Zwar hat das braunschweigische Landesgesetz betr. die Pertinenz-Qualität (staatliche Führung und Ordnung im Sinne möglicher Bewahrung des privaten Bodeneigentums) bis zu seiner Aufhebung i. J. 1872 viel dazu beigetragen, daß die vorandrängende Zersplitterung des Bodenbesitzes nicht ins Uferlose ging. Immerhin waren bei Abschluß der Separation (Vermessung und Neuteilung der Vorsfelder Flur) i. J. 1861 bereits 1172 einzelne Flurteile vorhanden, davon allein 989 Pläne für Acker- und Wiesenland. Jedoch die Leitsterne des damaligen Zeitalters waren nun einmal „Liberalismus“ und Welthandel. Das überraschend kräftige Wachstum der Bevölkerung (s. o.) liegt dem zugrunde: ein jeder will leben, und jeder beansprucht das gleiche Recht zum Leben wie sein Nachbar. Auswanderung nach Übersee einerseits, Erschließung neuer Existenzbasen (vor allem des „künstlichen Lebensraumes“ in der Form industrieller Beschäftigung) andererseits wurden die hauptsächlichsten Ventile für den damaligen Menschenüberfluß. Zunächst aber und zumeist wirkte allerorten das seelische „Trägheitsmoment“, d. h. der Beharrungsdrang, indem der vorhandene heimische Lebensraum unter die wachsende Menschenzahl aufgeteilt wurde. Hand in Hand damit schritt die Intensivierung der Bodennutzung voran: der Einsatz technischer Lebenshilfen erzielte denn auch unbestreitbar große Erfolge.

Aber das Grundübel schlich weiter: das bäuerliche Grundeigentum zersplitterte mehr und mehr. Immerhin hat sich damals in Vorsfelde das Bild der Gemeinde wesentlich verändert. Mancher ging dazu über, neben seiner ererbten bäuerlichen Kleinwirtschaft eine gewerbliche oder amtliche Tätigkeit auszuüben. Besonders die Branntweinbrennerei bekam gut zu tun. Teilweise war sie im alten Marktflecken vorm Allerübergang bodenständig, teilweise aber auch in Anlehnung ans moderne Zeitgeschehen neu aufgenommen worden. Häufig entspannen sich unter den Zechern derbe Händel, und aus verschiedenen Gründen kam es oft zu Feuersbrünsten. So guckte man denn in den Nachbardörfern am Sonntagnachmittag wohl nach Vorsfelde hinüber und fragte mit Spottschmunzeln: „Na, brennt et denn in Voßfelle noch nich wäer —?!“ —

Infolge von Aus- und Einheiraten sowie beim Wechsel im Erbgang, ferner durch Verkäufe (besonders bei Kinderlosigkeit!) und durch Wohnungswechsel nach auswärts (z. T. „Landflucht“ zur Stadt hin), überhaupt bei der ganzen demographischen Flutbewegung im Deutschen Reiche während der Industrialisierung und bis in die zwanziger Jahre seit 1900 hinein wurde die Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle weiterhin gelockert, z. T. gelöst. In Vorsfelde waren um 1750

von den 136 Grundeigentümern immerhin noch 132 ortsansässig (= 97 Prozent!) und nur 4 auswärtige (davon 1 privater). Heute dagegen wohnen von 496 Eigentümern nur noch 340 am Ort (= 69 Prozent), 95 in der näheren Umgebung (Entfernung bis zu 8 km), darüber hinaus 30 in der weiteren Umgebung (zwischen 8 und 30 km), 16 im weiteren Deutschland, und 2 sogar im fernsten Ausland (Oregon in USA, und Guatemala) ...

Nach alledem dürfte für Vorsfelde eine gründliche „Flurbereinigung“ in der Weise in Betracht kommen, daß viele Splitterstücke jeweils für einen Grundeigentümer zusammengelegt (= verkoppelt) und zahlreiche Bodenpläne mit den Nachbargemeinden ausgetauscht werden, — daß weiterhin Grundeigentum auswärtiger Privatpersonen oder Körperschaften abgelöst wird u. ä.

Das erstrebte Ziel heißt: feste Verankerung der Gemeinde in der angestammten, bzw. (von den Flüchtlingen und Evakuierten) neugewonnenen Heimat, erhöhte Leistung des Einzelnen auf eigenem Grund und Boden.

## Dorfneckereien zwischen Elm und Rieseberg

In der Mundart von Bornum, Kr. Helmstedt, wiedergegeben

von Richard Blume

Dä Lauschen (Lauinger) fäen Sackdrägers tau den Bormeschen (Bornumern), wenn se sich bi'n Roimefoiern dröpen, mail der bormeschen Faurlüe Sackschörten oder growwe Säcke statt 'ner Schörte vorebunnen harren. Öhre Roime kaimen von taien Lehm- und Tonbodden, dä an'n Sterweln un an'n Tü'e festebacket, dä lauschen Roime aver von lichten Sandbodden, wo Sterwel, Tüüch un Hänne nich lau smärich weret. De Bormeschen foiern de Roime darumme mit elmärten Sterwels, mit 'ner Sackschörte vorre un en Schäl um en Hals.

De Lauschen kaimen in epußeten Sterwels, ohne Schörte, mit Slips und Krägen an Halfe nä 'r Fabrike.

Wenn nu de Lauschen de Bormeschen mit »Sackdrägers« oder ok »Bormsche Dickköppe« foppen, raipen de Bormeschen dän Lauschen tau: »Ja Slips un Krägen, aver nist in'n Mägen!« un spelen denn darmidde op dän hungrigen lauschen Sandbodden an.

De Lauschen hett sich all ümmer en betten wat innebild't. Se spröken ok, wenn se nä'n bormeschen Sänger- oder Landwehrfeste kaimen, mehrstens hochdüütsch un nich platt. Sai harren ja ok twai Gefangvoraine. Dä aine was de »Holtschenvorain« mit dän ainfachen Luen, dä andere aver de »Sockenvorain« mit dän vornehmeren Luen: taun wennichsten dachten se, dat se vornehmer wörren. Bi allen Neckerien vorstünnen sich äwer dä baiden Dörper ganz gut tefamme, un Prügeln sünd lau gut wie gar nich vorekomen. De Lauschen wörren ja ok tau nobel tau'n Prügeln, un lai smetten sich nich lau wiet wech.

Anders was dat twüschen Borm un Scheppau. Dä spröken plattdüütsch un derwe mit 'nander, un under Ummestännenn vorstännigen se sich mit der Fuust un mit 'n Knüppel, wenn se sich op 'n Danzbodden nich recht vorstünnen. Dä Bormschen legget: »Schöppausche Gaulemelkers«, mail et då op der Schöppau veel Goife giff, un se foppet de Schöppauschen: »Op Schöppau loppt kain Hund op tau!«, mail de schöppausche Klaiibodden ok nich lau gut is wie de bormsche. Hinder Scheppau is de »Häpütjengegend«.

Dä Schöppauschen, dä et Wäter von bormschen Springen tauoppet, schimpet de Bormschen: »Bormschen Gotenschieters!«

Up Neckerien mit dän Appenrö'schen (Abbenrödern) kann sick kainder recht befinden, bloß dat de Bormschen de Appenrö'schen mit öhrer Utsprake herket, mail le nich wie de Bormschen Appenro', aver Appenru'e segget un ok in andern Wören lau ähnlich spräket wie jüntfiet der Oker.

## AUS DER HEIMATPFLEGE

---

### *Neue Naturschutzmaßnahmen des Landkreises Wolfenbüttel*

Der Landkreis Wolfenbüttel, der sich seit langem durch eine besondere Regsamkeit in der Naturschutzarbeit vor den anderen Land- und Stadtkreisen des Verwaltungsbezirks Braunschweig auszeichnet, hat, teils auf Anregung des Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, Herrn Landwirt Hermann Severit in Schöppenstedt, teils auf Antrag der beteiligten Gemeinden wieder mehrere erhaltenswerte alte Bäume in das Naturdenkmalsbuch des Kreises eintragen lassen und dadurch geschützt. Er veröffentlichte im „Amtsblatt für den Landkreis Wolfenbüttel“ vom 1. August 1955 (6. Jahrg., Nr. 15) folgende

#### *Verordnung zur Sicherstellung von Naturdenkmälern im Landkreis Wolfenbüttel*

Auf Grund der §§ 3, 12 Abs. 1, 13 Abs. 1, 15 und 16 Abs. 1 des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. 6. 1935 (RGBl. I S. 821), des § 7 Abs. 1 und 4 und des § 9 der Durchführungsverordnung vom 31. 10. 1935 (RGBl. I S. 1275) sowie des § 52 der rev. Deutschen Gemeindeordnung wird mit Zustimmung des Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als der Höheren Naturschutzbehörde verordnet:

##### § 1

Die in der nachfolgend abgedruckten Liste aufgeführten Naturdenkmale werden einen Tag nach Bekanntmachung dieser Verordnung in das Naturdenkmalsbuch des Landkreises Wolfenbüttel unter lfd. Nr. 29 bis 32 eingetragen und erhalten damit den Schutz des Reichsnaturschutzgesetzes.

##### § 2

(1) Die Entfernung, Zerstörung oder sonstige Veränderung der Naturdenkmale ist verboten. Unter dieses Verbot fallen alle Maßnahmen, die geeignet sind, die Naturdenkmale oder ihre Umgebung zu schädigen oder zu beeinträchtigen. Als Veränderung eines Baumdenkmals gilt auch das Ausästen, das Abbrechen von Zweigen, das Verletzen des Wurzelwerks oder jede sonstige Störung des Wachstums, soweit es sich nicht um Maßnahmen der Pflege der Naturdenkmale oder um Verhütung einer unmittelbar drohenden Gefahr für die Sicherheit handelt.

(2) Die Besitzer oder Nutzungsberechtigten sind verpflichtet, Schäden oder Mängel an Naturdenkmälern der Naturschutzbehörde zu melden, anderenfalls sie für eintretende Schäden haftbar werden.

##### § 3

Ausnahmen von den Vorschriften des § 2 können von der unterzeichneten Naturschutzbehörde in besonderen Fällen zugelassen werden.

##### § 4

Wer den Bestimmungen des § 2 zuwiderhandelt, wird nach den §§ 21 und 22 des Reichsnaturschutzgesetzes und den §§ 15 und 16 der Durchführungsverordnung bestraft.

§ 5

Diese Verordnung tritt einen Tag nach ihrer Bekanntgabe im Amtsblatt für den Landkreis Wolfenbüttel in Kraft.

Wolfenbüttel, den 15. Juli 1955.

Im Auftrage des Kreistages des Landkreises Wolfenbüttel als Untere Naturschutzbehörde

gez. Kunkel

Landrat

gez. Curt Mast

Kreistagsabgeordneter

**Liste der sichergestellten Naturdenkmale**

Lfd. Nr. im Natur- denkmal- buch	Bezeichnung, Anzahl, Art, Name der Natur- denkmale	Angabe über die Lage der Naturdenkmale			Bezeichnung der mitgeschützten Umgebung, zuge- lassene Nutzung u. a.
		Stadt-, Land-Gemeinde (Ortsbezirk, Gemarkung, Forstamt)	Meßtischblatt 1:25000; Jagen-Nr., Flur-Parzellen-Nr. Eigentümer	Lagebezeichnung nach festen Geländepunkten (Himmelsrichtung, Entfernung u. dgl.)	
29	1 Rüster	Evessen	Jagen 9 Burgberg Forstinteressent- schaft Evessen	30 m vom Burgwall	—
30	1 Linde	Oelber a.w. Wege	Kirchplatz Kirchengemeinde Oelber a.w. Wege	5 m nördlich der Kirche	—
31	1 Kastanie	Sambleben	Parz. Nr. 208 Gem. Sambleben	östlich im Dorf	—
32	1 Linde	Seinstedt	ass Nr. 23 Erna Reimer Seinstedt ass Nr. 22	am Südrand des Hofes	—

Wir danken den verantwortlichen Politikern und Beamten des Landkreises Wolfenbüttel und der Gemeinden Evessen, Oelber, Sambleben und Seinstedt sowie dem Kreisbeauftragten Severit im Namen aller Heimatfreunde für Planung und Ausführung dieser Naturschutzmaßnahmen und hoffen, daß auch die übrigen Land- und Stadtkreise unseres Verwaltungsbezirks sich nunmehr in edlem Wettstreit stärker als bisher der Erhaltung überkommener Landschaftswerte und einer aufbauenden Pflege des Landschaftsbildes unserer Heimat widmen werden. Fl.

**Verfehlte Neubildung von Sagen**

„Sagenwelt des Harzes“ lautet der Titel eines Buches, das Walter Cramm im Jahre 1954 herausgegeben hat (Verlag Giebel & Oehlschläger, Osterode/Harz). Wie die genaue Quellenangabe ausweist, handelt es sich im wesentlichen lediglich um eine Auswahl aus früheren Sagenbüchern. Eine Ausnahme liegt nur insoweit vor, als einige ungedruckte Sagen aufgenommen sind, die der Umgebung von Bad Harzburg und Vienenburg entstammen. Der Verfasser meint dazu in seinem Vorworte, der Volksmund sei eben nicht tot.

Diese Annahme Cramms wird leider nicht bestätigt. Die wenigen neuen Sagen, die er bietet, entsprechen grade nicht dem „Volksmunde“. Es handelt sich keines-

wegs um Erzählungen, die in einer Gemeinschaft von Menschen in Erinnerung an irgendwelche Vorkommnisse oder Vorstellungen aus undenklichen Zeiten umlaufen, sondern um die künstliche Neuschaffung von Geschichten, deren Unwahrheit noch dazu sofort zu erkennen ist, durch einzelne Personen. Ähnliche Schöpfungen kennen wir aus gelehrten Versuchen des 17. und 18. Jahrhunderts, denen es außerdem meist an Humor und gutem Geschmacke fehlt. Ein überaus sinnfälliges Beispiel aus Cramms Buche:

Auf Seite 16 wird (nach Horst Weber) die angebliche Sage von „Elfeneck und Winuwuk“ erzählt. Danach lebte um das Jahr 1000 ein Kaisersohn in Rom. Infolge eines Pöbelaufstandes ging er zu „der deutschen Sibylle, die unter dem Kapitol wohnte“ und bat um Rat. Diese wies mit ihrer Hand in Richtung auf die Alpen und sprach nur ein Wort: „Winuwuk“. Der Kaisersohn zog daraufhin nach Deutschland, verliebte sich am Harzrande bei dem heutigen Elfeneck in eine Waldnymphe und erfuhr von ihr die Erklärung des Wortes Winuwuk: „Weg im Norden und Wissenschaft und Kunst“. (Ähnlich schreckliche Abkürzungen bietet ja die Neuzeit bei Behörden und Organisationen!). Nunmehr wurde der Kaisersohn ein Schüler des kunstsinnigen Bischofs Bernward von Hildesheim, mied als späterer Kaiser Italien und baute sich bei Harzburg „nach morgenländischem Muster“ (!) den Sonnenhof. Hier empfing er im Sommer und Winter die Nymphe, fand aber einen frühen Tod. Die Sage endet mit dem Satze: „Ein Worpsweder Künstler hat in unserer Zeit den Sonnenhof und das Winterhaus Winuwuk wieder aufgebaut.“

Es bedarf keines Wortes, daß diese unwahre Geschichte mit ihren halbgelehrten Anspielungen nicht dem „Volksmunde“ entspricht. Sie ist keine echte Sage, sondern eher eine geschraubte Reklame für eine Gaststätte.

In völliger Verkennung des Begriffs und der Entstehung von Sagen glaubt Cramm ferner ein historisches Ereignis, dessen natürlichen Ablauf im Jahre 1930 zahlreiche Bewohner von Vienenburg mit eigenen Augen gesehen haben, „versagen“ zu können, indem er einige mythologische Figuren auftreten läßt, deren Existenz oder Wirken heutzutage ohnehin nicht mehr in Frage kommen. So erzählt er auf Seite 32 seines Buches (wieder nach Horst Weber u. a.) den „Untergang des Kalibergwerkes im Harly“. Zusammengefaßt heißt es:

Rübezahl habe vom Riesengebirge aus den Wilden Jäger von der Harliburg besucht und sei „auf dem Brockenblick bei Schacht I“ empfangen worden. Dort hätten die beiden „Kalkwein“ gezecht und sich gegenseitig etwas vorgeprahlt. Da hätte der Wilde Jäger den neugierigen Kräuter-August entdeckt und mit dem Fuße aufgestampft. Hierdurch sei eine Wasserader in den Stollen gepreßt. Da der Lauscher sich wie eine Maus habe verstecken wollen, habe Rübezahl mit seinem Wanderstabe „geprokelt“ und dadurch einen Trichter gedreht. Das Wasser stieg dadurch immer höher. Dem August gelang jedoch mit Hilfe von Bergleuten die Flucht nach Schacht III.

Inzwischen „kam der Bergwerksdirektor mit seinem Auto von Schacht II heruntergerast“. Das Auto sank in die Tiefe. Rübezahl hielt jedoch seinen Tannenbaum hin, so daß der Direktor und sein Fahrer daran hochklettern konnten. Bei ihrem Anblick sagte der Berggeist: „I gitte, gitte“ und ließ die Tanne los, so daß sie das Kraterloch verstopfte.

Wenn man diese angebliche Sage unbefangen prüft, so muß man sich fragen, auf wen sie eigentlich Eindruck machen soll, da sie doch offensichtlich wie ein glatter Schwindel wirkt, den man noch nicht einmal als „Jägerlatein“ bezeichnen



kann. Hinzu kommt, daß auch hier die Grenzen des Humors und guten Geschmacks nicht eingehalten sind. Nicht nur, daß der Jargon abstößt und mit der Einfalt einer echten Sage nicht zu vereinbaren ist, erzählt nicht der „Volksmund“, sondern ein Erfinder, der seine reichlich gesuchte Geschichte aus älterem Sagengute zusammengetragen hat. Leider muß aber noch ein Umstand hervorgehoben werden, der gar nicht zu verschweigen ist, weil er eine gewisse Gedankenlosigkeit des Verfassers enthüllt. Der Untergang des Kalibergwerkes war eine schwere Naturkatastrophe, die für Hunderte von Menschen eine jahrelange Erwerbslosigkeit mit sich gebracht hat. Durfte unter diesen Umständen ein Unglück zum Anlaß genommen werden, um daraus eine abgeschmackte Sage zu machen?

An den Haaren herbeigezogen ist eine weitere „Sage von den Teichen bei Vienenburg“ (Seite 23, nach Müller). Obwohl diese sichtbar mit einem typischen Mühlengraben der Radau zusammenhängen, also eine künstlich von Menschen geschaffene Einrichtung sind, läßt Cramm sie durch die Einwirkung des Teufels entstehen, der angeblich Okerwasser ausspuckte.

Die angegebenen Beispiele genügen bereits, um den Ungeist dieser neuzeitlichen Sagen zu kennzeichnen. Im Interesse einer wirklichen Heimatkultur sind diese Entgleisungen auf das Tiefste zu bedauern, da sie geeignet sind, echte und ehrwürdige Überlieferungen lächerlich zu machen. So gern jeder Freund der Heimat bereit sein würde, Versuche zu unterstützen, Sagengut zu überarbeiten, so sind dennoch nur solche Bemühungen anzuerkennen, die der Echtheit und künstlerischen Reife entsprechen. Als gelungener Versuch darf gegenüber dem Fehlschlage Cramms z. B. das treffliche „Harzeberger Fasselabenspeel“ von Dr. Otto Rohkamm in Bad Harzburg bezeichnet werden, dessen Abdruck in der Nummer 2/1954 der Br. Heimat erfolgte.

H. M.

## *Jubiläumsfeier der Stadt Vienenburg*

Die Stadt Vienenburg hat vom 20.—22. August 1955 eine 650-Jahr-Feier begonnen, die sich aus der Tatsache herleitete, daß der Ort seit 20 Jahren Stadt ist und fast gleichzeitig auf ein 650jähriges Bestehen als Gemeinde zurückblicken kann. Unter dem Titel „Vienenburger Schaukasten“ ist eine kleine Festschrift der Stadtverwaltung erschienen (Verlag C. Machill, Vienenburg), die chronikartig einen geschichtlichen Überblick bietet.

Die Hauptveranstaltungen waren ein Heimatabend mit lebenden Bildern aus der Vergangenheit und Gegenwart (Gesamtleitung Günther Rottstahl) und ein großer Festumzug „Früher und heute“. Die große Anteilnahme der Bevölkerung erwies die Berechtigung des Volksfestes. Zugleich hat die Stadtverwaltung die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Ort gelenkt, der in seiner Bedeutung immer mehr am Harzrande hervortritt.

Heimatkundlich wichtig war besonders die Gestaltung des Festzuges. Unter den Gewerben waren nämlich nicht nur die herkömmlichen mittelalterlichen (Bäcker, Schlachter, Brauer usw.) vertreten, sondern besonders stark auch die neuzeitlichen, so Maschinen-, Beton- und Korkfabriken. Auch Ladengeschäfte (Möbel, Fahrräder, Wäsche, Kleider, Uhren, Photo) waren mit Darbietungen vertreten. Kann man schon theoretisch eine Teilnahme der Betriebe der Gegenwart nicht mißbilligen, besonders wenn sie einem Orte das Gepräge geben, so kann sogar

eine Bereicherung des Festbildes vorliegen. Voraussetzung ist allein eine geschmackvolle und interessante Aufmachung. Reklame ist zu vermeiden. Wirklich humoristische Ausnahmen sind zu ertragen.

Der Festzug wurde mit einem erschütternden Symbol beendet. Zwei Männer trugen einen Schlagbaum — das Sinnbild der nahen unnatürlichen Zonengrenze.

H. M.

## *Wiederherstellung der Schill-Gedenkstätte in Braunschweig*

Am 4. September 1955 wurde in Braunschweig das bekannte Schilldenkmal aus dem Jahre 1837 neu geweiht. Angehörige der Kameradschaft des Inf.-Reg. 17 sowie anderer Kameradschaften hatten angeregt, das in dem zweiten Weltkriege stark beschädigte Denkmal wiederherzustellen und gleichzeitig zu einer Gedenkstätte für die Gefallenen der Jahre 1939—1945 zu erweitern. Diesen Gedanken griff die Stadtverwaltung auf und setzte ihn in die Tat um.

Man darf vom heimatkundlichen und künstlerischen Standpunkte aus dankbar anerkennen, daß die Neugestaltung vortrefflich gelungen ist. Jeder Pomp ist vermieden. Gerade die würdige Einfachheit wirkt überzeugend. Die Erweiterung des Zweckes des Denkmals ist zu verantworten, da dem Andenken an Schill und die Seinen nicht nur kein Abbruch geschieht, sondern der Zusammenhang der Generationen im Dienste für die Allgemeinheit unterstrichen wird.

Aus einer ansprechenden kleinen Festschrift mit dem Titel „Gedächtnisstätte 1939—1945 Schilldenkmal“ (Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig) sind die Einzelheiten zur Geschichte der Denkstätte und der soldatischen Tradition in Braunschweig zu entnehmen.

H. M.

## Neues heimatliches Schrifttum

Dennert, Friedrich Geschichte des Brockens und der Brockenreisen. Waisenhaus-Buchdruckerei Braunschweig 1954. 123 Seiten.

Mit Freude begrüßen nicht nur die Mitglieder des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, sondern wohl alle Harzfreunde diese Neuerscheinung, die als Beiheft I der Harzzeitung gedacht ist. Die Geschichte des Brockens und der Brockenreisen wird in zwar sachlicher, doch recht ausführlicher Form behandelt. Der Brocken wird damit erneut in den Blickpunkt der allgemeinen Harzgeschichte gerückt, gibt aber gleichzeitig in seinem Rahmen einen Einblick in die geschichtliche Entwicklung des gesamten Harzgebietes. Dem Verlag sowie dem Harzverein gebührt Dank, daß sie dieses Buch in ansprechender Form herausgebracht haben. Der Text wird unterstützt durch eine Reihe guter Wiedergaben von Kupferstichen, Zeichnungen und Lithographien. Den Abschluß des Textes bildet ein gewissenhaft zusammengestelltes Orts- und Sachregister.

Der Vater Brocken, jener verheißungsvolle König der Harzberge, ist uns durch diese Arbeit wieder ein gutes Stück nähergebracht.

H. A. Schultz

De ole Harmonika. Gedichte von Hinrich Braasch, Hildesheim 1953. August Lax, Verlagsbuchhandlung.

Der ganze Reichtum einer wirklichen Poetenseele, eines im Innersten wahrhaft niederdeutschen Mannes wird uns in diesem Bändchen offenbar. Daß seine Gedichte in sauberem Platt und ebensolchen Reimen gehalten sind, ist jedem, der Hinrich Braasch kennt, eine Selbstverständlichkeit. Schade, daß er dem nördlichen Sprachgebiet Niedersachsens angehört und wir ihn infolgedessen nicht zu den — leider — allzuwenigen zählen dürfen, welche die Mundart unserer sprachlich besonders gefährdeten ostfälischen Heimat dichterisch meistern können. Dennoch dürfte das 58 Seiten starke Werk jedem Freunde niederdeutscher Sprache und Dichtung zu empfehlen sein. Leider wird die hölzerne Umschlagzeichnung dem lebendigen und vielseitigen Inhalt durchaus gerecht.

R. Fricke

*Wir erledigen Ihre bankmäßigen Geldgeschäfte und  
beraten Sie in Kredit- und Vermögensverwaltungs-  
Angelegenheiten*

## **Vereinigung Braunschweigischer Banken und Bankiers**

COMMERZ- UND DISCONTO-BANK  
IN BRAUNSCHWEIG

HAMBURGER KREDITBANK  
IN BRAUNSCHWEIG

GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.,  
BRAUNSCHWEIG

NIEDERSÄCHSISCHE BANK FÜR WIRTSCHAFT  
UND ARBEIT AG, FILIALE BRAUNSCHWEIG

NORDDEUTSCHE BANK IN BRAUNSCHWEIG

C. L. SEELIGER, WOLFENBÜTTEL



# Braunschweigische Heimat



1955

41. Jahrgang · Heft 4

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz  
Verlag E. Appelhaus & Co., Braunschweig

# Inhaltsverzeichnis

Seite

Weihnachtliche Kinderfreuden unserer Heimat vor 150 Jahren. Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 .....	97
Bilder aus dem Braunschweiger Stadtteil Altewiek um 1890. Von Studienrat i. R. Ernst Bode, Braunschweig, Kasernenstraße 24..	103
Die Kultivierung der Moore im Schuntergebiet zwischen Helmstedt und Königsutter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Von Mittelschullehrer Dr. Theodor Müller, Braunschweig, Heinrich- straße 34 .....	107
Ut mine Kinderjähre. Von Pfarrer i. R. Albert Hosenthien, Braunschweig, Hinter Liebfrauen 6	110
Erzählung in der Mundart von Hohegeiß, Kreis Blankenburg. Von Mittelschullehrer i. R. Wilhelm Trute, Hohegeiß .....	114
Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum vom 1. 1. bis 31. 12. 1954. Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Amalienstraße 7 .....	115
Rettet das Braunschweiger Schloß .....	121
Jahresbericht der Niederdeutschen Volksbühne e.V. Von Helene Evers, Braunschweig, Karlstraße 31 .....	123
Bundesverdienstkreuz für Helene Evers. Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 .....	126
Ernst Meinecke zum Gedächtnis. Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2 .....	128

**Beitriffs-Anmeldungen** zum Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz sind an die Geschäftsstelle zu richten. — Alle **Zahlungen** auf Postscheck-Konto Hannover Nr. 440 65 — **Anzeigen-Annahme** nur für die zwei Seiten des Umschlages in der Geschäftsstelle. — **Mit-arbeiter-Beiträge** sind einzusenden nur an den Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6. Jeder Verfasser erhält auf Wunsch von seinen Beiträgen Abzüge. Die Einsender haben die von ihnen vorgebrachten Ansichten selbst zu vertreten. Unsachliche oder persönliche Beiträge werden in der Braunschweigischen Heimat nicht aufgenommen. —

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V.: 1. Vorsitzender: Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig, Wolfenbüttel, Vor dem Gotteslager 8, 2. Vorsitzender: Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5, 3. Vorsitzender: Dr. Alfred Tode, Braunschweig, Seesener Straße 3, Schriftführer: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6, Geschäftsführer: Hans Stolle, Braunschweig, Wolfenbütteler Straße 48, Schatzmeister: Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4a. Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig-Riddagshausen, Stresemannstraße 2, Günther Luchte, Braunschweig, Rosenstraße 16.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

41. Jahrgang

Dezember 1955

Heft 4

## *Weihnachtliche Kinderfreuden unserer Heimat vor 150 Jahren*

Von Werner Flechsig

Wir können uns heute Weihnachten ohne den Weihnachtsbaum mit seinen brennenden Lichtern und seinem silbern und golden glitzernden Behang von Lametta und Glaskugeln ebenso wenig vorstellen, wie einen weihnachtlichen Gabentisch ohne die „süßen“ Teller mit Schokolade in den verschiedensten Formen und bunten Verpackungen, mit Fondants, Pralinen, Marzipan, Schaumringe und anderem Zuckerzeug. Es gab aber eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so sehr fern, da feierte man das Weihnachtsfest ohne alle diese Herrlichkeiten, die uns heute so selbstverständlich erscheinen.

Über die Einführung des Weihnachtsbaumes in unserer engeren Heimat hat Siegfried Hardung in Heft 1/1939 unserer Zeitschrift einige Nachrichten zusammengestellt. Danach ist der lichtergeschmückte Tannenbaum, der erstmalig überhaupt im 16. Jahrhundert im Elsaß bezeugt wird, im Braunschweigischen nicht vor dem 19. Jahrhundert nachzuweisen. Nach Hardung wird eine Weihnachtsbescherung unter dem lichtergeschmückten Tannenbaum in Braunschweig zum ersten Male anläßlich des Besuches des Herzogs Friedrich Wilhelm auf der Weihnachtsfeier des Waisenhauses B. M. V. im Jahre 1814 erwähnt. Es dauerte aber noch mehr als 30 Jahre, bis sich der Weihnachtsbaum in unserer Heimat so allgemein durchgesetzt hatte, daß der „Braunschweiger Kalender“ eine weihnachtliche Bauernstube mit dem Lichterbaume auf dem Gabentisch im Jahre 1853 als typisches Monatsbild für den Dezember zeigen konnte. Ich fand den Weihnachtsbaum in Braunschweig noch einige Jahre vor 1814 erwähnt, und zwar im Jahrgang 1810 der „Braunschweigischen Anzeigen“. Dort empfahl der Bäcker Tolle, Hintern Brüdern, am 22. Dezember „Dicke und Annis-Honigkuchen, kleines buntes Backwerk, auch Herzen an Weihnachtsbäume“. Man kann daraus schließen, daß Weihnachtsbäume damals nicht mehr etwas ganz Neues waren, obwohl sie vorher noch nicht erwähnt wurden. Mit ihnen in Wettbewerb standen aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch Buchsbaumzweige, die früher, wie Hardung feststellte, wohl auch bei uns allgemein als immergrüner Schmuck des Gabentisches zu Weihnachten gedient hatten. Unter den Warenangeboten der Weihnachtszeit in den „Braunschweigischen Anzeigen“ erscheint Buchsbaum nicht nur während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts häufig, sondern wiederholt auch noch in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Ein lichtergeschmücktes Buchsbaumgärtchen kommt als Weihnachtswunsch eines Kindes auch in dem Gedicht „Fritzchen am Weih-



nachtsabend" vor, das der Braunschweiger Jugendschriftsteller J. Campe in seiner Kinderbibliothek veröffentlicht hat.

Über den Schmuck des Weihnachtsbaumes zu Beginn des 19. Jahrhunderts wissen wir außer den schon genannten, wohl aus Honigkuchenteig bestehenden „Herzen“ nichts genaues. In den Jahrgängen 1790—1810 der „Braunschweigischen Anzeigen“, die ich darauf und auf andere ausgesprochene Weihnachtswaren durchgesehen habe, fand ich nur einmal am 20. Dezember 1800 „Aecht vergoldete und versilberte Flittern, erstere das Loth 1 rthr. (= Reichstaler) und letztere das Loth zu 16 mgr. (= Mariengroschen) zu haben bei P. L. Köppe“. Ob dieser Flitterstaat aber als Behang für Weihnachtsbäume bestimmt war, bleibt ungewiß.

Von den Süßigkeiten, die heute zu Weihnachten Augen und Gaumen erfreuen, ist in den „Braunschweigischen Anzeigen“ während der beiden Jahrzehnte vor und nach 1800 noch so gut wie nichts zu finden. Pralinen, Fondants und Schäumringe fehlen gänzlich. „Gesundheitsschokolade“ wird in der ganzen Zeit

nur ein einziges Mal erwähnt, und zwar am 22. Dezember 1792 unter den Feinkostwaren des Kaufmanns Weddy auf der Hagenbrücke. Dabei handelte es sich aber wahrscheinlich nur um Schokoladenpulver für Getränke, nicht aber um Tafeln oder gar figürlich geformte Schokolade, wie wir sie heute kennen. Einen Vorrat von „Zuckerbildern, Marzipanen und dergleichen“ empfahl am 19. Dezember 1810 zum ersten Male in Braunschweig ein „Schweizerkonditor“ Banzer, der sein Lager im Hause Zum Stern am Kohlmarkt hatte. Er war überhaupt der erste,



Braunschweigische Bauernweihnacht  
(Dezemberbild im Braunschweiger Kalender 1853)

der in den „Braunschweigischen Anzeigen“ Konditorwaren feilbot.

Es ist damit allerdings nicht gesagt, daß Konditorwaren im allgemeinen und Marzipan und „Zuckerbilder“ im besonderen in unserer Stadt vorher noch nicht bekannt waren. Auch Honigkuchen, der in Braunschweig bereits seit 1439 reich bezeugt ist und von C. Ph. Ribbentrop 1796 unter den wichtigsten Ausfuhrsgütern der Stadt genannt wurde, erscheint ebenso wie „kleines buntes Backwerk“ (wohl die noch heute beliebten Figuren mit rotem und weißem Zuckerguß) in den „Anzeigen“ nicht vor 1808, Aniskuchen und Pfeffernüsse sogar noch zwei Jahre später. Erst in diesen Jahren erwachte offenbar das Interesse der Braunschweiger Handwerker daran, für ihre Erzeugnisse auch im amtlichen Intelligenzblatt und nicht nur, wie bisher, an der „Stätte der eigenen Leistung“ zu werben. Diese wachsende Einsicht in der Notwendigkeit und den Nutzen der gedruckten

Geschäftsanzeigen spiegelt sich in dem zunehmenden Umfange der Verkaufsangebote in den „Braunschweigischen Anzeigen“ wider. Nahmen sie am 22. Dezember 1790 nur zweieinhalb Spalten ein, so stiegen sie 10 Jahre später auf viereinhalb, 20 Jahre später auf acht Spalten an.

Aus diesem Grunde dürfen wir auch aus den spärlichen Erwähnungen von Kinderspielzeug in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts nicht folgern, daß der Spielwarenumsatz damals zu Weihnachten noch keine nennenswerte Bedeutung gehabt habe. Anfangs wird noch nicht deutlich unterschieden zwischen Kinderspielzeug und Unterhaltungsspielen für Erwachsene. So finden wir in einer Anzeige des Buchbinders Voigt auf dem Bohlwege am 22. Dezember 1790 „verschiedene Ergötzlichkeiten, zur Weihnachtsfeier bestimmt, als leblose Fische, Gänse, Enten, Schwäne, Meersyrenen, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und gefangen oder herausgelockt werden können, ferner zeitvertreibende Spiele für muntere Gesellschaftsstunden, dabei Pandora-Büchsen neben neuen Frag- und Antwortkarten samt Vexierwürfeln.“ Ausdrücklich „zum Vergnügen und Unterricht für die Jugend“ empfiehlt 1791 Buchbinder Flache in der Schuhstraße „geographische Kartenspiele“. Wieder ein Jahr später brachte der Glasermeister Beyer auf der Langen Straße zum ersten Male einen Hinweis auf „verschiedene Kuckkasten“, die schlichteren Vorläufer der anspruchsvolleren, später so beliebten Camera obscura und Laterne magica. Im Jahre 1797 gab es im Hause Nr. 2752 auf dem Meinhardshofe „wiederum von allen Sorten kleinen eisern Spielzeuge, auch allerlei Küchengeräthschaften für Kinder zum Weihnachtsgeschenk“ zu kaufen.

Ein Jahr später pries der Hofbuchbinder Voigt neben anderen artigen „Ergötzlichkeiten für Kinder“ zum ersten Male auch „magnetische und optische Sachen“ an. Damit beginnt das erwachende Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik auch in das Kinderzimmer einzuziehen, das fortan die Jugend in immer stärkeren Maße in ihren Bann schlug. Die alte Zeit mit dem biedereren unbeweglichen Holzspielzeug, dessen Formen für Pferd und Wagen, Mensch und Haus vielleicht seit Jahrhunderten unverändert geblieben waren, behauptete zwar weiterhin noch lange seinen Stand. So bietet am 18. Dezember 1802 der „Krahmnädler“ Friedrich Pape auf dem Hagenmarkte „allerlei Sorten hölzerne Spielsachen“ an. Vier Druckzeilen weiter aber rühmt der „Mechanikus“ Karl Heuer, der auf der Hagenbrücke beim Korbmachermeister Plagge wohnte, sein ganz anders geartetes Warenlager voll neuer Überraschungen. Es heißt dort: „Für das nächste Weihnachtsfest habe ich außer meinen gewöhnlichen mechanischen Arbeiten, als Elektrisirmaschinen, Elektrische Lampen, Voltaische Säulen etc. auch folgende zu Weihnachtsgeschenken für Kinder sehr paßliche Sachen, Reißzeuge, Optische Kasten, magnetische Spiegel, Elekteofore, Springbrunnen und viele dergleichen nützliche und unterhaltende Sachen.“ Ein Jahr später, am 17. Dezember 1803, gab es bei ihm außer den schon 1802 genannten Dingen auch ein „großes mechanisches Zauberkabinett, mit selbigem können wohl an 18 verschiedene Stücke gemacht werden“.

Neben Heuer, der sich schon durch seine Berufsbezeichnung als Vertreter des neuen Zeitgeistes zu erkennen gibt, suchen sich die zünftigen Vertreter der alten Handwerkszweige im Wettbewerb zu behaupten. In der gleichen Nummer vom 17. Dezember 1803 empfehlen der Krahmnädler Pape „allerlei Sorten fein lackierter

Puppenköpfe nebst Armen" neben seinen hölzernen Spielsachen, der Zeugschmiedemeister Kahnt auf dem Meinhardshofe „alle Sorten eisern Spielzeug, Küchen- und Gartengeräth für Kinder" und der Maler Joh. Benjamin Görtz im Hause 133 auf der Schützenstraße als ganz „moderne" Weihnachtsgeschenke für Kinder „Panorama, Theater, Kauf- und Putzläden, Tempels, Häuser und dergleichen".

Woher ein Teil dieses neuartigen Spielzeugs kam, verrät eine Anzeige der Gebrüder Docagne und Delorme. Sie haben „mehrere Pariser mechanische Spielsachen erhalten, worunter einige Figuren des gefälligen Anzuges, andere Stücke wegen vieler Abwechslung der Bewegungen bemerkenswert sind" (1803).

Eine „Laterne magica" wird zum ersten Male neben einem optischen Kasten und einer Drehorgel am 19. Dezember 1804 von Glasermeister Beyer angeboten. Wie dieser hat jetzt aber auch Kramnadler A. Fr. Pape die Zeichen der Zeit verstanden und stellt sich auf den gewandelten Geschmack vor allem der wohlhabenderen Kunden um. Dafür ist seine Geschäftsanzeige vom 18. Dezember 1805, die Altes und Neues vereinigt, recht aufschlußreich. Sie nennt: „Allerlei Sorten Papiermaschee-Puppen, Köpfe und Arme, auch Thiere und mehrere dergleichen Artikel von Papiermaschee, allerlei Sorten hölzerne Spielsachen in groben und feinen Sorten als Lustgarten, Städte, Dörfer, Kriegslager mit Zelten, Kanonen und Soldaten, weiße und vermahlte Kegelbretter, vermahlte Schawetische, weiße und vermahlte Häuser und Speicher zum Aufbauen, auch kleine Claviere, auch weiße und vermahlte Tiroler Spielsachen, Küchen und Kaufmannsladen, Optisch- und Strahlen-Küstel, Laterne Magika und magnetische Sachen, auch recht hübsche Sachen von feiner Pappe nach der Natur gemahlt als Transparente, Garten-Gegenden, das Fest der Braminen und mehrere Sachen; auch findet man bei mir allerlei Sorten Spiele zur Unterhaltung sowohl für Kinder als erwachsene Personen, als Belagerungs-, Planeten-, Nation-, Schleier-, Poch- und Dessin-Spiele, Geizhals, Meilenzeiger, Nonnen-, Stufen-, Prüfungs-Spiele, Stammbaum, Fledermaus, Zahlen und Calculier-Spiele, Vogel, Wolf und Schaf-Spiele, Fuchs und Hühner-Spiele, Domino-Spiele, Gedulds-, Combinations- und Geographische Spiele, Mathematische Belustigungen und andere Sachen." Pape führt jetzt in seinem Lager also nicht nur die altbewährten Waren seiner eigenen „Branche", sondern auch solche, die bisher beim Mechanikus Heuer, beim Maler Görtz und beim Buchbinder zu haben waren. Sein Gildegenosse Kramnadler Witte blieb dagegen auch 1805 noch ausschließlich beim Althergebrachten wie Puppenköpfen aus Papiermaché, ledernen Puppen (dies zum ersten Male erwähnt!) und kleinem eisernen Spielzeug als „Garten- und Küchengeräthe". Er empfiehlt allerdings daneben zum ersten Male auch „feine englische, mittel und ordinaire Schrittschuhe dergl. für Kinder von 6 Jahren", also Schlittschuhe aus englischem Stahl.

Die Flut neuartiger Spielsachen schwillt nun von Jahr zu Jahr mehr an. Die Erfindergabe scheint ebenso groß zu sein wie die Kaufkraft der Braunschweiger Bürger. Am 17. Dezember 1806 bietet Pape seinen Kunden: „Allerlei Puppen von 5 rthr. bis 6 rthr. das Stück, Häuser, Speicher, Pferdeställe, zum Aufbauen, Küchen, Kaufmannsladen, Putzläden, Orgeln, Stahl- und Glasharmonika für Kinder, allerlei Sorten magische, magnetische und elektrische Sachen, allerlei Sorten bewegende Sachen, nach der Natur gemalt, als Seehafen, Jagden, Ritter-Tourniere etc., auch unbewegende Sachen als Jagden, Theater, Parforcejagden, Kriegslager, Visiten-



zimmer, Bauernstuben, Dörfer, Maskensäle, Bildergalerien etc., gemalte Schortische, Kegeltische, Billards, Camera obscura, Chinesische Feuerwerke, Sandmaschinen, Schattenspiele, Magazin für Knaben und Mädchen, Kutschen, Frachtwagen, Heuwagen, ganz große feine Reiter, bewegende Tambours, Schränke mit Glashüren, Stuben und Salons mit Meublement und Glasfenstern, Marställe mit Pferden und Knechten, Paradies mit feinen Figuren, Garten mit springendem Wasser, Herons und Taschenspieler, Brunnen, weiß lackirte Schreibtische, lackirte Kommoden etc., in Schachteln allerlei Sorten Hausgerät, Städte und Dörfer, Kriegslager mit Zelten, Soldaten, Kanonen; Soldaten, Mohren, Türken, Jagden, allerlei Thiere, etc., Stühle und Kanapees mit Seide beschlagen in Kasten, auch habe ich ein vollständiges Lager von allerlei Spielen zur Unterhaltung sowohl für erwachsene Personen wie auch für Kinder, als Harlequins, Biribi-Spiele, Zigeuner, Seeräuber, Fledermaus, Staubbaum, Belagerungsspiele, Grillen- Nonnen- Jungfernspiele, Geduldspiele, Dessinspiele, mathematische Belustigungen, Räthsel- und Pfänderspiele, Wahrsager- und Pochspiele, Krieges- Königsspiele, Telegraphenspiele, Jägerspiele und noch viele andere Sorten Spiele, die wegen Mangels des Raumes nicht benannt werden können."

Natürlich kamen längst nicht alle Gegenstände, die hier zum ersten Male in den „Braunschweigischen Anzeigen“ genannt werden, in Braunschweig auch erstmalig 1806 in den Handel. Vieles davon, wie Häuser, Dörfer, Wagen, Tiere, Soldaten, Puppenstuben, Kaufmannsläden, war schon seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten in den Kinderstuben wohlhabender Familien zuhause. Es wurde wohl nur deshalb jetzt auch auf sie wie auf die wirklichen Neuigkeiten durch gedruckte Anzeigen hingewiesen, weil man Geschmack an solcher Art Werbung gefunden hatte und der Erfolg den gewiß nicht geringen Kostenaufwand lohnend erscheinen ließ. So empfiehlt sich am 12. Dezember 1808 auch August Mette erstmalig „mit allen Sorten Spielzeug, wie auch von seiner Arbeit, als Küchen, Kaufmannsladen, Carussell, Stuhl- und Postwagen, große Sattelpferde, fahrende Jagden, Kegelbahnen und Blechdegen, Spontongs, Trompeten, Halbmonde, Pauken, Triangel, Patrontaschen, Mützen, große Kuckkasten, Schachteln mit Lagern, Theatern, angezogene Türken und Soldaten, alle Sorten von Eisen als Land- und Handwerksgeräthe und Glas-Harmonika von 17 Stimmen zu 16 ggr.“ (gute Groschen).

An Vielfalt der Waren konnte sich der Braunschweiger Spielzeugmarkt vor 150 Jahren also durchaus mit dem heutigen messen. Es ist nur schade, daß so selten der Werkstoff, die Herkunft und der Preis der einzelnen Gegenstände genannt ist. Soviel ist aber durch die vorstehende Anzeige Mettes erwiesen, daß ein erheblicher Teil der Spielsachen noch immer am Orte selbst verfertigt wurde. Bemerkenswert ist auch das starke Hervortreten von Soldatenfiguren und soldatischen Ausrüstungsgegenständen seit 1806. Sollten darauf nicht die kriegerischen Ereignisse des Schicksalsjahres 1806 einen starken Einfluß ausgeübt haben? Sollte nicht auch die Verherrlichung des Militarismus durch die Franzosen die seit 1806 als Besatzungsmacht im Braunschweiger Lande den Ton angaben, auf die einheimische Bevölkerung abgefärbt haben? Den Hauptvorteil von dieser Entwicklung hatten unter den heimischen Handwerkern zweifellos die Zinngießer. Je mehr sich der Geschmack der Erwachsenen vom Zinngeschirr ab- und dem Porzellan zuwandte, desto wichtiger wurde es für

die Hersteller, durch zinnernes Spielzeug ein neues Absatzgebiet bei den Kindern zu erobern. Zinnsoldaten werden zum ersten Male bei uns ausdrücklich erwähnt in einer Anzeige von Wilhelm Lundenberg auf dem Bohlwege am Langenhofe. Er empfiehlt am 19. Dezember 1810 „feine illuminierte militärische Zinn-Figuren, Kavallerie und Infanterie“.

Regte das Soldatenspiel bei den Kindern die Phantasie und den Willen an, so förderte das technische Spielzeug bei der Jugend naturwissenschaftliches Wissen. Ihr erzieherischer Wert wurde in einer Zeit, die noch ganz vom Geiste der Nützlichkeit erfüllt war, sehr hoch veranschlagt. Das machte sich der Mechanikus Heuer zunutze, als er am 17. Dezember 1808 seine Waren folgendermaßen anpries: „optische und magnetische Sachen, welche nicht allein zur Belustigung für Kinder, sondern auch einen lehrreichen Zeitvertreib geben, wodurch die Anlage der Kinder entwickelt und zu höheren Begriffen geführt werden, zu diesen gehören große Camera Obscura mit Metallspiegeln, welche alle bisherigen mit Glas-Spiegel an Deutlichkeit übertreffen, wie auch kleine Camera Obscura mit mattgeschliffenen Glasplatten, optischen Kasten, welche auch zugleich Camera Obscura sind, wie auch Camera Clara, Prospekt-Maschinen, Laterne Magica, Mikroskopia, Prisma und andere für die Jugend sehr lehrreiche und nützliche Sachen.“

Damit wollen wir das weite Feld der Spielsachen verlassen. Das Jahrzehnt von 1800 bis 1810 zeigt auf diesem Gebiete einen Wandel, der wohl der einschneidendste in der Geschichte des deutschen Spielzeugs war: den Übergang von der handwerklichen Einzelherstellung zur fabrikmäßigen Massenerzeugung und zugleich den Übergang von den Werkstoffen Holz und Eisen zu Pappe und Blech. Unleugbar sind die Vorteile, die sich aus dieser Entwicklung für die Verbilligung und die weitere Verbreitung der neuartigen Spielsachen auch in den weniger bemittelten Volksschichten ergaben. Man darf demgegenüber aber auch die Nachteile nicht übersehen: Die geringere Dauerhaftigkeit des Werkstoffes brachte einen schnelleren Verschleiß des Spielzeugs mit sich, und der von einem unermüdlichen Erfindungsgeist geförderte rasche Wechsel der Neuheiten auf dem Spielzeugmarkte führte dazu, daß die Kinder, stets nach den neuesten Neuigkeiten begierig, die sie in den Schaufenstern sahen, ihr altes Spielzeug weniger sorgsam behandelten und des Aufhebens für wert hielten, als es in der „guten alten Zeit“ der Fall gewesen war. Daher kommt es auch wohl, daß in unsere kulturgeschichtlichen Museen leider nur sehr wenig Spielzeug aus früheren Jahrzehnten gelangt ist.

Der Vergleich zwischen den Weihnachtsfreuden unserer Zeit und denen unserer Voreltern vor 150 Jahren zeigt, daß man mindestens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bei uns das Weihnachtsfest schlichter gefeiert hat als heute. Unsere Voreltern haben aber den Zauber der Weihnacht sicherlich nicht minder beglückend, ja wahrscheinlich sogar noch reiner und inniger empfunden als wir. Das Steigen des Lebensstandards ist ja durchaus nicht gleichbedeutend mit kulturellem Fortschritt. Im Gegenteil: Je bescheidener die Ansprüche an die Äußerlichkeiten des Lebens sind, desto empfänglicher ist das Gemüt für das innere Erleben hoher Festzeiten. Möge es uns trotz unserer üppigeren Lebensweise gelingen, hinter all dem verwirrenden Blendwerk des neuzeitlichen Weihnachtsglanzes, den tieferen Sinn des Weihnachtsfestes mit derselben Einfalt des Herzens zu empfinden, die unsere Vorfahren in ihrer so viel genügsameren Art glücklich sein ließ!

# Bilder aus dem Braunschweiger Stadtteil Altewiek um 1890

Von Ernst Bode

## I. Die Grundstücke Olschlägern Nr. 27 bis 29 und ihre Bewohner

Wilhelm Raabe beschreibt in seinem Roman „Die Leute aus dem Walde“ das Haus Musikantengasse Nummer 12: „Es war ein altes Gebäude voll wunderlicher Baumeisterlaunen. Sein Inneres war warm und voll kurioser Ecken und Winkel. Aus den Fenstern der Hinterseite sah man in eine Welt von Höfen und Giebeln. In diesem Hause lebte ein Volk von ‚Inquilinen‘ und Sonderlingen: Der Polizeischreiber Fiebiger, der Schauspieler Julius Schminkert, Alphons Stibbe und seine schöne Tochter Angelika, Fräulein Aurora Pogge, Herr Mäuseler, der Wirt, mit seiner durchsichtigen Haushälterin, der Winzelwäldler Robert Wolf, die grämliche Magd Hulda, die Schreinerfamilie Telling und außer ihnen noch Schneidergesellen, Lehrlingen und Ausläuferinnen.“ —

Solch ein großes, altes, „wunderliches“ Inquilinen-Haus stand tatsächlich bis 1913 in der Altewiek. Und zwar am Süden des Ackerhofes, an der Ecke Schloßstraße und Olschlägern, dort, wo sich jetzt ein rotes Backsteingebäude erhebt. Dieses Haus — Olschlägern Nr. 29 — war das Massenquartier der Altewiek. Hier wohnten insgesamt mit den zahlreichen Kindern, „Einlogierern“, Gesellen, Lehrlingen, Wirtschaftshilfen, Wäscherinnen und Mägden gewiß dreiviertel-hundert oder mehr Menschen unter einem Dach. Ich selbst gehörte von 1884 bis 1890 zu diesen Bewohnern.

Als das Haus im Jahre 1490 gebaut wurde, dachte freilich wohl niemand, daß später einmal so viele Menschen hier zusammen hausen würden. Damals wohnte in diesem Hause nur eine einzige Familie, und zwar im Erdgeschoß, das in seiner Mitte von einer gewaltig großen Däle eingenommen wurde. Die Wohnzimmer — mit dem Blick auf den Ackerhof — befanden sich im linksseitigen Teile des Erdgeschosses, und zwar 1½ m über der Erde. Die Räume konnte man durch ein paar Treppenstufen links hinauf von der „Däle“ aus erreichen. Das Schlafzimmer mit den Fenstern nach dem Olschlägern, von dem rückseitig ein „vornehmer Alkoven“ abgetrennt war, lag rechts. Die große Däle war nötig, um nämlich die beladenen Ackerwagen in das Haus ein- und nach dem Hofe durchfahren lassen zu können. Über dem Erdgeschoß im ersten Stock befanden sich nur Vorrats- und Lagerräume für Ackererzeugnisse, zumal das Haus die Braugerechtsame hatte und große Mengen Hopfen gespeichert werden mußten.

Das Haus hatte ursprünglich — 1490 — über diesem Erdgeschoß überhaupt nur noch ein Stockwerk. Erst im Jahre 1645, 150 Jahre später, hat man — jedenfalls des vergrößerten Geschäftsbetriebes wegen — ein zweites Stockwerk und darüber noch Dachböden und einen Dachker für Lagerungszwecke aufgebaut. Um die Waren hinaufschaffen zu können, wurden auch übereinander zwei Windeluken angebracht, eine für das zweite Stockwerk und eine für den Dachboden.

So standen in diesem merkwürdigen Gebäude sozusagen zwei Gebäude und damit auch gewissermaßen zwei Zeiten übereinander: das Erdgeschoß und das erste Stockwerk gehören der gotischen Bauperiode an. Das darüberliegende Bauwerk ist eine Schöpfung des Barocks. Das prägte sich auch äußerlich schon aus in der Fassade des Hauses, in seiner Holzarchitektur. Und das kann man noch jetzt feststellen. Das Haus ist nämlich zwar 1913 abgebrochen worden, aber

ein gütiges Geschick hat wenigstens die halbe Hausfront vor dem Untergange bewahrt: Hinter der Magnikirche 1 ist sie in dem „stillen Winkel“ wieder errichtet worden. Daß so viel noch von dem Hause Olschlägern 29 erhalten ist, begrüßen wir freudig, zumal die meisten mittelalterlichen Gebäude der Stadt zerstört und nur wenige Baudenkmale der Vernichtung entgangen sind. Mit dem Hause ist Vergangenes lebendig geblieben. Das Haus mit seinen Lukern und Knaggen, seinen Balken und Fenstern hat Jahrhunderte deutschen Lebens und deutscher

Geschichte gesehen: glückliche und unglückliche Menschen, zähen Fleiß und gesegnetes Gedeihen, aber auch schwere Zeiten, die alles zerstörten, was Menschen geschaffen hatten und zu besitzen hofften. Es sah, wie Särge aus seinem Torbogen getragen wurden, aber auch, wie kommende Generationen in seinen Stuben und Winkeln spielten, wie sie lernten, wirkten und in die Welt hinaus zogen, manchmal auch wieder zu ihm zurückkehrten.

Als seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Bewohnerzahl der Stadt wuchs, ohne daß sich das Stadtgebiet über die Festungswerke hinaus zu vergrößern vermochte, wurden die beiden Stockwerke über dem Erdgeschoß auch noch in zahlreiche Wohnräume umgewandelt und statt des Holzgitters mit Fenstern versehen. In jener Zeit wurden auch Lagerräume und Stallungen, die hofwärts lagen, zu Wohnungen ausgebaut. Und mit



Haus Hinter der Magnikirche 1  
mit der Fassade von Olschlägern 29

Aufn. Dr. Schultz

diesen Umbauten konnte nun Olschlägern 29 tatsächlich zu einem richtigen „Massenquartier“ werden. Der Hof war ja fast so lang wie die heutige Schloßstraße. Er reichte rückwärts bis an die Gebäude der Ritterstraße. So entstanden hofwärts noch sechs oder acht Wohnungen. Dann blieben doch noch ein- und zweistöckige Stallungen für die Inquilinen, auch Hühner- und Schweineställe



erhalten, die voll und ganz benutzt wurden. Auf dem Hofe stolzierte immer Hühnervolk, und hinten im Stalle an der rechten Ecke des Hofes grunzten drei oder vier Schweine. Daneben, als hinterer Abschluß des Hofes, befanden sich offen nebeneinander acht bis zehn „naturhafte“ Abortanlagen über einer offenen Grube, die jährlich ein- oder zweimal geleert wurde.

Alle Abwässer der Hofwohnungen flossen übrigens in einer „Gosse“ über den Hof, der ein wenig Gefälle hatte, dem Vorderhause zu. Die Erdgeschoß-Wohnungen hatten einen sogenannten „Gossenstein“, der aus der Hauswand hervorragte. Die Hausfrauen schütteten also alles Schmutzwasser ohne Bedenken in ihren Gossenstein der Küche, durch den es dann auf das Hofpflaster und in die Hofgosse abfloß. Die Gosse setzte sich in der Däle des Vorderhauses fort. Und so flossen die Abwässer, wie sie aus den Wohnungen kamen, offen unter der Haustür durch auf die Straße. Die Straße war in den achtziger Jahren noch nicht kanalisiert; sie hatte nur einzelne Fallschächte. Die Straße war daher durch Abwässer oft überschwemmt. Da war in Winterszeiten die halbe Straßenbreite eine ideale Eisfläche für Schlitten, „Glisseken“ und jugendliche Schlittschuhläufer, denn Lastkraftwagen, Autos und Fahrräder brauchte man damals im Straßenverkehr noch nicht zu fürchten.

Im Sommer war der lange Hof ein idealer Tummelplatz für die Kinderschar des Hauses. An Sommernachmittagen saßen dort oft die Mädchen und strickten. Zwischen ihnen saß oder stand dann der Wirt des Hauses, der Schneidermeister Kleber. Das war ein sonderbarer Alter, wie etwa der alte Mäuseler in Raabes „Leuten aus dem Walde“. Er sang mit den Mädchen und erzählte ihnen Geschichten und lehrte sie allerhand schnurrige Gedichte. Zwei Verse kamen immer wieder, und die Mädchen konnten sie lächelnd auswendig hersagen.

„Wohltun sei dein Januar,  
Menschenpflicht dein Februar  
Hoffnung jener Welt dein März,  
Nimmer sei April dein Herz.  
Immer sei dein Leben Mai,  
Juni schweb' dir froh vorbei,

Kühlend sei dein Julius,  
Augustus sei dein Überfluß,  
Dein September ohne Pein,  
Dein Oktober bringe Wein,  
Dein November Lebensmut,  
Dann ist dein Dezember gut.“

Wenn die Mädchen strickten, ermunterte sie der alte Wirt mit den Worten:

„Habt ihr fertig, wackre Mädchen,  
einfach, aber schön den Rand,  
so beginnet ihr das Nähtchen  
mit gewisser, flinker Hand.

Laßt nur keine Masche fallen,  
nehmt vor Lücken euch in Acht,  
zieht den Faden ein vor allem,  
daß ihr keine Ringe macht.“

Es war jedesmal ein Jubel, wenn der Alte unten erschien. Meist hauste er aber einsam und sich selbst überlassen in einem hofwärts gelegenen Zimmer des ersten Stocks, seinem „Raritätenkabinett“. Wenn die „Inquilinen“ dieses Zimmer betraten, überkam sie ein Grauen, denn da war ein unbeschreibliches Durcheinander von nützlichen und veralteten Sachen und Geräten, die dort neben dem Bett seit Jahr und Tag aufgehäuft lagen: alles, was zur Instandhaltung und Ausbesserung des alten Gebäudes gebraucht werden konnte, vom rostigen Nagel bis zur Bandsäge, vom kleinsten Holzstückchen bis zur Dachrinne. Die „Inquilinen“ nannten den Raum die „Plunderherberge“.

Als mit dem Beginn der neuen Zeit sämtliche Lagerräume des Hauses zu Wohnräumen gemacht wurden, verlor auch die Däle etwas von ihrer Größe. Man

richtete auch rechtsseitig noch eine Wohnung ein. Aus dem Schlafzimmer mit Alkoven wurde ein Wohnzimmer. Ein Schlafzimmer fügte man im ersten Stockwerk hinzu, und von der großen Däle wurde rechtsseitig durch aufgerichtete Holzwände eine Küche und auch noch ein Laden abgetrennt. Die Küche war natürlich ein verhältnismäßig dunkler Verschlag, der durch ein Fenster von der Däle aus mühsam erhellt wurde. Die Hausfrau mußte hier auch am Tage bei einem schwach leuchtenden Ölkrüsel wirtschaften. Der Laden war also auch ein Teil der Däle, er hatte nach dem Inneren der Däle zu einen regelrechten Tresen. Nachts und Sonntags, wenn keine Verkaufszeit war, konnte der Laden mit einer großen Holzklappe abgeschlossen werden. Diese Inneneinrichtung des Ladens und der Küche ist zu unserer großen Freude auch noch erhalten und im Städt. Museum aufgestellt.

Der Inhaber dieser Wohnung betrieb einen blühenden Viktualien-, Milch- und Bierhandel. Das Bier wurde gleich auf der Däle aus den Fässern auf Flaschen gezogen und — besonders ausgiebig abends nach 6 oder 7 Uhr — gleich auf der Däle getrunken. Dann kamen nämlich oft und in großer Zahl Arbeiter nach des Tages Last und Hitze aus der unmittelbar benachbarten Eisengießerei und Maschinenfabrik der Firma Lüders, Olschlägern 28. Sie setzten sich auf die vielen leeren Bierfässer, die an der linken Seite der Däle über der Gosse standen, so daß das Schmutzwasser unter den Trinkenden durch die Däle abfloß. Und so saß man dort abends und trank eine „Pulle Bier“ oder mehr und suchte gemeinsam Erholung und Zerstreuung und Anregung. Das „Herzogliche Hoftheater“ kam ja damals für den schlichten Mann wenig in Frage, Kino und Filme gab es noch nicht, parteipolitische Organisationen standen erst im Beginn ihrer Entwicklung, Arbeiter-Gesangvereine kannte man nicht. Jedenfalls hatte man damals das Bedürfnis, sich zwanglos bei Bier über wirtschaftliche Fragen auszusprechen und zu innerpolitischen Problemen Stellung zu nehmen. Wie dem auch sein mag, die mittelalterliche große Däle des Hauses war zu einer zeitgemäßen Versammlungsstätte der Altewiek geworden. Die alten Biergelage der Braunschweiger waren hier auf der Däle wieder aufgelebt und erinnern an die Zeiten, wo in den Klippstuben manche wichtige Angelegenheit der Stadt und des Landes besprochen wurde.

Die Maschinen- und Geldschrankfabrik und Eisengießerei von Heinrich Lüders befand sich da, wo jetzt der Durchbruch der Schloßstraße vom Ackerhofe nach der Ritterstraße führt. Vorn am Ackerhofe stand das zweigeschossige geschmackvolle Wohnhaus mit dem Giebel auf der Frontseite und dem großen Torbogen mit der Durchfahrt. Das Haus war breiter als die heutige Schloßstraße. Es nahm auch noch den Raum des neuen Hauses ein, das sich jetzt an der Ostecke der Schloßstraße erhebt. Der Flächenraum des ganzen Fabrikunternehmens verbreiterte sich nach rückwärts bedeutend und hatte an der Ritterstraße wohl das Vierfache der Ackerhof-Front. Die neuen Häuser an der Ritterstraße stehen noch auf der Grundfläche der früheren Fabrikanlagen und kennzeichnen die frühere Breite. In dem Vorderhause am Ackerhofe befand sich links vom Torwege ein großer Laden mit den fertigen Geldschränken und Kassetten und anderen Erzeugnissen der Fabrik. An das Wohnhaus schlossen sich rückwärts zu beiden Seiten des langen Hofes, auf dem immer Haufen von Eisenerzbarren lagen, mehrere ältere und neuere Gebäude. Sie enthielten die Büroräume, die Tischlerei, die Schlosserei, die Dreherei, die Klempnerei, die Schmiedewerkstätten und

schließlich an der Ritterstraße die große Eisengießerei. Wenn hier gearbeitet wurde, brummte der Ventilator durch die ganze Altewiek, und oft strahlte abends die rote, feurige Glut aus dem Hochofen zum dunklen Himmel empor. Dann war die Altewiek so etwas wie ein „industrielles Zentrum“ Braunschweigs. Die Maschinen- und Metallwarenfabrik der Firma Lüders war die einzige, die inmitten der Stadt mit Hochofen arbeitete. Sie war auch eine der ältesten Maschinenfabriken des Landes. Der Schmiedemeister Lüders hatte 1851 am Ackerhofe das Haus „tom gropen“ gekauft, das 1491 gebaut worden war, ein neues Haus an Stelle des alten gebaut und dann aus kleinsten Anfängen heraus das ganze Unternehmen immer mehr ausgestaltet. Sein Sohn, Heinrich Lüders, der nach dem Tode des Vaters Anfang der achtziger Jahre die väterliche Fabrik übernahm, arbeitete im Sinne seines Vaters weiter, zumal ihm verhältnismäßig reiche Geldmittel zur Verfügung standen. Er hatte sich nämlich mit der Tochter des damals weithin bekannten Fabrikanten Zickerick verheiratet, der in Wolfenbüttel eine Metallwarenfabrik gegründet und zu hoher industrieller Bedeutung gebracht hatte. Man erzählte sich, die junge Gattin aus Wolfenbüttel habe 40 000 Taler mit in die Ehe und ins Geschäft gebracht.

Von dem Hofe der Lüdersschen Fabrik konnte man ostwärts leicht auf einen andern großen Hof gelangen, der mit Seiten- und Hintergebäuden besetzt war und zu einem alten, im Olschlägern links neben Lüders gelegenen Hause gehörte, das jetzt nicht mehr vorhanden ist. Dieses Haus, Olschlägern 27, war ein Brauhaus von besonderer Bedeutung. Es gab bekanntlich viele Häuser in der Altewiek mit Brau-Gerechtsame. Im Jahr 1863 gab es in Braunschweig noch 43 Lagerbier-Brauereien und auch noch 18 Branntweinbrennereien. Im Olschlägern scheint besonders viel Bier gebraut und — getrunken zu sein. Tatsache ist, daß in diesem Hause das sogenannte Broihan-Bier gebraut wurde, das weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt war, so wie etwa bis in die neuere Zeit hinein das Ducksteinbier aus Königslutter. Der edle Saft wurde auch an Ort und Stelle getrunken. Im Erdgeschoß des Hauses Olschlägern 27 befand sich eine Bierstube, der vielbesuchte Broihan-Keller.

## *Die Kultivierung der Moore im Schuntergebiet zwischen Helmstedt und Königslutter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*

Von Theodor Müller

Wenn Herzog Karl I. um die Mitte des 18. Jahrhunderts ernsthafte Versuche unternahm, die Oker und ihre Nebenflüsse für die Schifffahrt und die Flößerei auszubauen<sup>1)</sup>, so zwang ihn dazu das schwierige Problem, die größeren Städte mit ausreichenden Brennholz Mengen zu versorgen. Denn nur der billige Wasserweg ermöglichte es damals, die Waldbestände im Harz und Elm für die Versorgung der Städte Braunschweig und Wolfenbüttel zu nutzen. Daneben richteten sich die Bemühungen des Landesherrn auf die Erschließung der Torflager, die in den breiten Talauen der Schunter, Aue und Fuhse in nicht zu großer Entfernung von der Stadt Braunschweig zur Verfügung standen. Freilich mußten erst durch die Schiffharmachung der Flüsse oder durch die Anlage von Kanälen die Voraussetzungen

für eine nachhaltige Entwässerung der Moore geschaffen werden und gleichzeitig die Möglichkeit, den gegrabenen Torf auf dem Wasserwege zu versenden.

Während nun der Torfstich in den Niederungen westlich von Braunschweig erst seit 1757 in Angriff genommen wurde<sup>2)</sup>, entsandte der Herzog bereits im Jahre 1743 den Leutnant Joh. Chr. Riecken zur Untersuchung der an der oberen Schunter gelegenen Flachmoore. Riecken berichtete als Ergebnis seiner Reise, daß er an zahlreichen Stellen zum Abbau geeignete Torfvorkommen aufgefunden habe und zwar 1. in einem Bruch an der Schunter zwischen Beienrode und Rottorf mit 10 Fuß mächtigem Torf, 2. im 20 Morgen großen Lauinger Bruch, 3. 17 Morgen Moor im Rieseberger Bruch, 4. 33 Morgen Moor an der Puritzmühle, 10 Fuß tief, 5. im Fahlenbruch bei Süpplingenburg, 2 bis 8 Fuß tief.

Dazu konnte Riecken feststellen, daß die notwendige Trockenlegung der Moore durch Entwässerungsgräben an allen Stellen möglich war.

Riecken scheint seine Aufgabe nicht sehr gründlich gelöst zu haben, da die abbaufähigen Moore um ein vielfaches größer waren als er in seinem Bericht angab. Allein das zwischen Königslutter und der Puritzmühle gelegene Torfmoor auf der Lutter Heide war 370 Morgen groß. Hier wurde 1744 mit dem Torfstich auf Rechnung der Fürstlichen Kammer begonnen, wobei dieses Unternehmen ausdrücklich mit dem dauernden Steigen der Holzpreise begründet wurde.

Im Jahre 1744 war in der Stadt Braunschweig ein staatliches Torfmagazin zur Versorgung der Bevölkerung eingerichtet worden. Der Verkaufspreis wurde für den Zuber, von dem acht auf ein Fuder gingen und der 120 bis 125 Stück Torf enthielt, auf 6 Groschen 3 Pfennige festgesetzt. Im folgenden Jahre wurden Torfschuppen zur Lagerung des gestochenen Torfs in Königslutter und auf dem Rieseberger Moor errichtet. Um den Absatz des Torfes zu sichern und um gleichzeitig den Holzverbrauch einzuschränken, verfügte der Herzog, daß die Ducksteinbrauer und die Kalkbrenner<sup>3)</sup> sowie die Ziegelei in Königslutter statt wie bisher Holz lediglich Torf beheizen sollten. Leutnant Riecken wurde nach Gifhorn geschickt, um sich dort die beiden Ziegelöfen, die mit Torf beschickt wurden, anzusehen.

Neben der Torfgewinnung behielt die Kammer aber auch immer die Förderung der Landeskultur im Auge. Auf eine Anfrage der Fürstlichen Kammer, was mit dem abgetorften Gelände geschähe, erstattete das Amt Königslutter 1749 einen ausführlichen Bericht. Durch die Entwässerung war der Boden der Brüche gegen früher sehr verbessert worden, da nun das Grundwasser abziehen konnte. Vor der Abtorfung war der Mutterboden abgenommen worden; die abgetorfte Fläche wurde damit überdeckt, so daß das Gras schnell nachwuchs. Doch wurde vorgeschlagen, Klee oder noch besser, weil es sich ja um Sandböden handelte, Esparsette anzusäen. So war zu erwarten, daß die bisher nur sehr extensiv genutzten Bruchländereien in wertvolles Wiesenland umgewandelt werden konnten. Anderer Meinung waren die Forstleute. Der Oberforstmeister von Laßberg schlug der Kammer vor, Birken und Erlen ansäen zu lassen, um die ehemaligen Brüche für den Holzwuchs zu kultivieren.

Durch eine Verfügung des Herzogs wurde im Jahre 1752 die Torfverwaltung der Kammer abgenommen und der Forstbehörde übertragen, die im Distrikt Schöningen den Forstmeister von Hanstein mit der Überwachung der Torfgewinnung beauftragte. Es scheint, als ob die Forstleute als Männer der Praxis ihre neue Aufgabe tatkräftig und erfolgreich zu lösen versuchten. 1753 entwarf Hauptmann Lutterloh einen Plan für die Entwässerung der Moore am Rieseberg.

Die zu ziehenden Torfgräben sollten in den Graben der Puritzmühle abfließen und dieser ebenfalls auszubauende Graben das Wasser bei Ochsendorf in die Schunter bringen. Darüber hinaus wurden Entwürfe und Kostenanschläge für ein Trockenhaus auf dem Moore, eine Schleuse im Torfkanal und ein massives Torfmagazin in Königsutter bearbeitet. Diese Anlagen wurden bereits 1754 mit einem Kostenaufwand von 2267 Rtlr. fertiggestellt. Weiter bemühte sich die Forstverwaltung, aus den Erfahrungen der alten Torfgewinnungsgebiete Nutzen zu ziehen. So ließ sie 1757 mehrere Torfstecher aus Ostfriesland kommen, die in den Königsutterer Mooren ihre Arbeit vorführten und zeigten, daß ihre Art des Torfgrabens zweckmäßiger als die bisher geübte war. 1759 besichtigte der Königsutterer Torfverwalter Brandes Moore in Hannover, in Ostfriesland und in den Niederlanden bei Gröningen. Er brachte von seiner Reise wertvolle Anregungen mit.

Im Jahre 1760 wurden in Königsutter 1008 Fuder Torf verkauft, von denen 806 Fuder in der Stadt selbst, der Rest in den umliegenden Dörfern verbraucht wurden. Im gleichen Jahre wurden in Helmstedt 2450 Fuder Torf abgegeben, von denen die Saline zu Schöningen allein 1160 Fuder abnahm<sup>4)</sup>.

Über den Anfang der Torfgewinnung in der Umgebung von Helmstedt geben die Akten keine Auskunft, doch wurde durch eine Verordnung des Landesherrn 1744 und nochmals 1745 den Einwohnern der Stadt Helmstedt der Torf als Brennmaterial warm empfohlen<sup>5)</sup>. 1749 wurde in Helmstedt ein Torfmagazin eingerichtet. 1753 war der Torfstich im Sachtleber Moor bei der Brunsohle bei Emmerstedt im Gange. Dieses Moor, das als Gemeindeanger diente, war 83 Morgen groß, der Torf bis 21 Fuß mächtig. Von 1754 bis 1760 sind hier in jedem Jahre 500 bis 1000 Fuder Torf gegraben worden, wobei sich in den Jahren 1758 und 1759 ein Überschuß von je 441 Rtlr. ergeben hatte. Schon 1753 beauftragte der Herzog den Forstmeister von Hanstein, sich zu der Frage zu äußern, ob nach dem Abtorfen des Emmerstedter Moores hier gute Wiesen erstellt werden könnten. Der Forstmeister hatte Bedenken, da wegen der sehr tiefen Lage des Moores die Entwässerung große Schwierigkeiten bereiten würde. Jedoch konnte v. Hanstein 1761 dem Herzog berichten, daß der Torfabsatz sich sehr gut entwickelt hatte. Er schlug deshalb vor, das Torfareal durch Übernahme der benachbarten, gleichfalls torfhaltigen Wiesen zu vergrößern. 1762 wurde daraufhin der Ingenieur Fleischer mit der Nivellierung des für die Torfgewinnung in Frage kommenden Geländes beauftragt und die General-Landes-Vermessungskommission angewiesen, torfhaltige Wiesen gegen Überschußland<sup>6)</sup> auszutauschen<sup>7)</sup>.

Bereits 1757 hatten ostfriesische Torfgräber das Emmerstedter Moor untersucht. Auf ihren Vorschlag wurde rings um das Moor ein Entwässerungsgraben von 11 Fuß Tiefe gezogen. Doch gelang es nicht, das Moor wirklich trocken zu legen. Es war nur möglich, den Torf bis in eine Tiefe von 6 Fuß zu stechen: die wertvolleren tieferen Torfschichten blieben einem späteren Abbau vorbehalten.

1763 unterbreitete der Amtmann Wahnschaffe der Regierung Vorschläge für eine bessere Entwässerung, die 1765 ausgeführt wurde. Durch das Moor wurde ein 20 Fuß breiter und 16 Fuß tiefer Entwässerungskanal gelegt, der das Wasser in den gleichfalls verbreiterten und vertieften Mühlengraben abführte. Da schon 1766 die Torfvorräte knapper wurden, erhielt Oberforstmeister v. Hoym den Auftrag, nach weiteren Torfvorkommen zu suchen. Es wurden dann auch in den folgenden Jahren zahlreiche torfhaltige Wiesen dem Abbau erschlossen. So trat die Gemeinde Emmerstedt freiwillig die Baumeister- und die Hirtenwiese ab,

die insgesamt 50 Morgen umfaßten, weil durch die anzulegenden Entwässerungsgräben auch die benachbarten, sehr nassen Wiesen verbessert werden würden. Ebenso stellte das Kloster Marienthal einige ihm gehörende Wiesen zur Verfügung<sup>8)</sup>. Auch wurden mehrere der an das Emmerstedter Torfmoor angrenzenden Wiesen gegen Überschußland in der Emmerstedter Feldmark ausgetauscht, so 1753 drei Wiesen, 1761 zwei Wiesen von 6 Morgen gegen 3<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Morgen Überschußland, 1763 die Wiese „der Blocksberg“ von 3<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Morgen gegen 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen Überschußland<sup>9)</sup>.

1780 wurde der Torfstich auf dem Sachtleber Moore eingestellt, nachdem er in der letzten Zeit jährlich bis 2000 Fuder Torf geliefert hatte. Auf der Lutter-Heide war die staatliche Torfgewinnung bereits 1775 zu Ende gegangen, doch wurde von den Interessenten der Torfstich mit Genehmigung der Fürstlichen Kammer fortgesetzt<sup>10)</sup>. Auch in der Umgebung von Helmstedt wurde weiter Torf gegraben. Im Jahre 1797 waren es zwar nur noch 40 Fuder, im folgenden Jahre jedoch 582. 1801 legte der Branntweinbrenner Helmke in Helmstedt einen Torfstich auf einer Wiese vor Barmke an<sup>11)</sup>. (Schluß folgt)

#### Anmerkungen:

- 1) Th. Müller, Schifffahrt und Flößerei auf der Schunter im 18. Jahrhundert. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 15 (1954) S. 135—159
- 2) F. Biehringer, Herzog Karl I. von Braunschweig. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 11 (1920) S. 87
- 3) Die Brauerei des Ducksteinbiers, das aus Weizen hergestellt wurde, war im 18. Jahrhundert der wichtigste Erwerbszweig der Bürger Königslutters. Um die Jahrhundertmitte wurden jährlich mehr als 10 000 hl, im Jahre 1755 sogar fast 15 000 hl Ducksteinbier gebraut, (F. Röhr, Handel mit süßem Duckstein. Braunschweigische Heimat 39, 1953, S. 74). Am Elmland bei Königslutter brannten damals 5 Kalköfen
- 4) Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel: L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 3
- 5) L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 41
- 6) Das Land, das infolge der genaueren Vermessung gegenüber dem bisherigen Besitzstand überschloß, blieb zunächst zur Verfügung der Vermessungskommission. Vgl. C. Gesenius, Das Meierrecht. Bd. 2. Wolfenbüttel 1803. Beilage 1 S. 21. H. Voges, Jahrbuch d. Braunschw. Geschichtsvereins 2. Folge 9 (1937) S. 37
- 7) L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 18; 8) L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 6; 9) L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 43; 10) L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 3; 11) L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 6.

## *Ut mine Kinderjähre*

Von Albert Hosenthien

Vorbemerkung des Schriftleiters: Die in diesem und im folgenden Heft abgedruckten Schilderungen unseres Mitgliedes A. Hosenthien haben über ihren persönlichen Erlebniswert hinaus allgemeinere Bedeutung für die Heimatkunde und sind aus zwei Gründen wert, hier veröffentlicht zu werden: Zum ersten gewähren sie einen kulturgeschichtlich bedeutsamen Einblick in die Lebensverhältnisse, das Denken und Fühlen der ostfälischen Bauern in der Magdeburger Börde gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Zum andern bieten sie uns eine aufschlußreiche Probe der ostfälischen Mundart, wie sie damals noch in der östlichen Börde lebendig war. Diese Mundart war schon damals wesentlich stärker von hochdeutschen Einflüssen aus der Großstadt Magdeburg durchsetzt als die Volkssprache in anderen Teilen der ostfälischen Sprachlandschaft zwischen Mittelelbe und Oberweser.

Bezeichnend dafür sind vor allem die hochdeutschen Zahlwörter, ferner Formen wie „uns“, „unse“, „liewe“, „Mutter“, „kaum“, „zwischen“, „war“ und „waren“, „kam“ und „kamen“, die Verdrängung der echten alten Vergangenheitsformen starker Zeitwörter durch schwachgebildete („waschte“, „schraite“) und die Bildung der Vergangenheitsform schwacher Zeitwörter mit -te („wohnte“, „speelte“, „plückte“ usw.). Fremdartig erscheinen dem Kenner kern- und westostfälischer Mundarten auch die Verdrängung des 3. durch den 4. Fall bei der Beugung der Hauptwörter, eine aus dem Nordniedersächsischen in die Börde übernommene jüngere Eigentümlichkeit, und die Bildung der Mehrzahl bei den Gegenwartsformen aller Zeitwörter auf -en, die ein Merkmal ostniederdeutscher Mundarten ist und an der Mittelelbe schon im späten Mittelalter erscheint. Ungeachtet all dieser fremdartigen Züge bleibt jedoch das ostfälische Grundgepräge im Lautstande und Wortschatz der folgenden Sprachprobe deutlich erkennbar. Die im bauerlichen Leben wie in der Volkssprache in Erscheinung tretende nahe Stammesverwandtschaft zwischen den Bewohnern des Braunschweiger Landes und denen der Magdeburger Börde gibt uns das Recht und die Pflicht, in unserer Zeitschrift auch die Landes- und Volkskunde dieser Landschaft zu Worte kommen zu lassen. Damit wollen wir zugleich ein Bekenntnis ablegen für die wirtschaftliche und kulturelle Einheit Ostfalens, das seit 10 Jahren durch die politische Zonengrenze so unnatürlich zerschnitten ist!

### *I. Familije, Huus un Hoff*

An en kolen Dezemberdach 1882, middä'es elf Uhr, kām ick opp de Welt in Dräkenstee, en Dorp an de Bähnstrecke von Mådeburch nå Helmstee, wu et bloß Koren- un Roibenacker jüfft, in en Halfspännerhoff, in den unse Familije schon in't sechzehnte Jährhundert sāt. Ick wår dat zehnte un letzte Kind von mine Oldern. Vier sin klain estorben. Åber sechse wår ok schon en ganz schönes Chor for sennen Hoff in de achtziger Jähre.

Mien Vader harre spåde den Hoff ekrejjen und mit fümwendraißich Jähr erst efriet un wår schon in't fuffzichste Jähr, wie ick noch ankām. Ick kenne 'ne blooß als ollen Mann. Hai harre kaine Håre mehr opp 'en Kopp, un an de Siten wåren se grau. Ok sien korte Snurrbårt wår grau, un hai sengete 'ne unnen immer wæer aff. Denn hai roke de Zijarren bett opp 't letzte Enne. Hai wår man klain, sine baiden Broider in'n Dorpe ok. Åwer de Großvåder soll en stattlichen Mann ewest sien. Wi drai Jungens wåren grötter wie unse Våder. Otto word en bettjen grötter, Rainholt noch en bettjen grötter un ick nachher an 'n gröttsten. In de Schaulc hebbem Våder und Mutter nich veel leren können. Von Rechtschriwunk harren öhre Kanters woll sülwest nonnich veel ewußt. Våder follt dat Schriben swår, un hai dāt et bloß in'n Notfall. Hai konne ok nonnich dran glöben, dat de Åre 'ne Kugel is.

Våder hat 'ne schlechte Jugend ehat un hat sick dā düchtich quelen mötten, un hai quele noch bett in't Older. Åwer hai harre en gu'en Humor. Wi hai māl an'n Sönndach infoirt un Onkel Handje ok un de Paster opp tau kümmt, dā secht 'e tau den un grient un wiset opp sinen Fründ: „Herr Paster, ok senn Sündenbock!“; un wie wi māl bi 't Hacken von ain'n Ackerstücke nå 'n anders jungen, wu fremme Stücke dāzwischen lågen un aine Frue dā sparrbainich opp 't Feld ståhn blaif, dā secht 'e tau dee: „Wu kannst 'e denn opp andere Lüe öhren Acker pissen?“ Mick als Jüngesten liwete natürlich am mehrsten, un wenn 'e åbens opp 't Sofå lach un ick ok mit roppkletterte, denn lach' 'e mick tau un sä erst emål: „Her ain'n!“, en Kuß natürlich, un wenn ick 'ne under de Foite kisselte, konn' 'e dat uthollen, ohne te lachen.



Tau unsen Hoff hörten 110 Morjen aijenen Acker, un Väder harre noch 50 Morjen Pachtacker. Äwer ok damit konnen wi kaine groten Sprünge måken. Ainige Jähre harr 'e ok mit Onkel Wapmanns tesamme 'ne Zikoorjendarre. Zikoorjen wåren dåmåls oppekomen wi vorher de Zuckerroiben. Äwer dee baiden wåren kaine Jeschäftslüe un hett dåbie bloß tauesett't, un wi wåren froh, wie unse Väder von dee Sache los kām. Nu harr' 'e mål wåer Recht mit sinen Satz: „Kumpenie is Lumperie“. Erst nå düsse Tiet kåmen wi würllich vorwärts.

Unse Hoff an de Hauptstråte is links, wenn man von'n Bånhhoff oder von Druxbarch kümmt, de letzte vor de klaine Schaule. De zweestöckijen Buerhüser ståhn då alle an de Nordsite von de Höwwe, also dee rechts an 'e Stråte un dee links nå 'n Gåren tau. Wi harren en truliches Huus noch von 1789. De Hoffsite un 'ne Lauwe vor de Huusdöör wår grotendails mit Wien bewassen un de Gårens site oben noch mit Fåkwark un Lehmfüllunk. Links an de Hoffsite wår noch 'ne Huusdöör tau de Waschküche un Melkstuwe, un rechts harre Väder noch en Stücke annebuet mit en bettjen höjjere Stuben. An 'e Stråte wåren zwai Dorweje, dat aine noch mit 'en schönen groten Bogen ut Sandstain. In de Midde opp 'n Hoff wår de Meßbarch, un de Hoff wår tauerst bloß sau groot, dat man um den rumfoiren konne. An de Ostsite stunn erst en ollen klainen Kaustall, un Väder bue 1880 hinder den en groten braiten Stall mit iserne Säulen un Träjers. Då harren wi ainen Gåren wennijer, åwer en gröttern Hoff. Wi harren 6 Päre, en Stücker 20 Koie, en ganz Chor Swiene, veel Hoinder un jeden Sömmer 30 Goise.

Mutter wår von Si'erslä, wår noin Jähre jünger wie Väder un rüstich, kräftich un rund. Sai harre 't Rejiment un de Kasse un måke alles Reken un Schrieben, un wenn Väder nå 'n Krauch junk, denn sä 'e: „Mutter, jüff mick doch mål Jeld!“ Ohr Grundsatz war: „Wenn ick wat will, denn will ick wat“. Se harre åwer ok manni je kurjose Wöre ut öhre Jugend. Se sä tau mick manchmål, wenn se mick tau wat anhollen wolle: „Den Fazi us moßt 'e dick fåten!“. Sai harre den lieben langen Dach te daune mit Huusarbait, Bottern un alles, wat tau 'ne Buersfrue hörte, un vor miene Tiet kām noch Flassbråken un Spinnen dåtau. Bi all dat stelle se ok öhre drai Döchter Auguste, Harmine un Hulda an, dee zwüschen Otto un Rainholt wåren. Dee moßten ok morjens un åbens melken un in'n Sömmer mit nå 't Feld, un ofte junk Mutter då ok noch mit.

Otto, de öllste von uns, wår 14 Jåhr ölder wie ick. Hai harre Jårtner elehrt. Äwer dat wår nich recht wat. Nu arbaie mit in'n Hoff, bett 'e den Gasthoff von Onkel Bråmer in Si'erslä öwwernåhm. Hai måke ok de Arbait in unsen Gåren, un ick hewwe 'ne då alles affekiekt. Då konn' ick dat späder ok, wu ick sülwest en Gåren harre. Rainholt, dee 4 Jåhr ölder wår wie ick, wår von klain opp Bure dorch un dorch. Hai wår von Anfang an bestimmt, mål den Hoff te kri'en, un måke schon als Schauljunge feste mit. Hai wår en richtijen Roiwerhauptmann un harre immer en Chor Jungens um sick rum. Se måkten in de Schüne Jänge un Höhlen in 't Stroh, dat wi drin lang krupen un uns då vorsteken un soiken konnen, un ick hewwe ok veel in de Schüne mit espeelt.

Edofft bin ick Friedrich Albert Matthias, dat letzte nå minen Väder. De Paster wolle jäärn, dat ick Matthias ha i ten solle. Denn dat wår en „heiliger Name“. Äwer dat wår doch schon en bettjen oltfränkisch. Ick sä då, wie ick spreken konne, erst immer, wat mick woll ainder voreköört hat: „Låt't doch den klainen Jungen Mattieseken haiten!“ Dat kraich ick späder noch ofte te hören.

Als klaines Kind heww' ick veel eschrait un harre ok Krämpfe, wie de Doktor maine, von de Tehne. Mine öllste Swester Auguste moßte mick då wår en un harre öhre liewe Not mit mick. Wu ick zwee Jåhr olt wår, harr' ick de Krämfe mål sau dulle, dat ick denn lách wie doot. Då raif mick Mutter en Kopp mit Hoffmannsdruppen in un hailt mick de Flasche under de Nese; ick word wåer lebendich un hewwe denn düsse Krämfe nicht wåer ekrejjen. Wu ick anfunk mit Spreken, heww' ick ok esecht: „Hört mål, wie de Sråleken sritchern!“ Dat solle haiten „Hört mal, wie die Schwalben zwitschern!“ Åwer en richtijes „R“ heww' ick nich spreken elehrt. Sau konn' ick ok nich brr! tau 't Perd sejjen, wat en Bure doch können mott. Wenn Mutter mick morjens waschte, harr' ick erst immer en höllschen Gruel davor, dat ick schraite: „Erst de Hånne un denn 't Jesichte!“ Se kämme mick denn åwer ok en schönen Schaidel mit Pumåde ut Rindermarks, dee se sülwest makte. Mit senn'n Schaidel bin ick denn ok mål affenomm', wie ick etwå 5 Jåhr wår, tesamme mit Rainholten, un et kām dāmås noch en Photograph von Mådeburch un wohnte denn immer mehrere Dåge in'n Krauch.

Süss is då nich veel mit mick oppestelt, un kainder harre veel Tiet for mick. Ick wår då veel alleene un konne måken, wat ick wolle. Då speelte ick veel op 'en Husbodden mit de ollen Spinnräder un Haspeln un unse olle Weje, un wat süss då rumstund. Kaum, dat ick lopen konne, wår ick ok schon en groten Blaumenfründ un roiwerte in alle fremmen Gårens rum un plückte de schönsten Tulpen un Hiazinten af. Spåder makte ick mick en aijenes Beet un plant'te alle möglichen Blaumen, kowwelte ok mit miene Frünne, dat wie tuuschten, wat ainder harre un de andere nich.

Ick denke besonders an miene Frünne Otto Markmann — sien Våder wår Schauster hinder usen Gåren — un Willi Quenzius — sien Våder wår Barbier, un jeder nennte 'ne Dokter. Wi hebben da veel rummeröwert un ok mannije Dummhaiten emåkt. Våder harre junke Appelbome in'n Gåren planten låten, un ick wett nich, wu wi opp sauwat kåmen: Willi un ick måkten uns dābie un bogen se runder un broken alle Kronen af. Oder ick kraich mål fufzich Pennich von'n Kopmann retur, un wenn ick en Pennich retur kraich, så Mutter woll: „Den kannst 'e behollen“. Da dachte ick: „Denn kanst 'e dee fufzich Pennich ok mål behollen“, un ick koffte for mick un miene Frünne immer wå'er Bonkse, bett dat Jeld alle wår. For dat baides jaf et natürlich Prüjel, un dat måke de Mutter. Von'n Våder heww' ick nie wecke 'krejjen. Miene erste Arinnerunk is, dat ick mål in'n ollen Kaustall jejen Abend mit 'en Strieksticken 'ne grote Laterne anstok un damit in'n Gåren junk. Våder såh mick un nåhm se mick wech. Ick harre dāmås noch en Kleed an. Un denn wett ick noch: In unse Wohnstuwe wohnte de erste Tiet noch Våders Stiefmutter. Ick wår manchmål bie se drin. Åwer se sette mick immer wåer rut, un ick bumste denn mit 'en Schau jejen de Dör. Ainen Dach frauch ick: „Wu is denn de Großmutter?“ Ick harre då en pår Dåge mit Måsern in 't Bedde 'le'en, un in dee Tiet wår se 'storben un beerdicht, un ick harre de Krankheit sofort wåer vorjetten un dachte: Ick hewwe se doch jistern noch esaihn.

Allmählich stelle Mutter ok mick immer mehr an, un ick så denn woll manchmål vor mick hen: „Ja, Albert, Albert, Albert! Albert mott ok alles måken.“ Vor allen moßte ick Weje gåhn, besonders nå 'n Kopmann, wu immertau wat te hålen wår. De erste Tiet schraif mick Mutter alles opp'en Zettel, un ick så denn: „Ick will hålen, wat hier dropp stait.“ Denn moßte ick Aier afsoiken un oben opp alle Bansen rumkieken, off da wecke in 't Stroh lågen, hewwe åwer nie dran edacht, ain

utedrinken. In Harwest moßt' ick Mohren sni'en for de Goise, bett se 'slacht un mehrst nå Mådeburch vorkofft worren.

Unse Leben wår ainfach. In unse Stuwe word noch witten Sand estraut. Åwer wi harren schon Stainölsampen. Wi åten in de Melkstuwe mit Knecht un Dainst-meken tesamme. Middå'es word mehrst en Pott innesett't, un et jåf ainen Dach Arftensuppe, ainen Dach Bohnensuppe, ainen Dach Linsensuppe. Åbens jåf 't denn immer opjewarmt un ohne wat nå, un dat Flaisch wår „dorch en Pott efallen“. Oder et jaf Pellkartuffeln. Då word in de erste Tiet noch en growwes blaues Låken öwwer'n Disch elecht un de Kartuffeln dropp eschüddelt, un wi såten alle drum rum un stippten unse Kartuffeln mit de Gåwel in ainen Telder in de Midde mit Herijesstippels oder Speckstippels oder Mustrichstippels oder Swürkenstippels oder Greben, un de ollen Greben von 't Slachten wollen går kain Enne nehmen. Sünnaåbendmiddach jaf et Riesbrie oder Kartoffelbrie un Sönndå'es jewöhnlich Riessuppe mit „klaine Klümpe“ ut jerewwene Zwiebäcke un vielleicht ok mit Haunderflaisch. Schön smecke in'n Harwest Morensuppe mit Klump oder Plumen-suppe mit Klump oder går Gausebrå'en, in'n Winter brunen Kohl, den ick opp 'en groten Hackeklotz stumpen moßte, oder Bråtjen un Klump oder går Håsenbrå'e. Wenn Besuch kåm un åbens noch då wår, jåf et „kolt“, Brot un Taubrot von't Slach-ten. Åwer dat wår selten. Ick wett noch, dat ick ainmål, wie de Besuch wech wår, frauch: „Jüfft 't denn nich balle Åbenbrot?“ Brot un Wost harr' ick nich for vull ereek't. Dat jaf et woll taun Frühstück un nå't Feld, åwer doch nich åbens!

## Erzählung in der Mundart von Hohegeiß, Kreis Blankenburg

Von Wilhelm Tr u t e

(Alle Orte von Hohegeiß über Zorge bis in das Nordhäuser Gebiet sprechen diese nordthüringische Mundart)

Es laaveten emol tree Schwaestern uff dr Hogeißt, die hußen Tinnechen, Wies-chen un Hannechen. Se gungen ins Land un handelten met Zick. Met'n Trage-karrewe oder a met'n Raffe uff'n Puckele gungen se in de Wåfergaajend, un se plåwven mannichmol wochenslank ungerrwaajens. Se gungen von Huß zu Huß, un 'e Gescheffte gung ganz gut.

Nu waarfch emool Sunntack. Un weil se hellfisch fromm waarn, gungen se in de Karrichen, awer se kaam'n en pißchen zu schpeete. Dr Pastoor hatte alle met dr Preddijet angefangen. De Karrichen waar a ganz voll. Ploof barn Altaare waar nach 'ne Pank free. Do sahten se sich henn un hoorten zu, was dr Pastoor pred dijete. Harr hatte nu grade de heilige

Es lebten einmal drei Schwestern in Hohegeiß, die hießen Ernestine, Luise und Johanne. Sie gingen ins Land und handelten mit Zeug. Mit dem Trage-korbe oder auch mit dem Reff auf dem Rücken gingen sie in die Wesergegend, und sie blieben manchmal wochenlang unterwegs. Sie gingen von Haus zu Haus, und das Geschäft ging ganz gut.

Nun war einmal Sonntag. Und weil sie sehr fromm waren, gingen sie in die Kirche, aber sie kamen ein bißchen zu spät. Der Pastor hatte schon mit der Predigt angefangen. Die Kirche war auch ganz voll. Nur vor dem Altar war noch eine Bank frei. Da setzten sie sich hin und hörten zu, was der Pastor pre-digte. Er hatte nun gerade die heilige

Treefaltigkeit pin Wickele un faate grade:  
»Meine Lieben, wer aber find wohl die  
drei Geister, die allsonntäglich den  
Gläubigen in der Kirche erscheinen? Wer  
find wohl die drei h o h e n G e i s t e r ?«  
- Nu machte haa 'ne lanke Pause un  
wischte sich erschemool de Naafen met'n  
Schnupptuche un kuckete die trejje aan.

Tinnechen gaap nu Hannechen 'n  
Puff in de kurzen Remm'n un faate: »Du,  
Maachen, ich gleiwe, harr meint uns.  
Sacklene, wu me haar find.«

Met'n Rucke machte sich nu Hanne-  
chen hoch un faate ganz leere: »Harr  
Pastoor, naamen S'es man nich ärwel,  
dassfeme zu schpeete gekomm'n find, mi  
find von dr H o g e i f t un handeln met  
Zick.«

Dreifaltigkeit beim Wickel und sagte  
gerade: »Meine Lieben, wer aber sind  
wohl die drei Geister, die allsonntäg-  
lich den Gläubigen in der Kirche er-  
scheinen? Wer sind wohl die drei hohen  
Geister?« — Nun machte er eine lange  
Pause und wischte sich erst einmal die  
Nase mit dem Taschentuch und sah die  
drei an.

Ernestine gab nun Johanne einen Stoß  
in die kurzen Rippen und sagte: »Du,  
Mädchen, ich glaube, er meint uns. Sag  
es ihm, wo wir her sind.«

Mit einem Ruck stand nun Johanne auf  
und sagte ganz laut: »Herr Pastor, neh-  
men Sie es nur nicht übel, daß wir zu  
spät gekommen sind, wir sind von Ho-  
hegeiß und handeln mit Zeug.«

## AUS DER HEIMATPFLEGE

---

*Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braun-  
schweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abteilung Vor-  
geschichte<sup>1)</sup>, vom 1. 1. bis 31. 12. 1954*

Von Dr. Franz N i q u e t

unter Benutzung der Berichte von Landwirt W. Bode, Eitzum; Lehrer W. Forche, Ringel-  
heim; Stud.-Rat W. Freist, Schöningen; Anthropologe H. Keune, Gielde; Dr. med. E. Meyer,  
Watenstedt; Stud.-Rat i. R. S. Siebers, Helmstedt.

Im Berichtsjahr 1954 sind verhältnismäßig wenig Einzelfunde dem Landes-  
museum eingeliefert, bzw. bekannt geworden. Die Ursachen für diese bedauerliche  
Erscheinung, die sich bereits nach dem ersten Weltkrieg bemerkbar gemacht hat,  
sind verschiedener Art.

Der Bestand an vorgeschichtlichen Bodenfunden ist im Laufe der Zeit in  
unserem Gebiet, dem nördlichen Harzvorland, durch die intensive Bodenbearbei-  
tung ohne Frage geringer geworden. Das gilt nicht nur für Bodendenkmale wie  
Hügelgräber, sondern auch für Flachgräber, Siedlungen und Urnenfriedhöfe, die  
in vielen Fällen restlos vernichtet worden sind und aus denen größtenteils die  
Einzel- und Oberflächenfunde stammen. Auch das Verständnis für die Bodenfunde  
und das Wissen um ihre Bedeutung für die heimische Vorzeit ist bei den Jahr-  
gängen wenig entwickelt, die nach 1945 die Schule besucht haben, in der sie nur  
in einzelnen Fällen, jedoch nicht auf Grund des Lehrplanes, über Prähistorie  
unterrichtet worden sind. Trotzdem ist das Interesse für die heimische Vor- und  
Frühgeschichte im großen gesehen bei der Landbevölkerung auch heute noch  
erfreulich rege, wie man bei Ausgrabungen immer wieder feststellen kann.

Eine Erklärung dafür, daß verhältnismäßig selten Bodenfunde bei der Feldbestellung gefunden werden, dürfte in der Mechanisierung unserer modernen Landwirtschaft zu suchen sein. Früher ging der Bauer langsam hinter seinem Pflug und schaute auf die stürzenden Erdschollen. Leicht konnte er irgendwelche Fundstücke, Steingeräte oder Scherben, und Bodenverfärbungen beobachten. Heute dagegen sitzt ein Fahrer mit dem Rücken zum Ackergerät hinter dem Lenkrad eines verhältnismäßig schnell fahrenden Treckers, der den Pflug mit mehreren Scharen, häufig auch gleich die Eggen, hinter sich herzieht. Bei dieser Arbeitsweise ist es ihm wie auch seinem Mitarbeiter, der vom Motorfahrzeug aus die Ackergeräte bedient, so gut wie unmöglich, irgendwelche Bodenfunde wahrzunehmen.

Die geringen Fundmeldungen und Einlieferungen dagegen sind nicht zuletzt auf das Bestreben zurückzuführen, alle auf der Feldmark aufgelesenen Fundstücke privat oder doch im Ort zu behalten. Dadurch aber werden Bodenfunde in nicht vertretbarem Umfange verzettelt und gehen meist nach kurzer Zeit verloren, eine Feststellung, die schon immer gemacht worden ist und immer wieder gemacht werden muß.

Das Landesmuseum ist jedoch in erster Linie darauf bedacht, von allen Funden in seinem Arbeitsbereich Kenntnis zu erhalten, um sie als Bodenkunden für die Besiedlungs- und Kulturgeschichte unserer Heimat auswerten zu können. Wenn diese Fundstücke in einer Orts- oder Privatsammlung aufbewahrt werden, sollte das nach modernen museumstechnischen Grundsätzen erfolgen. Besondere Maßnahmen müßten getroffen werden, um einen Verlust wie auch ein Verschwinden von Fundstücken und Sammlungen aus unserem Gebiet, was nach dem Tode eines Sammlers häufig eintritt, zu verhindern. Auf eine verständnisvolle Zusammenarbeit kommt es hier an, worauf das Landesmuseum zum Nutzen unserer heimischen Vor- und Frühgeschichte den größten Wert legt.

Einzelfunde, die meist als Oberflächenfunde gesammelt werden können, geben der Forschung wichtige Hinweise für die Besiedlungsgeschichte und gewinnen an Wert, in einer Zeit, in der die Wissenschaft aus Geldmangel im allgemeinen nur Rettungsgrabungen oder Grabungen zur Beantwortung besonders wichtiger wissenschaftlicher Fragen (Problemgrabungen) durchführen kann.

Das Fundmaterial der Mittelsteinzeit setzt sich zum größten Teil aus Oberflächenfunden zusammen. Hier könnte der interessierte Laie und Heimatforscher durch Aufsuchen und regelmäßiges Absammeln von Fundstellen für sich und bei entsprechender Zusammenarbeit auch für die Forschung erfolgreiche Arbeit leisten<sup>2)</sup>. Im Lößgebiet des nördlichen Harzvorlandes kennen wir verhältnismäßig wenige Fundstellen des Mesolithikums. Daß sie in wesentlich größerer Zahl vorhanden sind, als man bisher angenommen hat, beweist die erfolgreiche Sammeltätigkeit einiger Heimatforscher im Goslarer Raum und dem Stadtkreis Watenstedt-Salzgitter. Auch im nördlich des Lößgebietes liegenden Teil des Kreises Helmstedt müßte die mesolithische Forschung durch Feststellen und Absammeln von sicherlich zahlreich vorhandenen Fundstellen einen dringend notwendigen Impuls erhalten. Denn abgesehen von der Bedeutung der Mittelsteinzeit an sich liegen in unserem Nordharzgebiet, in dem beide Kultur- und Zeitstufen sich sozusagen begegnen und eine Zeitlang nebeneinander weiterleben, besonders günstige Voraussetzungen zur Lösung wichtiger Probleme, z. B. der Entstehung neuer jungsteinzeitlicher Kulturen.

So ergeht also an Heimatfreunde und Heimatforscher der Ruf: Achtet auf Oberflächenfunde, besonders auf mittelsteinzeitliche!

**I. Ältere Steinzeit:** Keine Fundeinlieferungen oder -meldungen.

**II. Mittlere Steinzeit<sup>4)</sup>** (etwa 8. Jahrht. bis 4. Jahrht. vor Chr.)

**Fundbergungen:**

*Lichtenberg*, Stadtkr. Salzgitter

Obere Sukopsmühle. Mehrere wenig typische Geräte und Abschläge. Fundbergung und Bericht W. Forche. Privatbesitz.

Im Orte. An drei Stellen mehrere Fundstücke, deren mesolith. Charakter jedoch unsicher. Fundbergung und Bericht W. Forche. Privatbesitz.

**III. Jüngere Steinzeit und frühe Bronzezeit** (4. Jahrht. bis Mitte 2. Jahrht. vor Chr.)

**Ausgrabungen:**

*Schöningen*, Kr. Helmstedt

B. K. B. Siedlung „Otto Hue“, Haus Nr. 22/23. Bei Ausschachtungsarbeiten Hockergrab beschädigt. In 0,90 m Tiefe Skelett in Süd-Nord-Richtung auf der rechten Seite mit

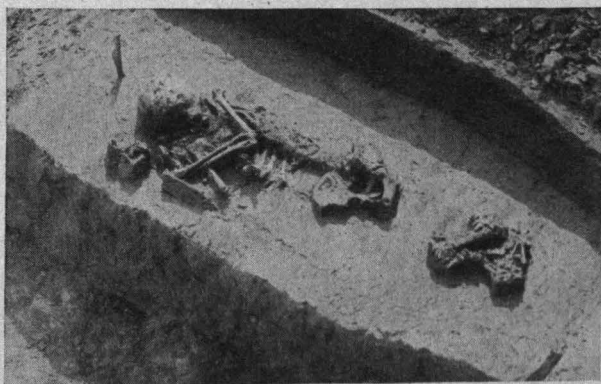


Abb. 1: Jungsteinzeitliches Grab mit liegendem Hocker, wahrscheinlich bandkeramisch

angehockten Beinen. Beigaben nicht beobachtet. Wahrscheinlich bandkeramisch (Abb. 1). Meldung Freist (Dr. Niquet).

**Fundbergungen:**

*Esbeck*, Kr. Helmstedt

Germers Voßhöhlen (westl. E.). Grube mit Scherben, aus denen verziertes Bernburger Gefäß zusammengesetzt und ergänzt. Fundbergung und Bericht Freist. M. Schöningen.

*Schöningen*, Kr. Helmstedt

B. K. B. Siedlung „Otto Hue“ (nördl. d. Stadt). Gruben mit Scherben der älteren Linienbandkeramik, aus denen 2 Gefäße ergänzt. Fundbergung und Bericht Freist. M. Schöningen (Abb. 2).

Klausfeldstraße. Gruben mit Scherben, Feuerstein- und Felsgesteingeräten der Bandkeramik. Fundbergung und Mitt. E. Sader, Schöningen. Privatbesitz.



### **Einzelfunde:**

#### **Eitzum, Kr. Wolfenbüttel**

Sog. Schuhleisten, mit angefangener Hohlbohrung, an Schneide und Seite beschädigt.  
Bericht W. Bode, Eitzum. Privatbesitz.

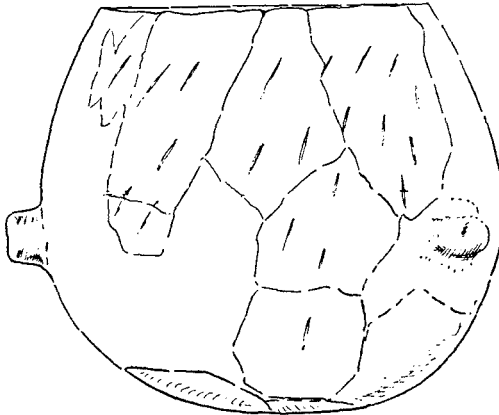


Abb. 2. Bandkeramisches Gefäß von Schöningen  
Zeichnung W. Freist 1:4

#### **Esbeck, Kr. Helmstedt**

Zw. B.K.B.-Siedlung „Glückauf“ und dem Restaurant „Waldfrieden“ Stück einer Reibeplatte, Bruchstücke einer Hacke, Steinbeil, Scherben als Oberfl.-Lesefunde auf einer bandker. Siedlung (Dr. Niquet).

#### **Lehre, Kr. Braunschweig**

Am Ziegenberge Axt der Einzelgrabkultur beim Pflügen gef. Mitt. Schulleiter Kendberg, Lehre. Dauerleihgabe d. Landesmus. Braunschweig (H. K. 54:7) an Schule Lehre.

#### **Mascherode, Kr. Braunschweig**

Garten der Schule Mascheröder Holz. Feuersteindolch, bei Gartenarbeit gefunden und mitgeteilt von Lehrer Rohmann. Privatbesitz.

#### **Weddel, Kr. Braunschweig**

Südlich „Blumenhagen“. Hohlmeißel aus Feuerstein ohne Schliff, gefunden von O. Schröder, eingel. v. Krökel, Weddel.

#### **Wobek, Kr. Helmstedt**

Bei der Klostermühle (nördl. W.) Feuersteindolch beim Pflügen gefunden. Mitt. Freist. M. Schöningen.

### **IV. Bronzezeit (Mitte 2. Jahrht. bis 8. Jahrh. vor Chr.)**

#### **Ausgrabungen:**

##### **Klein Mahner, Kr. Goslar**

Sickel<sup>5)</sup>, Hügel 2 (Durch Kiesabfuhr bereits beschädigt und gefährdet). Steinpackungsgrab der jüngeren Bronzezeit (Mont. IV) mit Urnenbestattungen.

Sickel, Grab 3. Steinpackungsgrab d. jünger. Bronzezeit (Mont. IV) ohne erkennbaren Hügel mit ausgebreitetem Leichenbrand. Von Planierungsraupe zur Hälfte abgeschoben,



dabei Bronzebeigaben vernichtet (Dr. Niquet). Ausgrabungen mit Unterstützung d. Realgemeinde (Vorsitzender W. Haase) u. d. politischen Gemeinde.

#### Fundbergungen:

*Watenstedt*, Kr. Helmstedt

Südlich der Hünenburg Siedlung mit zahlreichen Scherben der jüngeren Bronzezeit. Fundbergung und Mitteilung Dr. med. E. Meyer, Watenstedt. Privatbesitz.

### V. Eisenzeit (8. Jahrh. vor Chr. bis 500 nach Chr.)

#### Ausgrabungen:

*Hornburg*, Kr. Wolfenbüttel

Kinderspielplatz. Gruben mit Scherben und anderen Siedlungsresten der frühen Eisenzeit (Dr. Tode, G. Stelzer).

*Lobmachersen*, Stadtkr. Salzgitter

Siedlung am Strauchholz \*) (Spätlatènezeit bis Ende d. R. Kzt) Fortführung der Ausgrabung im Auftrage der Stadt Salzgitter mit Unterstützung d. Erzbergbau Salzgitter A.G. u. d. Hüttenwerke Salzgitter A.G. „Bei der Ausgrabung 1954 wurde ein rechteckiger Hausgrundriß von 4,48 : 3,50 m Ausdehnung freigelegt... Der angetroffene Befund weist auf eine aus Holz erbaute Schmiedewerkstatt hin, in der Eisen, Bronze u. Edelmetalle verarbeitet wurden.“ Unter den Eisen- und Stahlgeräten besonders bemerkenswert ein Ziehmesser. Funde bestimmt für Heimatmuseum in Salder (G. Stelzer).

*Groß Steinum*, Kr. Helmstedt

Hofgarten des Grundstücks Schüler-Juckel (Nr. 36). Aus Siedlungsgruben und Kulturschicht Scherben d. Spätlatène- und fr. R. Kzt (Rädchenverzierung). Fundmeldung Frau Juckel (Dr. Niquet).

*Reitlingstal*, Kr. Wolfenbüttel

Untersuchung d. Befestigungsanlagen Krimmelburg u. Wurtgarten mit finanzieller Unterstützung d. Landkr. Wolfenbüttel. Wird 1955 fortgesetzt (Dr. Tode).

„Wurtgarten.“ Auf der alten Oberfläche unter dem Wall Gefäßscherben der Zeit um Chr. Geb.

„Krimmelburg.“ Aus der nördlichen Innenfläche des Burgwalles Scherben d. 7.—8. Jahrh. Angaben Dr. Tode.

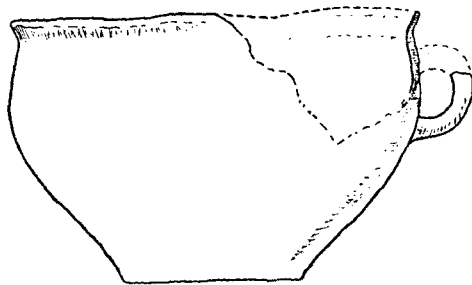


Abb. 3. Gefäß der Spätlatènezeit von Hoiersdorf, Kr. Helmstedt  
Zeichnung W. Freist 1:3

#### Fundbergungen:

*Burgdorf*, Kr. Goslar

Calenberg. Von der Siedlung der Spätlatènezeit—R. Kzt zahlreiche Scherben als Oberflächen-Lesefunde. Fundbergung und Einlieferung Keune.

*Esbeck*, Kr. Helmstedt

Germers Voßhöhlen (westl. E.). Aus Gruben zahlreiche Scherben der Vorr. Ezt. Fundbergung und Bericht Freist. M. Schöningen.

#### *Hoiersdorf, Kr. Helmstedt*

Aus Holzmans Sandgrube am Dörrberge spätlatènezeitl. Gefäß von Stadtinspektor Rummel, Hoiersdorf, dem M. Schöningen übergeben. Bericht Freist. Abb. 3.

#### *Schöningen, Kr. Helmstedt*

B.K.B.-Siedlung „Otto Hue“. Am Teufelsküchengraben zahlreiche Gruben mit Siedlungsmaterial der Spätlatène- und fr. R. Kzt. Fundbergung und Bericht Freist. M. Schöningen.

Am Markt (Neuetor). Bei Straßenarbeiten Scherben von Schalenurne mit mehrzeiliger Rädchenverzierung. Fundbergung u. Bericht Freist. M. Schöningen.

Oberflächen-Lesefunde von Siedlungsstellen der Latènezt—R. Kzt:

*Lichtenberg* <sup>7)</sup>, Stadtkr. Salzgitter, (5 Fundstellen);

*Osterlinde*, Stadtkr. Salzgitter, (Forstort „In den Speeken“);

*Gr. Mahner*, Stadtkr. Salzgitter, (Grundstück Werner);

*Kl. Mahner*, Kr. Goslar, (Pfarrgrundstück u. Mahner Lah).

Fundbergung und Bericht W. Forche. Privatbesitz.

### **VI. Merowinger und Karolinger Zeit (500—900 nach Chr.) <sup>1)</sup>**

#### **Ausgrabungen:**

##### *Offleben, Kr. Helmstedt*

Hof der Schwelanlagen. Skelettgrab. Wahrscheinlich zu einem Reihengräberfriedhof des 9. Jahrh. n. Chr. gehörend. Als Beigaben Eisenmesser, Eisenröhre und Kette aus bunten Perlen. Fundmeldung Oberingenieur Lukas über Freist (Dr. Niquet).

#### **Fundbergungen:**

##### *Beuchte, Kr. Goslar*

Wüstung Alvessem. Oberfl.-Lesefunde (Vorgesch., Karol. Zt—fr. MA, MA). Finder Dörfert, Schladen, und Keune. Einlieferer Keune.

##### *Bevenrode, Kr. Braunschweig*

Hünenburg. Siedlungsreste (Karol. Zt—fr. MA, MA) Finder und Einlieferer Dr. H. A. Schultz.

##### *Gielde, Kr. Goslar*

Wüstung Wedelingerode. Oberfl.-Lesefunde (Vorgesch., Karol. Zt—fr. MA, MA). Finder und Einlieferer Keune.

##### *Langelsheim, Kr. Gandersheim*

Kanstein. Aus einem Abraumstreifen im Norden zahlreiche Scherben und bronzene Scheibenfibeln mit Auflage, aufgegeben von Dr. Tode, Dr. Schultz, G. Stelzer, Dr. Niquet. Eine von seinem Sohn Karsten 1952 gefundene Auflagescheibe einer Scheibenfibel von Baurat Killus eingeliefert.

##### *Schladen, Kr. Goslar*

Wüstung Klein Wehre. Oberfl.-Lesefunde (Vorgesch., Karol. Zt—fr. MA, MA). Finder und Einlieferer Keune.

##### *Schöningen, Kr. Helmstedt*

Am Markt (Neuetor). Bei Straßenarbeiten einige Scherben des 9.—10. Jahrh. n. Chr. Fundbergung und Bericht Freist. M. Schöningen.

### **VII. Ausgrabungen und Fundbergungen an wiederholt besiedelten Fundstellen**

#### *Burgdorf, Kr. Goslar <sup>8)</sup>*

Ausgrabungen weitergeführt mit finanzieller Unterstützung des Landkreises und der Stadt Goslar (Fundstellen 136—190). Seit 1952 bisher rund 5900 qm Fläche untersucht. Grabungen werden fortgesetzt (Dr. Niquet).

Jungsteinzeit und frühe Bronzezeit:

Siedlungsgruben, vorwiegend Bernburger Kultur. In einer Grube u. a.

Reste einer Bernburger Trommel mit Kreisornamenten, Kellergrube derselben Kultur mit Scherbenpflaster (Aus den Scherben zwei große Vorratsgefäße und eine verzierte

Bernburg II Tasse zusammengesetzt.), Grube mit verkohlten Getreidekörnern. (Nach Untersuchung durch Dr. Maria Hopf von der Forschungsstelle f. d. Geschichte d. Kulturpflanzen, Emmer u. Einkorn, Nackt- und Spelzgerste.)

Vorr.- u. R. Eisenzt: Siedlungsgruben. Darin vorwiegend Scherben, darunter rädchenverzierte und solche mit „Nienburger“ Verzierung.

*Schöningen, Kr. Helmstedt*

Eichendorffstraße. Baugelände für Schule nordwestlich der Rössener Fundstellen<sup>9)</sup>. Versuch mit Unterstützung der Stadt Schöningen (Stadtdirektor Riss) und unter Mithilfe von Schülern der Oberschule, durch Suchgräben Rössener Siedlung festzustellen. In Kulturschicht und auf Verfärbungen Rössener Scherben und solche d. Vorr. Eisenzt, im Nordteil des Geländes jungsteinzeitl. Kindergrab (Hocker) ohne Beigaben (Dr. Niquet). *Emmerstedt, Kr. Helmstedt*

Heidberg<sup>10)</sup>. In den Sandgrubenbetrieben Brüning und von Rohr Scherben mit Tiefstichverzierung und solche der vorr. Ezt. Fundbergung und Bericht Siebers. Privatbesitz.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Vom Berichtsjahr 1954 ab werden nur urzeitliche, vor- u. frühgesch. Funde herangezogen. Für die folgende Zeit (Landesgeschichte ab mittelalterl. Kaiserzeit) wird Dr. H. A. Schultz die entsprechenden Berichte geben.

<sup>2)</sup> Wie wertvoll eine derartige Mitarbeit für die Wissenschaft ist, zeigt die zusammenfassende Arbeit von Schwabedissen über das nordwestdeutsche Endpaläolithikum, die ohne die Tätigkeit von Privatsammlern und ohne die Benutzung der Privatsammlungen nicht hätte geschrieben werden können.

<sup>3)</sup> Einen vorläufigen Bericht über mittelsteinzeitl. Fundstellen im Raume um Goslar wird Mittelschullehrer O. Thielemann in einem der nächsten Hefte der Br. Heimat geben.

<sup>5)</sup> Braunsch. Heimat 40, 1954, S. 127 und Niquet, Fr.: Neue Ausgrabungen d. Br. L. M. im Raum Goslar 1950—55 (Führungsheft zur Ausstellung d. Stadt Goslar u. d. Br. L. M. 5. 6.—10. 7. 55). S. 13—14.

<sup>6)</sup> Stelzer, G.: Ausgrabung b. Salzg.-Lobmachersen (1953—55). Osann, L.: Metallurg. Deutung d. Ausgrabungsfunde v. Salzg.-Lebenst. (Als Schreibmaschinenvervielfältig. m. 5 Seiten Abb.). Stelzer, G.: Salzgittergebiet vor 2000 Jahren. Unsere Hütte 4, 1954, S. 226—227.

<sup>7)</sup> Über seine siedlungsgeographischen Forschungen im Gebiet von Lichtenberg wird Dr. Kummer, der hier seit Jahren zahlreiche Fundstellen absammelt, in einer besonderen Arbeit berichten.

<sup>8)</sup> Brschw. Heimat 41, 1955, S. 22—23 u. Niquet, Fr.: Neue Ausgrabungen des Br. L. M. (Führungsheft) S. 5—11.

<sup>9)</sup> Brschw. Heimat 40, 1954, S. 95.

<sup>10)</sup> Auf dem Meßtischbl. wird nur der mittlere Teil des Sandrücken zw. Emmerstedt u. Helmstedt als Heidberg bezeichnet. Der östl. Teil (östl. d. Pastorenweges) heißt allgemein Diamantberg, während wir die mit Kiefern bestandene westl. Erhebung (Höhe 123,3) Kl. Heidberg nennen wollen.

## *Rettet das Braunschweiger Schloß!*

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz richtete im Dezember 1955 folgende Eingabe an Oberstadtdirektor Dr. Lotz in Braunschweig:

„Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz e. V. veranstaltete am 30. November 1955 einen Vortrags- und Ausspracheabend über die brennende Frage „Soll und kann das Braunschweiger Schloß erhalten werden?“ Oberregierungs- und -baurat i. R. G. Hartwig stellte dabei in seinem Lichtbildervortrage über die Bedeutung und das Schicksal des Schlosses folgendes fest:

1. Das Braunschweiger Schloß ist nach Entwürfen von Karl Theodor Ottmer gebaut worden. Ottmer darf neben Schinkel und Krahe als der bedeutendste Baumeister des Klassizismus in Norddeutschland gelten. Von den wenigen Bauwerken Ottmers, die den letzten Krieg überdauert haben, ist das Braunschweiger

Schloß das monumentalste und kennzeichnendste. Die Erhaltung dieses unersetzlichen Baudenkmals ist daher nicht nur ein örtliches, sondern auch ein gesamtdeutsches Anliegen.

2. Das Braunschweiger Schloß war vor seiner schweren Beschädigung im Bombenkriege neben den alten Fachwerkhäusern, Rathäusern und Kirchen unserer Stadt eine Hauptsehenswürdigkeit für die Fremden, die Braunschweig besuchten. Nachdem der größte Teil der Fachwerkhäuser zerstört ist, wird das historische Gesicht der Braunschweiger Innenstadt im wesentlichen nur noch durch die mittelalterlichen Kirchen, das Altstadtrathaus, das Gewandhaus und das Schloß bestimmt. Im Falle eines Abbruchs des Schlosses und der Errichtung eines modernen Stahl-Betonbaues internationalen Gepräges an seiner Stelle würde Altbraunschweig noch mehr von seinem ohnehin stark geschwächten Eigengepräge einbüßen. Für den Fremden würde damit ein weiterer Anziehungspunkt des historischen Stadtbildes fortfallen, das früher den Reiseverkehr nach Braunschweig gelockt hat. Das Schloß muß daher auch im Interesse des Fremdenverkehrs und damit der Wirtschaft erhalten bleiben.

3. Das Braunschweiger Schloß ist von Ottmer als ein einheitlicher, symmetrischer Baukörper von bestimmten, wohl abgewogenen Maßverhältnissen entworfen worden. Es wäre unverantwortlich gegenüber dem Geiste der Architektur, etwa nur den besser erhalten gebliebenen Südteil der Bohlwegfront des Schlosses bis zur Rotunde wiederherzustellen und den schwer angeschlagenen Nordteil als Ruine stehen zu lassen oder gar abzureißen. Das Schloß muß vielmehr in der gesamten Ausdehnung der Bohlwegfront der Nachwelt erhalten bleiben.

Die zahlreich erschienenen Vereinsmitglieder stimmten diesen 3 Grundsätzen zu und erhoben nach einer lebhaften Aussprache die Forderung, zunächst — unbeschadet aller späteren Entschlüsse über die künftige Verwendung des Schlosses — die noch vorhandene Baumasse durch Aufbringung eines Daches gegen weiteren Verfall zu schützen.

Oberbürgermeister Bennemann, der sich als Vereinsmitglied an der Aussprache beteiligte, wies darauf hin, daß die Stadt Braunschweig die für das Schloßdach veranschlagten Kosten nicht allein aus eigener Kraft werde aufbringen können, und appellierte an den Bürgersinn der Bevölkerung, sich durch Geldspenden an diesem Unternehmen zu beteiligen. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Eine am Schluß der Veranstaltung durchgeführte Spendensammlung unter den hierauf gar nicht vorbereiteten Vereinsmitgliedern erbrachte auf Anhieb rund 350,— DM.

Wir sind bereit, die Spendensammlung nicht nur bei unseren zumeist nicht finanzkräftigen Mitgliedern, sondern auch in anderen Kreisen der Bevölkerung durch den Verkauf von „Bausteinen“ für den Wiederaufbau des Schlosses mit Nachdruck fortzuführen. Den Opfersinn der Bevölkerung werden wir jedoch nur dann mit Aussicht auf Erfolg ansprechen können, wenn die Gewähr dafür gegeben ist, daß die gespendeten Mittel wirklich dem gedachten Zweck zugute kommen. Bevor wir die Spendensammlung im größeren Rahmen beginnen können, erwarten wir also von der Stadt Braunschweig eine verbindliche Erklärung in der Öffentlichkeit darüber, daß sie gewillt ist, das Schloß zu erhalten.

Wir bitten Sie daher, dafür eintreten zu wollen, daß der Rat der Stadt möglichst bald eine klare, positive Entscheidung über diese grundsätzliche Frage trifft und einen namhaften Betrag für das Schloßdach in den nächsten Haushaltsplan einsetzt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

**Der Vorstand**

Hartwieg

Dr. Flehsig, Mollenhauer, Dr. Schultz, Stolle, Dr. Tode, Dr. Willke."

Soweit die Eingabe. Alle heimattreuen Braunschweiger und darüber hinaus alle Freunde der deutschen Baugeschichte werden mit uns wünschen, daß ihr der erhoffte Erfolg beschieden sein möge. Fl.

## *Jahresbericht der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig e.V. über die Jubiläumsspielzeit 1954/55*

In der Spielzeit 1954/1955 konnten wir auf ein dreißigjähriges Bestehen der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig zurückblicken. Aus diesem Anlaß hatten wir einen besonders wertvollen Spielplan gewählt, der zuerst seitens der Mitglieder eine heftige Diskussion auslöste. Es sei nicht ratsam, warnten einige Skeptiker, unserer Hörergemeinde drei ernste Werke in einer Spielzeit zuzumuten. Außerdem seien die geplanten Aufführungen eine ziemliche Belastung für die Spieler. Andererseits aber ist ein 30jähriges Bühnenjubiläum nichts Alltägliches und verpflichtet daher zu außergewöhnlichen Leistungen.

Wir entschlossen uns trotz einiger Bedenken für das Drama „Klocken von güntsiet“ von Heinrich Schmidt-Barrien. Dieses Werk mit seiner tiefen Tragik gehört zu den wertvollsten Werken der ganzen neueren plattdeutschen Bühnenliteratur und ist bestens geeignet, als Auftakt einer verheißungsvollen Spielzeit zu dienen. Keine Laienbühne hatte bisher das Wagnis einer Aufführung unternommen. Das Stück stellt an alle Beteiligten höchste Anforderungen. Anfang August begannen wir eisern zu arbeiten. Die drei Hauptpersonen und Träger des Stückes: Willi Schütt, Siegfried Wolter und Otto Kerkau waren sich bei der Annahme der Rollen einer großen Verantwortung bewußt. Dem unermüdlichen Fleiß und dem Einsatz dieser Getreuen, Willi Schütt an der Spitze als Burgvogt und Doktor, haben wir einen ungeahnten Erfolg zu verdanken. Minutenlanges Schweigen nach jeder Aufführung war ein Beweis, wie sehr unser Publikum von dem Spiel auf der Bühne erschüttert war. Das von Wolfgang Demann entworfene Bühnenbild, in seiner Schlichtheit ähnlich dem faustischen Studierzimmer, gab der Aufführung eine besondere Stimmung.

Bei der Erstaufführung am 26. September 1954 waren viele Vertreter der Behörden anwesend. Oberstadtdirektor Dr. Lotz, der Ehrenmitglied der Bühne wurde, brachte Grüße und Glückwünsche der Stadt Braunschweig und würdigte die jahrelange Tätigkeit der Bühne im Dienste der Pflege des Laienspiels und des niederdeutschen Kulturgutes. Weiter betonte Dr. Lotz, daß die Niederdeutsche Volksbühne Braunschweig sich im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Kulturfaktor entwickelt habe. Daher sei es Ehrensache der Stadt, die Bühne in jeder Hinsicht zu fördern. Die für die Festaufführung dringend benötigten Scheinwerfer wurden zum Teil von Dr. Lotz und vom Oberbürgermeister Dr. Semler finanziert.

Der Widerhall unserer Aufführungen offenbarte sich durch viele anerkennende Zuschriften aus dem Kreise unserer ständigen Besucher. Einige von ihnen seien hier im Auszug wiedergegeben: „Ich bin am Sonntag tief beeindruckt von der Treue der Mitglieder, von der Grundhaltung der Anwesenden, der außergewöhnlichen Leistung der Darsteller und dem hohen Spiel nach Haus gegangen. Das möchte ich Ihnen noch einmal sagen und ausdrücklich betonen, daß ich mit Ihnen an Ihrem großen Ziel mitarbeiten werde.“ (Oberstadtdirektor Dr. Lotz.) — „Die Niederdeutsche Volksbühne Braunschweig zeigte an diesem Abend ein besonders hervorragendes Spiel aus ihrer Arbeit.“ (Nordwestdeutscher

Rundfunk.) — „Daß Ihre Zuschauer ergriffen, also von Ihrem Spiel gepackt waren, haben Sie am Schluß wohl selbst gemerkt. (Rektor Ernst Wedler.) — „Ich kann Ihnen versichern, daß sowohl die Intensität als auch das Zusammenspiel in dieser Aufführung manche Leistungen von Berufstheatern, die ich erlebte, weitgehend übertraf. Obwohl ich den niederdeutschen Dialekt nur schwer verstehe, wurde diese Aufführung mir zu einem bedeutenden Erlebnis.“ (Magdalene la Dous.) Zuschriften solcher Art erhalten wir seit Jahren, wenn wir gehaltvolles Theater bieten, ein sichtbares Zeichen, daß unsere getreuen Freunde keinesfalls darauf verzichten wollen.

Anfang Dezember brachten wir „De Döschmaschin“ von Bruno Peyn zu Gehör. Da wir alle Rollen wieder gut besetzen konnten, machte uns das lustige Spiel in 3 Akten nicht allzuviel Schwierigkeiten. Ilse Jacobasch, Reinhold Heydecke und Klaus Scharenberg erledigten ihre Aufgabe mit viel Schwung. Natürlich hatten alle Mitspieler viel Freude an der Arbeit und anscheinend auch die Zuschauer. Alles war glücklich, wieder einmal unbeschwert und von Herzen lachen zu dürfen. Trotz aller Weihnachtsvorbereitungen waren alle vier Aufführungen recht gut besucht. Auf vielfachen Wunsch wurde „De Döschmaschin“ im Laufe der 30 Jahre jetzt zum dritten Male einstudiert.

Kaum waren die Feierlichkeiten vorüber, die das alte Jahr beschließen und das neue Jahr begrüßen, begannen auch schon die Proben für unsere nächste Aufgabe: „Inske“ von Jan Fabricius. Die Proben waren wieder äußerst schwierig. Fabricius, der holländische Dichter, hatte seine „Inske“ sicher nicht für Laienbühnen geschrieben. Unser Hamburger Freund Hermann Quistorf hatte die wirksame Handlung des Stückes ins Plattdeutsche übertragen. Da das hochdeutsche Theater keine plattdeutschsprechende Künstler hat, müssen sich schon die Niederdeutschen Bühnen bemühen, wenn nicht wertvolles Gedankengut bei den Verlegern vermotten soll. Wie in „Klocken von güntsiet“ so sind auch in „Inske“ nur drei Personen die Träger der Handlung. Eva Rehnert als „Inske“, Sigrid Müller als „Hanna“ und Siegfried Wolter als „Peter“ fanden mit ihren schönen Leistungen großen Anklang bei den Zuhörern und der Presse. Bei den Inske-Aufführungen überraschte uns wieder die Haltung der Besucher. Der zähe Kampf, den wir seit Jahren führen, hat offensichtlich Erfolg. Unsere niederdeutsche Sprache ist weder primitiv, noch dient sie der Volksbelustigung. Plattdeutsch kann hart sein wie Stahl und Eisen, aber auch voller Zartheit und mütterlicher Güte. Wir sind Vermittler dieser schönen Sprache. Dürfen wir nicht glücklich und stolz darüber sein?

Als wir am 7. März 1955 die erste Leseprobe zu Walter Looschens „Hahn in'n Korw“ hatten, ahnten wir noch nichts von dem starken Erfolg, den uns diese Einstudierung bringen würde. Alle vier Aufführungen waren beinahe ausverkauft. Die lustige Komödie, die ein Erbschaftsthema behandelt, steht und fällt mit der Hauptgestalt des Stückes, mit „Koptein sin eenzig Süster“. Unsere Ellen Biermann konnte in dieser Rolle alle Register ihres Könnens ziehen. Ihre meisterhafte Darstellung könnte von einer Berufsschauspielerin kaum überboten werden. Mit der Nachmittags-Aufführung am 24. April konnte ein bewährtes Mitglied der Bühne ein Jubiläum feiern. Isolde Meves stand zum 250. Male auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Als „Hushöllersch Mieke“ wurde sie mit Blumen und Geschenken stürmisch gefeiert.

Als Ausklang unserer Jubiläumsspielzeit stand „De Roop“, von Ingeborg Andresen auf dem Programm. Die am 17. Januar 1955 verstorbene Dichterin gehört zu den besten niederdeutschen Dramatikern. Ihre plattdeutschen Bühnenwerke sind so schwierig in der Darstellung und Szenerie, daß sie nur von wenigen Niederdeutschen Bühnen gespielt werden können. Wir konnten eine Einstudierung wagen, weil wir gute Verkörperer der Hauptgestalten hatten. Wie „Klocken von güntsiet“ und „Inske“, so verlangt auch dieses symbolhafte Spiel intensivste Regiearbeit und innere Bereitschaft der Spieler, vor allem bei der Darstellung der Thora. Obgleich einiges Mißgeschick (berufliche Hindernisse und Krankheit) unsere Proben bedrohte, ließen wir uns nicht entmutigen. Der hierdurch erforderliche Rollenwechsel erwies sich als eine glückliche Lösung. Außer den hervorragenden Pressestimmen bekundeten wieder viele Zuschriften aus dem Besucherkreise, daß wir unsere Aufgabe gemeistert hatten. Besonders wurden die Leistungen von Elisabeth Zuschlag als Thora und Klaus Scharenberg als Henning hervorgehoben. Klaus Scharenberg stellte sich erstmalig dem Publikum in einer ernsten Rolle vor. Die kleine Gesa Fricke gefiel in der Rolle als Harro durch ihre kindliche Unbekümmertheit.

Damit niemand von unseren Besuchern sich zurückgesetzt fühlte, hatten wir für jede Aufführung einen Festredner gebeten. Als Vertreter der Behörden waren diesmal der Oberbürgermeister Otto Bennemann, der Direktor des Kulturamtes, Dr. Hermann Kindt, und unser Ehrenmitglied, Stadtrat Professor Wilhelm Staats, anwesend. Bei der Erstaufführung sprach Oberbürgermeister Bennemann und würdigte den nunmehr 30jährigen unermüdlichen Idealismus aller Mitarbeiter der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig.

Zu unserer großen Freude war erstmalig der Präsident des Niederdeutschen Bühnenbundes, Wilhelm Wetzig, aus Neumünster (Holstein) als Gast bei uns erschienen, um sich über den Leistungsstand unserer Bühne zu unterrichten. Mit herzlichen Worten sprach er über die Bedeutung der plattdeutschen Bühnen im allgemeinen und den großen Idealismus, ohne den keine Niederdeutsche Bühne denkbar sei. Leider haben die vielen Niederdeutschen Bühnen wenig Verbindung miteinander. Noch bedauerlicher ist es, wenn sie sich gegenseitig befehden. Es müßte doch ein Weg gefunden werden, der den Zusammenschluß aller plattdeutschen Bühnen ermöglicht. Dabei müßte ein Ausschuß gebildet werden, der allen Niederdeutschen Bühnen mit Rat zur Seite steht. Wird dieser Weg nicht gefunden, so läßt sich nicht verhindern, daß viele Bühnen verantwortungslos alles spielen, was ihnen in die Finger fällt, ohne Rücksicht auf den künstlerischen Wert und die sprachpflegerische Wirkung eines Werkes.

In der vergangenen Spielzeit hatten wir nur ein einziges Gastspiel, und zwar in Knesebeck. Gespielt wurde am 19. März 1954 „De Döschmaschin“ für den dortigen Kulturverein. Leider war die Aufführung nicht sehr gut besucht, weil zur gleichen Zeit noch eine andere Veranstaltung stattfand. Dadurch mußte der Kulturverein eine erhebliche finanzielle Zubeße leisten.

Außerhalb der Stammsitzreihe wagten wir am 7. November 1954 noch einmal eine Wiederholung von Scharrelmanns „Hochtied in de Pickbalge“. Diese Aufführung war sehr gut besucht, so daß wir trotz hoher Unkosten einen kleinen Überschuß buchen konnten.

Bis zur vorigen Spielzeit hatten wir nur drei Stammsitzreihen, die immer recht gut besucht waren. Es gab aber häufig Beschwerden darüber, daß ab Mitte des Saales wenig zu verstehen sei, und noch mehr sei die Sicht erschwert, weil der Saal keine Steigung hat. Wir wollen aber niemanden, der Interesse an unserer Bühne hat, verlieren, und so entschlossen wir uns zu einer 4. Stammsitzreihe, die in Zukunft immer noch unser Sorgenkind sein wird. Hoffentlich wird die finanzielle Lage unserer Stadt Braunschweig sich so erheblich verbessern, daß es uns doch noch vergönnt sein wird, eines Tages in einem kleinen würdigen Theater spielen zu dürfen. Einstweilen dürfen wir uns glücklich schätzen, in der Echternstraße 16 eine Spielstätte gefunden zu haben, die unseren Ansprüchen doch einigermaßen genügt.

Aufgeführt wurden außer dem Gastspiel in Knesebeck und der Wiederholung der „Hochtied in de Pickbalge“ je viermal „Klocken von güntsiet“, „De Döschmaschin“, „Inske“, „Hahn in'n Korw“ und „De Roop“. Wir hatten also insgesamt 22 Aufführungen. Rechnet man im Durchschnitt 20 Proben für jedes Stück, dann sind das 100 Proben, außer Wiederholungs- und Privatproben. Immerhin ein schönes Stückchen Arbeit, die sich auf wenige unermüdliche Helfer verteilt.

Außer der Jahreshauptversammlung, die leider wegen der Ferien unserer Mitglieder erst Anfang September stattfinden konnte, hatten wir nur noch eine Hauptversammlung, auf der die Belange der Bühne erledigt wurden. Weitere geschäftliche Angelegenheiten wurden auf den Proben besprochen.

Es waren beschäftigt in der Spielzeit 1954/55:

Elisabeth Berlin (4 Aufführungen), Ellen Biermann (14), Wolfgang Demann (18), Werner Drebes (18), Fietje Goeze (4), Reinhold Heydecke (18), Ilse Jacobasch (18), Otto Kerkau (9), Isolde Meves (13), Sigrid Müller (18), Dorothea Poppendieck (14), Eva Rehnert (8), Erich Ristig (1), Klaus Scharenberg (18), Willi Schütt (14), Siegfried Wolter (17) und Elisabeth Zuschlag (4). Otto Hirsch hat in 75 und Otto Ebeling in 63 Aufführungen mitgewirkt.

Am 18. Juni 1955 starb nach kurzer Krankheit im 70. Lebensjahre unser langjähriges Mitglied Gärtnermeister Wilhelm Gundlach. Durch die urwüchsige schlichte Art



seiner Darstellung hatte er sich schnell alle Herzen unserer plattdeutschen Freunde erobert. Seine Gestaltung des Bade in „Batalljon 18“ wird uns unvergeßlich bleiben. Die Besucherzahl belief sich während der Spielzeit 1954/55 auf 4679 Personen. Die Gesamtzahl unserer Aufführungen seit Gründung unserer Bühne stieg auf 907. Davon entfallen 277 auf die Zeit seit Wiedereröffnung nach dem zweiten Weltkriege. Unsere Abonnentenzahl hat sich in der letzten Spielzeit um 23 erhöht. Dadurch ist die Lücke, die durch den Todesfall einiger Besucher entstand, nicht so spürbar. Wir haben immerhin noch 333 Stammsitzinhaber.

Mit diesen Aufzeichnungen beschließt die Bühne ihr 30. Lebensjahr, das in der Geschichte der Niederdeutschen Volksbühne einen bedeutungsvollen Abschnitt brachte. Ich möchte nicht versäumen, allen Mitarbeitern für ihre erfolgreiche Tätigkeit im Dienste unserer Volkstumsarbeit zu danken, nicht zuletzt auch denen, die hinter den Kulissen mit unendlicher Liebe zur Sache ihre oft schwierige Arbeit leisten. Möge es der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig nie an solchen Idealisten fehlen, dann können wir getrost dem vierten Jahrzehnt entgegengehen! Nicht nalaten!

Helene Evers

## *Bundesverdienstkreuz für Helene Evers*

Im Februar erhielt Frau Helene Evers als Leiterin der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik mit einer Verleihungsurkunde des Bundespräsidenten. Diese von Oberstadtdirektor Dr. Lotz erwirkte Ehrung erfolgte in Anerkennung der außerordentlichen Verdienste, die sich Frau Evers um den Fortbestand und Wiederaufstieg der Niederdeutschen Volksbühne nach dem letzten Kriege erworben hat.

Helene Evers war in rein plattdeutscher Umgebung am 24. Dezember 1892 in Schellerten, Kr. Hildesheim-Marienburg, geboren und aufgewachsen. Als sie 1913 nach Braunschweig übersiedelte, bewahrte sie auch hier unter vorwiegend hochdeutsch sprechenden Großstädtern ihrer niederdeutschen Muttersprache die Treue. Sie folgte freudig im Jahre 1925 einem Aufrufe Wilhelm Börkers, durch den dieser sowohl in den Tageszeitungen wie im Aprilheft der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ die Freunde der niederdeutschen Sprache aufforderte, sich gemeinsam mit ihm der Pflege des niederdeutschen Bühnenspiels zu widmen. Helene Evers war unter denen, die sich bei der Gründungsversammlung der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig am 16. Juni 1925 zusammenfanden, und war auch als „Mutter Timm“ dabei, als im November des



Helene Evers

gleichen Jahres das Lustspiel „De erste Gast“ von Heinrich Behnken als erste Aufführung der jungen Bühnengemeinschaft über die Bretter ging. Seitdem hat sie in bisher rund 600 Aufführungen heiterer wie ernster Bühnenwerke immer wieder niederdeutsche Menschen mit der ihr eigenen, immer reifer werdenden, eindringlichen Gestaltungskraft dargestellt.

Es ging Helene Evers aber keineswegs darum, in möglichst vielen Aufführungen nur ihr darstellerisches Können und sich selbst zur Schau zu stellen. Unabhängig von der eigenen Person war für sie die Pflege der niederdeutschen Sprache und des in den Bühnenwerken verkörperten niederdeutschen Geistes Herzensbedürfnis. Das zeigte sich besonders deutlich, als nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 auch Wilhelm Börkers Lebenswerk unterzugehen drohte. Der Begründer der Niederdeutschen Volksbühne war wegen seines hohen Alters selbst nicht mehr imstande, aus den Trümmern neu wieder aufzubauen, nachdem der Krieg in seinen Spielerkreis große Lücken gerissen hatte und den Ubriggebliebenen durch Ausbombung, Hunger und andere Nöte die Lust zum Spielen zunächst vergangen war. In dieser fast hoffnungslosen Lage war es Helene Evers, die schon im November 1945 zum ersten Male einige vom alten Spielerstamm der Niederdeutschen Bühne zu einer Besprechung in ihrer eigenen Wohnung wieder zusammenholte und mit ihnen Pläne für die künftige Arbeit schmiedete. Sie stellte auch fürs erste ihre Wohnung zu den bald wieder anlauenden Proben zur Verfügung. Andere folgten diesem Beispiele, und so gelang es, allen räumlichen, zeitlichen und geldlichen Schwierigkeiten zum Trotz, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine spielfähige Gemeinschaft neu zu formen. Man probte und spielte zunächst unter der Leitung von Heinz Ohlendorf, dann, von 1947 an, unter der Leitung von Helene Evers. Diese tapfere Frau brachte um ihrer niederdeutschen Aufgabe willen bis zum Jahre 1950 größte persönliche Opfer an Geld und Gut, um den notdürftigsten Bestand an Einrichtungsgegenständen und Kleidung für die Bühne wieder zusammenzubringen, nachdem der alte „Fundus“ bei einem Bombenangriff im Kriege völlig vernichtet worden war. Zugleich war sie unermüdlich im Entdecken und Werben von Nachwuchskräften für die Bühne. Zu allem organisatorischen Geschick erwies sie sich aber auch als eine vortreffliche Spielleiterin, die würdig in die Fußtapfen Wilhelm Börkers treten konnte. Wenn die Niederdeutsche Volksbühne Braunschweig schon 1950 den alten Leistungsstand der Vorkriegszeit wieder erreichte, so war das in der Hauptsache der aufopfernden Hingabe und der vielseitigen Fähigkeiten unserer Helene Evers zu danken. Dennoch wäre ihr Werk im Jahre 1950 beinahe den übermächtigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zum Opfer gefallen. Da griff im letzten Augenblick zum Glück die Stadt Braunschweig helfend ein. In klarer Erkenntnis der Bedeutung der Niederdeutschen Volksbühne für das heimische Kulturleben gewährte Oberstadtdirektor Dr. Lotz der Bühne damals einen jährlich erneuerten Zuschuß, der es nicht nur ermöglichte, die laufenden Kosten für die Saalmiete und die Miete von Probe- und Abstellräumen zu tragen, sondern auch Frau Evers in den Stand setzte, auf eine Berufstätigkeit zu verzichten, die ihr die Erfüllung ihrer Aufgaben als Leiterin der Bühne außerordentlich erschwert oder gar unmöglich gemacht hätte. So konnte Helene Evers in den letzten 5 Jahren die Niederdeutsche Volksbühne Braunschweig unbe-

schwert von den drückenden Tagessorgen zu immer höheren Leistungen emporführen. In 42 verschiedenen Werken, die sie seit 1947 verantwortlich einstudierte, wuchsen die alten und neuen Bühnenmitglieder unter ihrer lebengestaltenden Spielleitung über sich selbst hinaus zu überzeugenden Verkörperungen der von den Dichtern vorgezeichneten Gestalten.

Möge es Helene Evers beschieden sein, ihre Niederdeutsche Bühne noch viele weitere Jahre von Erfolg zu Erfolg zu führen! Möge es ihr dabei auch gelingen, den Übergang von der nordniedersächsischen zur ostfälischen Bühnensprache zu finden! Dann wäre auch das letzte erreicht was der Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz seit der Gründung der Bühne von ihr für die Pflege des Plattdeutschen erhofft.

Fl.

### **Ernst Meineke zum Gedächtnis**

Am 12. 9. 1955 verstarb an einem Herzleiden der Rechtsanwalt und Notar Ernst Meineke in Wolfenbüttel. Mit ihm verlor unsere Heimat einen trefflichen Kenner der hiesigen Familiengeschichte. Seine Aufzeichnungen sind eine reiche Fundgrube für Fachleute und Liebhaber, so daß eine Würdigung geboten ist.

Meineke stammt aus einer seit etwa 150 Jahren in Wolfenbüttel ansässigen Familie. Die Vorfahren waren angesehene Kaufleute und Bankiers. Er wurde am 27. 3. 1892 geboren, besuchte in seiner Heimatstadt die „Große Schule“ und studierte anschließend in Freiburg, München und Berlin die Rechtswissenschaft. Schon damals finden wir ihn bei fleißigen Studien in Archiven aller Art, da er schon früh ein besonderes Interesse für die Zusammenhänge familiengeschichtlicher Entwicklung zeigte. Seine Bemühungen waren durch wichtige Funde belohnt.

1914 bestand er in Braunschweig sein Referendarexamen. Am 1. Weltkrieg nahm er als Artillerie-Reserveoffizier teil. 1921 ließ er sich in Wolfenbüttel als Rechtsanwalt nieder und wurde 5 Jahre später Notar. Diesen Beruf hat er bis zu seinem Tode ausgeübt.

Sein wissenschaftliches Lebenswerk sollte eine umfangreiche Darstellung

unter dem Titel „400 Jahre Familie Meineke“ werden. Sie liegt bisher nur in zwei Probedruckten vor, ist aber bereits von namhaften Fachleuten als ganz erstklassig anerkannt worden. In diesem Buche hat der Verfasser mit peinlicher Gründlichkeit Lebensbilder entworfen, die keineswegs etwa der Verherrlichung der eignen Familie dienen, sondern der allgemeinen deutschen Kulturgeschichte angehören. Da die erstbekannten Vorfahren zudem in der Priegnitz, in Quedlinburg und Oberwiederstedt ansässig waren — vielfach als Pfarrer, Ärzte und Offiziere —, ergeben sich Beziehungen zu den hiesigen Landen.

Meineke war auch ein fleißiger Mitarbeiter der Wolfenbütteler Zeitung. Er hat in der früheren Heimatbeilage „Das Weghaus“ und auch später viele Aufsätze veröffentlicht, die der Familiengeschichte, aber auch der Geschichte einzelner Häuser in Wolfenbüttel galten (so u. a. dem Weißen und Blauen Hause, dem Kronprinz).

Der Verstorbene war mit Ilse Landgraf, der Tochter des bekannten Obergeneral- und Leibarztes Kaiser Friedrichs, verheiratet. Sein Sohn ist Pfarrer in Schlewecke bei Bockenem, seine Tochter ist mit Rechtsanwalt Endres in Wolfenbüttel verheiratet.

H. M.

4a-302



**ÖFFENTLICH - RECHTLICHE VERSICHERUNG  
BRAUNSCHWEIG**

**VERSICHERUNGEN ALLER ART**

**KRAFTVERKEHRSGESELLSCHAFT  
mbH  
BRAUNSCHWEIG**

**Braunschweig, Broitzemer Straße 55  
Postfach 520 · Ruf 2 68 91 und 2 68 68**

**Kraftomnibuslinienverkehr  
in allen Teilen  
des Niedersächsischen Verwaltungsbezirkes  
Braunschweig**

**Auskunft und Fahrpläne durch die Betriebsstellen**